



H. Sax. Prov. E. 93.^a

Der Bote
aus
h ü r i n g e n .



Erstes Stück.

Schnepfenthal,
in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt.

1811.

Wote. Wirth.

W. Pr! Pr! das ist ein Wetter, daß man keinen Hund hinaus jagt.

W. Ja wohl! mir graüete, daß ich über den Hof gehen, und die Schaafe füttern sollte, und er hat den weiten Weg machen müssen.

W. Ich kann es nicht leugnen, daß er mir ein bißchen sauer geworden ist. Unterdessen was hilfts? so lange mir der liebe Gott Gesundheit und Kräfte gibt will ich meine Berufsgeschäfte fortsetzen. Wenn man erst comode wird, so kommt auch nichts dabey heraus. Meine Schulkameraden haben schon seit einigen Jahren ihre Arbeit aufgegeben, was hat es ihnen aber geholfen? Zwen davon liegen auf dem Gottesacker, einer sitzt hinter dem Ofen, und kann keine Luft bekommen, und ein anderer ist so steif geworden, daß er kaum aus einem Hause in das andere gehen kann.

W. Die beyden ersten scheinen mir die glücklichsten zu seyn. Denn wenn man erst seine

Januar 1811.

Zeit

Zeit gelebt hat: so ist es am besten unter die Erde.

B. Nun dahin werden wir zu seiner Zeit beyde kommen. So lange man aber über der Erde ist, ist es doch besser gesund und thätig seyn, als hinter den Ofen sitzen und krepchen.

W. Nun das ist wahr. Aber besser ist doch besser, unter der Erde haben alle Schmerzen und Sorgen ein Ende. Jetzt wird man seines Lebens nicht froh.

B. Und warum denn nicht?

W. Frage Er doch nicht so wunderlich. Denke er doch nur an die Zukunft! was für Zeiten werden wir und unsre Kinder erleben!

B. Mit seiner Zukunft, die verdreht ihm immer den Kopf. Wir haben nun beynähe 70 Jahre gelebt. Alle diese Jahre waren sonst Zukunft, die, wie eine schwarze Wolke, vor uns lag. Ein Jahr nach dem andern wurde uns gegenwärtig, und nun sind sie alle hinter uns. Hat der liebe Gott nicht immer von einer Zeit zur andern geholfen? Der Gott, der bisher regiert hat, der lebt noch.

Meine Meynung ist diese: benutze jeden Tag, so gut du kannst, genieße in Ruhe, was dir der liebe Gott bescheert, thue so viel Gutes wie mög-

möglich, sey treu in deinem Berufe, und überlasse dem lieben Gott die Sorge für die Zukunft.

W. Er weiß ja die Sachen recht artig vorzustellen. Recht mag Er wohl haben, wenn man es doch nur lassen könnte, sich wegen der Zukunft Grillen zu machen.

B. Man muß es sich nur einen rechten Ernst seyn lassen, sich die Grillenfängerer abzugewöhnen, so geht es gewiß.

W. Ich will sehen, wie weit ich es bringen kann. Aber apropos, will Er nicht einem Schnaps trinken? Er zittert ja am ganzen Leibe wie Espenlaub.

B. Er weiß, Herr Gevatter! daß ich kein Freund vom Schnapsen bin, heute nehme ich aber einen an.

W. Hier ist ein Gläschen recht guter Rummel.

B. Ich danke.

W. Wird Er mir aber dieß Jahr auch wieder Etwas erzählen?

B. En das versteht sich. Dießmahl erzähle ich Ihm die Geschichte von Simon Blaus Kohl.

Dieß

Dieser Simon Blaukohl konnte sich mit seiner Schwester nicht gut vertragen, und da er einmahl mit ihr einen heftigen Zank hatte, und der Vater ihm deswegen den Kopf etwas stark wusch: so machte er die Paar Thaler, die er unter seinem Beschlusse hatte, zusammen, und ging in die weite Welt. Um in die weite Welt zu kommen mußte er über das Meer, und dahin ging er wirklich. Erst da er auf dem Schiffe war, und das Land aus dem Gesichte verloren hatte, kam er wieder zur Vernunft und bereuete den Schritt, den er gethan hatte. Hundertmahl wünschte er, wieder bey seinem Vater und seiner Mutter zu seyn, und sie, wegen seiner Hestigkeit um Verzeihung zu bitten. Was halbs aber? Er mußte fort, wohin das Schiff schwamm, und dieses schwamm nach Surinam. Es kam auch wirklich dort an, nachdem es ein Paar starke Stürme ausgehalten hatte.

Hier fand er es viel wärmer, als in Deutschland, und es wachsen daher daselbst auch viele Pflanzen, die bey uns in freyer Luft nicht fortkommen. Die Pflanzen, über die er besonders große Augen machte, waren das Zuckersrohr und die Kaffeepflanze. Von beyden hatten
die

Die Holländer hier große Pflanzungen, die durch lauter Schwarze bearbeitet wurden, die unter der Aufsicht von Weißen standen.

Ein Glück für unsern Blaukohl war es, daß bey seiner Ankunft dem reichen Holländer, Herrn Jessen, ein solcher Aufseher gestorben war, und er umher ging, um einen zu finden, der seine Stelle ersetzen konnte. Als das Schiff, auf welchem Blaukohl, als Matrose diente ankam, musterte er das Schiffsvolk durch, und da Blaukohl eine feine Gesichtsbildung, schlanken Wuchs und starke Knochen hatte, so gefiel er ihm, nahm ihn mit sich nach Hause, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Das erste, wornach er sich erkundigte, war, ob er schreiben und rechnen könne?

Blaukohl hatte einen guten Schulmeister gehabt, und war in der Schule fleißig gewesen, deßwegen schrieb er eine feine Hand, und war im Rechnen bis in die Regel de Tri gekommen. Drob freuete sich Herr Jessen, nahm ihn in seine Dienste, und, nach dem er ihn mit dem Gange der Geschäfte bekannt gemacht hatte, gab er ihm erst ein Paar, dann immer mehrere, Slaven unter die Aufsicht. Mit schwerem Herzen übernahm er die Aufsicht über
Dies

Dieselben, weil er erfahren hatte, daß sein Vorgänger wäre von ihnen vergiftet worden, und mehrere Weiße, seit einigen Jahren, das nämliche Schicksal gehabt hätten.

Er fragte daher einen andern Slavenaufseher, wie er sich gegen die Schwarzen zu verhalten habe, daß sie ihm nicht auch so etwas beibrächten?

Du mußt dich bei Ihnen in Autorität setzen, gab dieser zur Antwort. Wenn du dein Amt antrittst, so mußt du dich gleich mit der Peitsche zeigen, und dem ersten, der etwas versieht, ein Duzend Hiebe aufzählen, daß das Blut darnach läuft. Die Hunde müssen immer durchgeprügelt werden, sonst thun sie kein gut.

Hat denn fragte Blaukohl weiter, mein vergifteter Vorgänger nicht auch geprügelt? Das wohl, erhielt er zur Antwort, aber noch lange nicht genug.

Blaukohlen wollte dieß nicht in den Kopf. Er dachte an den Spruch, den er in der Schule gelernt hatte. Ihr Herren, laßet das Dräuen, und wisset daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehn der Person. Da steht es

es ja dachte er bey sich selbst, daß man seine Untergebnen mit Liebe behandeln, und von der Art, wie man sie behandelt, Gott Rechenschaft geben müsse. Wenn man nun Gottes Geboth übertritt und gegen die Untergebnen grausam ist: so ist es ja kein Wunder, wenn die Strafe darauf folgt. Er theilte seine Gedanken Herrn Jessen mit, dieser war aber ganz anderer Meinung. Das sind keine Menschen sagte er, das sind Hunde, wenn diese nicht vollauf Prügel bekommen, so sind sie nicht zu bändigen.

Bl. Wollen Sie mir denn erlauben, daß ich etwas darauf antworten darf?

J. Warum nicht?

Bl. Wenn die Schwarzen Hunde wären: so müßte ja der Kämmerer aus Mohrenland auch ein Hund gewesen seyn. Gleichwohl taufte ihn der Apostel Philippus. Herr Jessen, der mit seinen Handlungsbuche bekannter, als mit der Bibel, war, hatte vom Kämmerer aus Mohrenland in seinem Leben nichts gehört, und wußte darauf nichts zu antworten, als — was geht mich der Kämmerer aus Mohrenland an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwentes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Ueber den Herrn Jessen habe ich mich gewundert, daß er vom Kämmerer aus Mohrenland nichts gehöret hatte.

B. Er mag wohl noch viele Kollegen haben, die zu erzählen wissen von allem, was in den Zeitungen, Comödien, Romanen und andern Büchern steht, aber nur mit der biblischen Geschichte unbekannt sind. Daher kommt es auch daß sie oft so verkehrt urtheilen, wie Herr Jessen, der die Schwarzen für Hunde hielt.

Blaufohl ging fort, und, da er den Kopf voll biblischer Sprüche hatte: so fiel ihm auch dieser noch ein: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Das willst du, dachte er bey sich selbst, thun und deine

Januar 1811.

B

Sclas

Sclaven als Menschen behandeln. Gott hat sie dir anvertrauet, Gott wirst du von ihnen Rechenschaft ablegen müssen.

Da ihm nun die zwey ersten Sclaven waren übergeben worden: so trat er vor sie mit einer Peitsche, und mit einem Fläschchen Rum. Weil er weder Holländisch, noch die Sprache der Schwarzen, sprechen konnte: so mußte er sich ihnen durch Mienen verständlich zu machen suchen. Er machte also ein grimmiges Gesicht, schwang die Peitsche, hieb damit einige mahl, aber nicht auf die Schwarzen, sondern in die Luft, dann warf er die Peitsche weg, sah freundlich aus, klopfte jedem die Backen, und — schenkte beiden den Rum ein.

Da hätte man die Freude sehen sollen, die diese Leute hatten. Sie leerten die Gläser aus, legten sich dann mit dem Gesichte auf die Erde, und jeder setzte einen Fuß von Herrn Blaus Kuhl auf seinen Kopf, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie ihm gehorchen wollten?

Nun griffen sie die Arbeit frisch an. Da jedem sein Tagewerk war angewiesen worden: so hatten sie es geendigt, schon ein Paar Stunden vorher, ehe es Fenerabend seyn sollte. Sie gaben zu verstehen, daß sie noch mehr

arbeiten wollten, und Herr Blaufohl ließ es zu.

Die Slaven der andern Aufseher hatten aber ihr Tagewerk, mit genauer Noth, bey Eintritt des Feyerabends, zu Stande gebracht. Wie ging denn dieß zu? ihre Aufseher meyneten, die Schuld läge an ihrer Faulheit. Herr Blaufohl, der zuvor einige Tage in den Pflanzungen auf und ab gegangen war, glaubte einen ganz andern Grund davon bemerkt zu haben. Die andern Aufseher hatten nämlich die Gewohnheit, ihren Slaven, wann sie ihr Tagewerk geendigt hatten, noch mehr Arbeit zu geben, und das Geld, das diese damit erwerben, in ihren Beutel zu stecken. Dieß verursachte nun lauter Erbitterung. Die Slaven, wenn sie sahen, daß ihnen ihr Fleiß nichts half, wurden tückisch, und arbeiteten so langsam, daß ihnen keine Zeit zu weiterer Arbeit übrig blieb; die Aufseher aber, die dieß merkten, suchten sie mit Prügeln zu zwingen sich mehr anzustrengen. Je mehr sie aber geprügelt wurden, desto verstockter wurden sie.

Herr Blaufohl, der dieß bemerkt hatte, griff die Sache von einer andern Seite an. Da seine Slaven Feyerabend gemacht hatten, bes

rechnete er, wie viel er durch ihre Arbeit gewonnen hätte, und gab ihnen die Hälfte des Gewinnstes. Dafür küßten sie ihm die Hände.

So hielt er es auch mit den andern Slaven die er bekam, und deren Zahl sich am Ende bis auf dreißig belief. Bisweilen wünschten die Slaven, wann die Arbeit geendigt war, etwas für sich thun zu dürfen, und er erlaubete es ihnen. An seinem Geburtstage, der den 25. May fiel, gab er seinen Untergebenen einen halben Feiertag, und bewirthete sie mit einer mäßigen Mahlzeit. Daben befanden sich nun beyde Theile sehr wohl. Die Schwarzen arbeiteten mit Lust und Herr Blaufohl wurde von ihnen wie ein Vater geliebt, und erwarb sich durch ihren Fleiß nach und nach etwas Beträchtliches.

Aber es traf hier auch ein, wo der liebe Gott eine Kirche bauet, da bauet der Teufel eine Kapelle dran. Die übrigen Slaven, da sie sahen, wie liebevoll Herr Blaufohl die Seinigen behandelte, wurden gegen ihre tyrannischen Herren immer erbitterter, und thaten ihnen alles Herzeleid an. Diese aber machten Herrn Blaufohl die bittersten Vorwürfe, und beschuldigten ihn, daß er die einzige Ursache wä

wäre, warum ihre Sklaven nicht mehr gut thun wollten. Am Ende kam es zu einem völligen Aufstande. Die Sklavenaufseher gingen mit Ungestüm auf Herrn Jessens Zimmer, und sagten, wenn er den Fuchschwänzer, den Blaukohl nicht auf der Stelle fortschickte: so würden sie alle ihren Abschied nehmen. Der Mann erschreckte, daß ihm alle Glieder zitterten. Er suchte sie durch gute Worte zu besänftigen, es half aber nichts. Je gelinder er redete, desto gröber wurden sie.

Was sollte er thun? Herrn Blaukohl fortschicken konnte er sich unmöglich entschließen: weil er sah, wie treu und redlich er war, wie sehr er die Sklaven durch seine vernünftige Behandlung gebessert hatte, und von der Meinung nun ganz abgekommen war, als wenn die Schwarzen Hunde wären. Die übrigen Aufseher, glaubte er auch nicht entbehren zu können.

Nachdem er sich die Lunge bald aus dem Leibe geredet hatte, sagte er endlich: Morgen zu Mittag sollt ihr euern Bescheid haben. Heute kann ich mich zu Nichts entschließen.

Damit ließen sie sich endlich abweisen und gingen fort. Herr Jessen aber, der eben am

Zips

Zipperlein litt, hatte sich über die Grobheit dieser Leute so stark geärgert, daß ihm des Nachts das Zipperlein in den Leib trat, und er zu Mittage, da die Grobianer in das Zimmer traten, um ihren Bescheid zu hohlen, schon mit dem Tode rang. Nachmittags gegen drey Uhr war er wirklich verschieden.

Dieser Tod eines wirklich guten Herrn, von dem diesen Leuten ihr Gewissen sagte, daß sie daran Ursache wären, machte auf sie doch Eindruck, und sie verhielten sich ruhig bis zu seiner Beerdigung.

Sobald diese aber vorbei war, berathschlugen sie sich untereinander, wie sie Herrn Blaukohl los werden wollten. Einer von Ihnen that den Vorschlag, sie wollten ihm auf den Abend aufpassen, ihn durchprügeln, und besonders nach dem Kopfe schlagen, daß er entweder auf der Stelle bleiben, oder doch bald darauf sterben mußte.

Herr Blaukohl hatte die Gewohnheit, wann sein Tagewerk geendigt war, nach einem kleinen Hügel zu gehen, von da den Untergang der Sonne zu beobachten, und ihrem Schöpfer zu danken für alles Gute, das er ihm den Tag über erzeigt hatte. Dieß wußten seine
Feins

Feinde, und versteckten sich daher den folgenden Tag, gegen Abend, in ein Gebüsch, das an diesen Hügel grenzte, alle mit Prügeln bewaffnet.

Wer aber auf Gottes Wegen geht, der steht unter Gottes Schutze, der unzählige Mittel hat, die Seinigen zu retten. Es war also gewiß Gottes Fügung, daß gerade um die Zeit, da diese Bösewichte nach dem Gebüsch gingen, einer von Blaukohls Schwarzen in der Nähe desselben arbeiten mußte. Der Anblick dieser, mit Prügeln bewaffneten, Leute, von denen er wußte, daß sie alle Blaukohls Feinde wären, war ihm verdächtig. Er schlich sich also sogleich nach dem Gebüsch, horchte, und hörte den Mordanschlag, der gegen seinen guten Herrn gefaßt wurde.

Wie ein Pfeil schoß er fort um ihn zu warnen. Aber dieser hatte einen Umweg genommen, und der Schwarze konnte ihn nicht finden. Verzweiflungsvoll rang er die Hände und lief zu seinen Kameraden. Brüder! rief er mit gräßlicher Stimme, jetzt wird unser guter Herr gemordet, wenn wir ihm nicht augenblicklich zu Hülfe kommen.

Wie

Wie der Blitz wirkte dieß auf alle. Alle folgten ihm. Geht leise! sagte der gute Schwarze, daß uns die Schurken nicht bemerken.

Da die Schwarzen barfuß gehen, so war es ihnen leicht sich hinter den Hügel zu schleichen, wo die Mordthat vollzogen werden sollte, ohne daß sie entdeckt wurden. Kaum hatten sie sich daselbst gestellt, so kam auch Herr Blaufohl und lagerte sich, ohne alle Besorgniß, auf dem Hügel. Kaum hatte er sich aber gelagert: so brachen die Mörder aus dem Gebüsch hervor und einer schrie: halt Canaille! jetzt haben wir dich, jetzt sollst du uns nicht entweichen. In dem nämlichen Augenblicke brachen aber auch die Schwarzen aus ihrem Hinterhalte hervor, fielen über die Mörder her, wanden ihnen die Prügel aus den Händen, prügelten sie tüchtig durch, und würden sie gewiß todt geschlagen haben, wenn Herr Blaufohl sie nicht davon zurück gehalten hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Drittes Stück.

1811.

Der Hirtenknabe.
Fortsetzung.

Im letzten Stücke des vorigen Jahrgangs wurde die Geschichte dieses Hirtenknaben angefangen, aber nicht geendigt. Um der Leser willen, die den vorigen Jahrgang nicht lasen, soll sie hier kurz wiederhohlet und geendigt werden.

Ein König von Persien, Namens Abbas, traf einst auf der Jagd einen Hirtenknaben an, der lieblich auf der Flöte bließ. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und, da er ihm sehr vernünftige Antworten gab, nahm er ihn mit sich und ließ ihm Unterricht geben. Er lernte so gut und betrug sich so gut, daß ihn der König zu seinem Großschatzmeister machte, und ihm den Nahmen Ali Beg beylegte. Des

Januar 1811.

E

wes

wegen wurde er beneidet, und seine Feinde suchten ihn zu stürzen. Es gelang ihnen aber nicht, so lange Abbas lebte. Dieser aber starb.

Bei seinem Nachfolger Schach Sefi gelang es ihnen, diesen zu bereden, Ali Beg sey ein Betrüger, der ungeheure Reichthümer zusammen gebracht hätte, die er nur, durch Bestehlung des königlichen Schatzes könne erworben haben.

Der König kündigte ihm daher an, er habe sein Amt verloren, und solle in vierzehn Tagen davon Rechnung ablegen.

Hierüber erschrock Ali Beg nicht, sondern bath den König, er möchte die Gnade haben sich lieber sogleich nach der Schatzkammer zu bemühen und sie zu untersuchen.

Der König that es, und fand alles in der besten Ordnung.

Nun fährt die Erzählung folgendermaßen fort: Der König konnte dagegen nichts einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmaßungen betrogen sieht. Er ersann einen Vorwand, und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höf-

Höflinge gesagt hatten; zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr, als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne kostlicher als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung, und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwey starken eisernen Niegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Niegeln verwahre? Ali Beg schien erschrocken: sein Gesicht erröthete; er erhohlete sich aber wieder und sprach: „Herr! in diesem Gemach bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange nicht es zu sehen.“

Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Hestigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf und siehe da! vier

weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt; das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesende erstaunten und Schach Sefi schämte sich zum drittenmahl, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten all mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben, als mein einziges Eigenthum, das Denkmahl meiner glücklichen Kindheit und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen, und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürstigkeit glücklicher, als im Ueberfluß deines Hofes war.“

Ali schwieg; und alle Umstehende waren bis zu Thränen erweicht. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an, (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verläumdung waren mit Schaam geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edeln nie
wies

wieder erhohlen. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bey seinem Leben und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützigte Ali.

* * *

Bote. Birtz.

B. Nun will ich fortfahren Herrn Blaukohl's Geschichte zu erzählen:

Nachdem also Herrn Blaukohl's Collegen ihre wohlverdiente Prügelsuppe erhalten hatten, begleiteten die Schwarzen ihren Herrn im Triumphe nach Hause und verabredeten unter einander, daß sie die Nacht hindurch, wechselsweise bey ihm wachen wollten, damit die Bösewichter ihn nicht etwa überfallen möchten.

Herr Blaukohl legte sich mit gerührtem Herzen auf sein Lager, und dankte Gott, daß er ihn so sichtbar geschüzet und aus der augenscheinlichen Todesgefahr gerettet hätte. Ach Gott! sagte er, wie gut ist es wenn man deis
nen

nen Weg nicht verläßt, da befindet man sich immer unter deinem Schutze. Die armen Sclaven, die du mir anvertrauetest, habe ich nach Deiner Vorschrift, mit Gelindigkeit behandelt, und habe sie dadurch zu meinen Freunden und Vertheidigern gemacht.

Mit diesen Gedanken entschlummerte er ruhig. Und seine Feinde? diesen kam kein Schlaf in die Augen, theils weil sie von den erhaltenen Schlägen noch zu starke Nachwehen fühlten, theils weil die Bosheit und Rachsucht ihnen keine Ruhe verstattete. Sie brühetem vielmehr über neuen Mordanschlägen, und wurden am Ende mit einander eins, daß sie den andern Tag ihre sämtlichen Sclaven bewaffnen, Herrn Blaukohls Pflanzung überfallen und sich an ihm und seinen Schwarzen rächen wollten.

Den folgenden Tag also, da Herr Blaufohl seinen Schwarzen für die bewiesene Treue dankte, die Arbeit und ein Paar Flaschen Rum unter sie vertheilte, beriefen seine Feinde ihre Sclaven zusammen, und Herr Grückkopf hielt folgende Anrede an sie:

Meine schwarzen Brüder! Ich muß euch etwas sagen, worüber ihr erstaunen werdet.
Stellt

Stellt euch vor, was der Blaufohl für ein abscheulicher Mensch ist. Da wir, Eure Aufseher, gestern mit einander spazieren gingen, überfiel er uns mit seinen Schwarzen, die alle mit Prügeln bewaffnet waren, und schlugen uns beynahe todt. Dadurch sind nicht nur wir beschimpft worden, sondern der Schimpf trifft auch euch. Wollt ihr dieß auf euch sitzen lassen? wollt ihr den Schimpf, den euch diese Leute anthaten nicht rächen?

Es erfolgte aber weder Stimme noch Antwort.

Macht euch fertig! suche ein jeder einen Prügel, in einer Viertelstunde wollen wir zu Blaufohls Pflanzung ziehen, und ihn und seine Slaven derb durchprügeln. Dafür sollt ihr auch heute von der Arbeit befreuet seyn, und jeder soll ein Maas Rum bekommen. Nun was wirts? macht euch fertig.

Es wurde aber nichts, und niemand machte sich fertig. Statt sich fertig zu machen, fingen die Slaven vielmehr an zu brummen, und eine Stimme rief: es lebe der brave Herr Blaufohl! auf einmahl schrieen alle hoch! hoch! hoch! hier und da hörete man auch eine Schmäzung auf ihre hartherzigen Herren, so daß
Dies

Diese zu besorgen anfangen, die Prügel, die sie Herrn Blaufohl zugedacht hatten, möchten auf ihren Rücken fallen, und sich aus dem Staube machen.

Da ihnen auch dieser Anschlag mißlungen war, rückten sie der Frau Jessen auf die Stube, und setzten ihr mit eben dem Ungestüme zu, wie ihrem verstorbenen Manne. Die Frau war vor Schrecken außer sich. Wollen Sie, fragte sie, mich auch unter die Erde bringen, wie meinen seligen Mann?

Grüzkopf, nahm das Wort, und sagte, Das wollen wir gar nicht, liebe Madame! Entschließen sie sich nur kurz und gut. Entweder geben sie Blaufohlen auf der Stelle den Abschied, oder wir nehmen den Unsrigen.

So lassen Sie mir doch nur Zeit zur Ueberlegung! Diesen Nachmittag drey Uhr sollen Sie Antwort haben. Mit diesem Bescheide ließen sie sich beruhigen und zogen ab.

Madame Jessen warf sich auf das Canapee, und nachdem sie sich ein paarmahl die Stirne gerieben hatte, klingelte sie und ihr schwarzes Kammermädchen trat herein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Viertes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. Die Madame Jessen ließen wir auf ihrem Canapee sitzen, vor welchem nun ihr schwarzes Kammermädchen stand, und ihre Befehle erwartete.

Geschwind, sagte sie, gehe zu Herrn Blaufohl, sprich mit ihm heimlich, und sage, er möchte zu mir kommen, aber hinten durch den Garten, damit es seine Collegen nicht merken.

Sie ging, und in einer Viertelstunde stand Herr Blaufohl vor ihr.

J. Setzen Sie sich, lieber Blaufohl zu mir! Denken Sie nur wie es mir geht: da drohen mir ihre Collegen mich zu verlassen, wenn ich Ihnen nicht augenblicklich ihren Abschied gäbe.

Januar 1811.

D

Bl.

Bl. Es ist traurig. Und ich kann Sie versichern, daß ich nie einem von ihnen mit einem Worte beleidigt habe.

J. Ach das weiß ich ja. Mein seliger Mann sagte mir oft: mein bester, fleißigster, rechtschaffenster Aufseher ist Herr Blaukohl.

Bl. Das macht mir Freude.

J. Und so menne ich es auch. Ich schätze Sie sehr guter Herr Blaukohl, (indem sie seine Hand faßte).

Bl. Viel Ehre für mich.

J. Können Sie sich entschließen von hier zu gehen?

Bl. Wenn Sie es befehlen, und die Ruhe Ihres Hauses dadurch wieder hergestellt wird: so gehe ich heute noch.

J. Das wollen Sie? wollen mich verlassne Wittwe diesen Bösewichtern Preis geben?

Bl. Ich sage ja, wenn Sie es befehlen.

J. Nun da können Sie lebenslang hier bleiben. Ich werde Sie nie gehen heißen. Liesz her will ich alle jene Kerl zum Henker jagen, als — nun wissen Sie Alles.

Bl. Sie setzen zu viel Zutrauen in mich, Madame.

J. Nicht mehr als Sie verdienen.

Hier

Hierauf legte sie ein Paar Minuten den Kopf in die Hand und fuhr fort: lieber Blaukohl! die Zeit geht hin — in ein Paar Stunden rücken mir die Kerl auf die Stube, und verlangen meinen Entschluß zu wissen. Ich muß also diesen Entschluß auf der Stelle fassen.

Bl. Und wie heißt dieser Entschluß?

J. Ich sehe kein Mittel mich zu retten, als, daß Sie mich heyrathen.

Herr Blaukohl, der eher des Himmels Einfall, als so einen Antrag erwartet hatte, wußte nicht, was er antworten sollte, und antwortete daher — nichts.

J. Sie schweigen? o hätte ich doch auch geschwiegen! Ich weiß wohl, daß es für ein Frauenzimmer unanständig ist, selbst auf die Heyrath zu gehen, und sich einem Manne anzutragen. Aber sie sehen, daß mich die Noth dazu treibt.

Bl. Eben deswegen trage ich Bedenken Ihre Hand anzunehmen. Sie heyrathen mich aus Noth, wenn nun die Noth vorbey ist —

J. Werde ich Sie noch immer lieb haben. Ich habe Sie stets geschätzt.

Bl. Ach liebe Madame! es wird mir so bänglich ums Herz. Ich weiß gar nicht was

ich sagen soll. Ich freue mich, daß Sie mit mir zufrieden sind. Aber ach! es würde mich schrecklich schmerzen, wenn Sie einmahl mit mir unzufrieden werden sollten.

J. Also schlagen Sie meine Hand aus?

Bl. Nicht doch.

J. So nehmen Sie sie an?

Bl. Haben Sie denn bedacht, daß man einen Mann auf seine ganze Lebenszeit nimmt?

J. Ich werde ja. Jetzt sprang sie auf und klingelte, sogleich war das Schwärzchen da und erhielt den Auftrag: Frühstück

Chocolade oder Wein? fragte das Schwärzchen.

J. Was beliebt Ihnen Herr Blaufohl?

Bl. Ich habe nicht vorzuschreiben.

J. Mit der verdammten Blödigkeit! So bringe beides. Chocolade und Wein.

Während der Zubereitung des Frühstückes erfolgte eine Pause, die wohl 150 ganze Schläge lang seyn mochte. Frau Jessen knöpfelte an den Borden, mit denen ihr Anzug besetzt war, und Herr Blaufohl bewegte auf dem Kissen des Canapees die Finger, als wenn er auf dem Claviere spielte.

Jetzt

Jetzt wurde das Frühstück aufgetragen,
und die Pause geendigt.

J. Was beliebt Ihnen, Herr Blaufohl?
Chocolade oder Madera Wein?

Bl. Was Sie mir geben.

J. Das nenne ich doch Höflichkeit. Lilli!
trage die Chocolade ab! hier Herr Blaufohl!
ist ein Glas Madera Wein, und etwas
Zwieback.

Bl. Ihr Wohlseyn Madame!

J. Gehorsame Dienerin! Aber lieber Blaus
fohl! ich habe jetzt einen Einfall gehabt, was
sagen Sie dazu? Erlauben Sie mir, daß ich
Sie, wann Ihre Collegen kommen, sie
als meinen Bräutigam vorstellen darf. Herz
nach bedenken wir uns vier Wochen, vier Mos
nathe, oder wenn Sie lieber wollen ein hal
bes Jahr, ob wir einander heyrathen wollen.
Wollen Sie mich nicht heyrathen, oder habe
ich meine Gesinnung gegen sie geändert: so
trennen wir uns. Auf einmahl heiterte sich
Herr Blaufohl auf, küßte die Hand der Frau
Jessen, und sagte: diesen Vorschlag lasse ich
mir gefallen. Aber liebe Madame! was soll
Ihnen dieß helfen, wenn ich diesen Menschen,
als Ihr Bräutigam vorgestellt werde?

J.

J. Dieses, daß Sie mir die Kerl zur Raisson bringen.

Bl. Wissen Sie aber auch, daß sie mich alle hassen? werden sie nicht alle fortgehen, wenn Sie mich ihnen, als Eigenthümer der Pflanzung, vorstellen?

J. So lassen Sie sie alle zum Henker gehen! Sie sind gewiß im Stande die Sache allein zu dirigiren. Ginge es auch nicht immer: so kommen ja fast alle Woche Schiffe aus Europa an, wo Sie sich andere Aufseher aussuchen, und sie nach Ihrer Hand ziehen können.

Bl. So erlauben Sie, daß ich nach Hause gehen darf, um zu überlegen, wie ich die Sache anfangen will.

J. So gehen Sie! kommen Sie aber ja bald wieder, damit diese Menschen mich nicht allein antreffen.

Er ging, ganz tiefsinnig mit vorhängendem Kopfe, und überlegte was er zu thun oder zu lassen habe.

Sein Vater hatte ihm oft gesagt: alles mit Bedacht! Er war aber sonst ein Leichtfuß, der darauf nicht achtete, sondern immer unüberlegt handelte. Wie hätte er sonst um

eis

eines Wortwechsels willen, den er mit seiner Schwester hatte, sogleich das väterliche Haus verlassen und in die weite Welt gehen können? Erst da er nicht mehr bey den Vater war, nahm er die Ermahnung, alles mit Bedacht! zu Herzen, und nahm sich vor, daß er sie immer befolgen wolle. Dieß war die Ursache, warum er so bedachtsam die Aufsicht über seine Schwarzen übernahm, dieß war die Ursache, warum er sich nicht entschließen konnte sogleich die Hand der Frau Jessen, und mit derselben ein Vermögen von einer Tonne Goldes anzunehmen.

Jetzt murmelte er auch auf dem Wege immer durch die Zähne: alles mit Bedacht.

Sobald er in sein Zimmer kam, schloß er es ab, ging auf und nieder, — überlegte hin und her, und — da er glaubte die Art gefunden zu haben, wie er die Sache angreifen müsse, öffnete er seinen Kleiderschrank, hoblete seine Feyerkleider heraus, legte sie an und schlich zur Madame Jessen.

Nicht lange darauf ließen sich auch seine Collegen anmelden, und ihr Besuch wurde angenommen.

Tausend was für Augen machten sie, als sie Madame Jessen erblickten, die den Mann, den sie haßten, in ihrem Arme hielt!

Hier, meine Herren! sagte die junge Wittwe, habe ich die Ehre Ihnen meinen Bräutigam, in der Person des Herrn Blaufohl, vorzustellen. Ich hoffe Sie werden ihm immer die Achtung erweisen, die er, als Eigenthümer der Pflanzung, von Ihnen erwarten darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herr Superintendent König zu Mühlhausen, der sich schon durch verschiedene musterhafte Predigten rühmlich bekannt machte, hat neuerlich eine Predigt unter folgendem Titel drucken lassen:

Ueber die erste Reformation zu Mühlhausen, eine Predigt, gehalten am Reformationstage 1809 daselbst, mit mehreren erläuterten Anmerkungen und angegebener Folge der ersten Reformatoren und nachmaligen Superintendenten

Bei Herrn Christian Andreas Salzmänn, Kaufmann in Erfurt, sind auch dieses Jahr wieder Rüchen, Kräuter, Gemüse, Klee, Gräseren, Feldspeceren, Waldholz, Gartensblumen, Sämereyen und Blumenzwiebeln zu haben, um billige Preise. Ein gedrucktes Verzeichniß davon erhält man bey ihm unentgeltlich.

Der Bote

aus

Thüringen.

Fünftes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. **H**ierauf nahm Herr Blaufohl das Wort und sagte: Ja nun sind Sie meine Untergebenen. Aber ich will daß wir in Friede bey einander leben. Was vorgefallen ist zwischen uns, das ist vergeben und vergessen. Aber nun sagen Sie mir aufrichtig, habe ich Sie beleidigt?

Alle schwiegen.

Habe ich je einen ihrer Slaven zum Ungehorsam gegen Sie gereizet?

Die mehresten antworteten mit einem leisen Nein.

Und haben mich doch verfolgt?

Was hilft dieß Reden alles, sagte Herr Grückkopf.

Februar 1811.

E

Seit

Seit dem Sie hier sind thun unsere Sclaven nicht mehr gut. Und daran sind Sie Schuld. Sie verstehen nicht wie man die Schwarzen behandeln muß. Daß Sie es wissen.

Bl. So habe ich es also mit Ihnen zu thun, Herr Grückkopf. Sie, meine Herren! haben zu viel Verstand. Also Herr Grückkopf! antworten Sie, aber gerade heraus, machen Sie keine Klausen. Herr Grückkopf! Achtung! haben Sie gehöret, daß mir je ein Schwarzer ungeshorsam gewesen ist?

Gr. Davon ist die Rede jetzt nicht, aber —

Bl. (Mit dem Fuße aufstampfend). Allerdings ist davon die Rede, von sonst gar nichts von gar, gar, nichts weiter. Noch einmahl frage ich Sie: haben Sie je gehöret, daß mir ein Slave ungehorsam war? Ja oder Nein!

Gr. Nein. Aber —

Bl. Hohle Sie der Henker mit Ihrem Aber. Das gehört nicht hier her. Mir ist noch kein Schwarzer je ungehorsam gewesen. Das können Sie nicht leugnen. Sie meine Herren! wissen es auch. Und Ihnen Herr Grückkopf will kein Schwarzer gut thun. Wer versteht denn also die Schwarzen besser zu behandeln?

Sie

Sie oder ich? Warum machen Sie es denn nicht auch so, wie ich?

Gr. Dieß wäre ja die neueste Mode, wenn ich von einem Manne lernen sollte, der kaum hier warm worden ist. Herr! da Sie noch keinen Schwarzen gesehen hatten, hatte ich schon ihrer funfzig unter der Peitsche.

Bl. Wisch! wasch! Simon Blaufohl ist kurz gebunden. Wer von Ihnen bleiben will, der bleibt, und ich bin sein Freund. Will er mir folgen: so soll ihm kein Schwarzer mehr ungehorsam seyn, sie sollen ihm auf das Wort folgen; sie sollen seine Freunde werden, die für ihn das Leben lassen. Wer nicht bleiben will, der packt sich zum Henker. Ich bin kurz gebunden. Herr Schnabel wollen Sie bleiben?

Schn. Ja Herr Blaufohl! vergeben Sie mir.

Bl. Alles vergeben. Herr Rehbock wollen Sie bleiben?

R. Bis an meinen Tod.

Bl. Herr Geißfuß wollen Sie bleiben?

G. Ja.

Bl. Herr Wismuth wollen Sie bleiben?

W. Herr Blaufohl! ich müßte ein schlechter Mensch seyn, wenn ich nicht bliebe.

Bl. Und Herr Grützkopf?

Gr. Ich bleibe nicht.

Bl. Desto besser! Ihnen, meine Herren! danke ich für Ihr Zutrauen. Ich bin ein ehrlicher Mann. Sie werden finden, daß es wahr ist. Jetzt geloben Sie meiner lieben Braut und mir die Treue mit einem Handschlage.

Sie schlugen alle mit ihren Händen ein, Grützkopf aber ging brummend fort.

Nun trat die Braut auf, und sagte: Ich danke Ihnen meine Herren! für das Zutrauen, das Sie mir und meinem Bräutigam bewiesen haben. Sie werden gewiß finden; daß er ein sehr rechtschaffener Mann ist. Wäre er nicht so rechtschaffen: so hätte ich ihn nicht zu meinem Bräutigam gewählt.

Morgen zu Mittag speisen Sie mit mir. Herr Schnabel, Rehbock, Geißfuß und Wiszmuth, nahmen die Einladung an, sagten noch verschiedenes zu Herrn Blaufohls und seiner Braut Liebe und entfernten sich.

Die Braut sagte noch mehr zu Herrn Blaufohls Liebe, und setzte hinzu, sie würde ihr Lebenslang seine Schuldnerin bleiben, für die Gefälligkeit, die er ihr erwiesen hätte.

Dies

Dieser sagte. Nun müsse er sich sogleich entfernen, um die Aufsicht über Grützkopfs Schwarze zu übernehmen. Er küßte seiner Braut die Hand. Diese sahe ihn an, als wenn sie erwartete, daß er noch etwas küssen sollte. Herr Blaukohl sahe sie auch an, und um ein Haar hätte er noch etwas geküßt, da fiel ihm noch zur rechten Zeit des Vaters Spruch ein: alles mit Bedacht! Er neigete also nochmals seinen Mund auf ihre Hand, küßte sie, und — empfahl sich zu geneigtem Andenken.

Darauf lief er zu seinen Schwarzen, untersuchte, wie sie arbeiteten, und fand, wie immer, daß sie fleißig waren.

Von ihnen ging er zu Grützkopfs Schwarzen, denen er ankündigte, daß sie nun nicht mehr unter Grützkopfs, sondern unter seiner Aufsicht ständen.

Diese Nachricht verursachte allgemeinen Jubel. Sie liefen nach ihren musikalischen Instrumenten, spielten einen Tanz auf, und die übrigen schlossen einen Kreis und tanzten um ihn.

Nachdem er eine Viertelstunde die Ausdrücke ihrer Freude mit angesehen hatte, gebot er Stillschweigen, und hielt ein Redchen an sie, in welchem er sie versicherte, daß er
für

für sie, wie ein Vater für seine Kinder, sorgen wolle, er hoffe sie würden ihm auch wie einem Vater folgen, damit er nicht nöthig habe sie zu schlagen. Am Schlusse der Rede ließ er, statt der Rußanwendung, ein Paar Flaschen Rum unter sie austheilen.

Sie ließen ihn nun hoch leben, und nachdem dieß geschehen war, nahm einer sein Glas Rum und rief: es sterbe der Tyrann Grüzkopf. Dieß war eine Veranlassung zu den gräßlichsten Verwünschungen, in welche nun alle gegen Grüzkopfen ausbrachen.

Herr Blaufohl hatte schlechte Freude daran. Er winkte mit der Hande, daß sie schweigen sollten — sie schwiegen. Kinder! sagte er, daß thut nicht! Herr Grüzkopf wird euch nicht mehr schlagen. Er reißt bald ab. Schimpfen dürft ihr aber nicht auf ihn. Dieß leide ich nicht. Wollt ihr mir folgen?

Ja! Ja! riefen alle, warfen sich vor Herrn Blaufohl auf das Gesicht, jeder setzte Blaufohls Fuß auf seinen Kopf und gelobte ihm so Gehorsam.

Bis in die späte Nacht hatte Herr Blaufohl zu thun, um alles in Ordnung zu bringen. Dann verfügte er sich zur Ruhe.

Allen Lesern dieses Blatts wünsche ich, daß sie diese Nacht eine angenehmere Ruhe haben mögen, als Herr Blaukohl hatte. Diesem kam kein Schlaf in die Augen. Bald dachte er an die vielen Geschäfte, die nun auf ihm lagen, bald an — an wen? das kann jeder leicht errathen. Schloß er auch bisweilen die Augen, gleich stand Grünkopf vor ihm — er fuhr zusammen, und erwachte, oder die Schwarzen kamen mit einer Klage — er fuhr zusammen, und erwachte, oder die Person, die jeder selbst errathen kann, küßte seine Hand — er fuhr zusammen, und erwachte. So ging es die ganze Nacht hindurch. Bald warf er sich auf die rechte, bald auf die linke Seite. Gegen Morgen fand sich endlich ein süßer Schlaf ein. Kaum hatte er ihn aber eine halbe Stunde genossen, so zupfte ihn ein Schwarzer, und sagte, daß es Zeit sey aufzustehen.

Wie gern hätte er ein Paar Stunden noch geschlafen. Als er aber daran dachte, was für Unordnung einreißen würde, wenn er nicht auf seinem Posten wäre: so konnte er nicht länger im Bette bleiben, er ermunterte sich, sprang auf und kleidete sich an. Sein Kopf war ziemlich dämisch. Er suchte sich damit zu
hels

Helfen, daß er den Kopf mit Wasser wusch, das so frisch war, als man es in Surinam haben konnte. Da war es nun freylich so frisch nicht, als das Wasser, das vor dem Hause seines Vaters sprang. Denn in Surinam kann fast man alles haben, was man wünscht, Kaffee, Zucker, Chokolade, Citronen, Pommeranzen, Kokusnüsse, alle Arten von Weinen, nur kein frisches Quellwasser. Herr Simon Blaukohl hätte daher oft gern einen Centner Kaffee und einen Centner Zucker drum gegeben, wenn er nur einen einzigen Krug Wasser, aus seines Vaters Brunnen gehabt hätte.

Nachdem er seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, schloß er sich wieder ein, und bedachte, wie er sich bey der Mahlzeit zu verhalten habe, zu welcher ihn Madame Jessen eingeladen hatte.

Alles mit Bedacht! sagte er, legte seine Feyerkleider an, und verfügte sich dann zu Madame Jessen, die bey seiner Ankunft so freundlich war, wie ein Ohrwürmchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Sechstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

Herr Blaukohl war also, wie sich der Herr Bevatter noch erinnern wird, von Madame Jessen zum Mittagsessen eingeladen worden. Er fand sich dabey ein, nachdem er zuvor seine Feyerkleider angelegt hatte. Sie drückte ihm zärtlich die Hand und sagte: willkommen lieber Bräutigam! Er aber küßte die ihrige, und weiter nichts, und sagte: ich bin zu Ihren Diensten liebe Braut!

Bald erschienen auch die Herren Schnabel, Rehbock, Geißfuß und Wispmuth, und fanden eine so köstliche Mahlzeit, als in Krebsleben, des Herrn Blaukohls Geburtsorte, noch nie war gegeben worden.

Die ersten Gerichte wurden ohne vielen Wortwechsel verzehrt. Als aber die Gläser

Februar 1811.

F

mit

mit Wein gefüllet waren, ergriff Herr Simon Blaukohl das feinige, und sagte: es lebe unsere Pfanzung! Sie soll leben! sagten alle.

Madame Jessen füllte sogleich wieder die Gläser, nahm das ihrige, und sagte: es lebe mein lieber Bräutigam!

Er soll leben! sagten alle, und leereten dazu ihre Gläser aus.

Was hatte Herr Blaukohl zu thun? Wenn er nicht unhöflich seyn wollte: so mußte er die Gesundheit erwiedern. Er füllte also die Gläser von neuen, ergriff mit der rechten Hand sein Glas, rief: es lebe meine liebe Braut! Alle stimmten ein: sie soll leben! und er bekam dafür einen sanften Händedruck.

Noch einmahl füllte er die Gläser, und trank: auf gute Freundschaft! Auch an dieser Gesundheit nahm die ganze Gesellschaft Antheil. Jetzt waren nun alle Herzen guter Dinge, das Tischgespräch wurde lebhafter und Herrn Blaukohls Zunge, die sich sonst etwas schwer bewegte, wurde durch die Kraft des Weins gelöst.

Sie wollen wissen, wie ich es anfangen, daß mir die Schwarzen auf den Wink gehorchen,

chen, sagte er, ich will es Ihnen sagen. Sehn Sie meine Herren, ich habe den Glauben, daß mir die Schwarzen von unserm Herre Gott anvertrauet sind, nicht nur daß sie für mich arbeiten sollen, sondern auch daß ich für sie wie ein guter Herr sorgen soll. Ich habe den Glauben, daß ich einmahl unserm Herre Gott von ihnen Rechenschaft geben muß. Deswegen behandele ich sie mit Liebe, und da sie das sehen: so haben sie mich wieder lieb. Dieß ist mein ganzes Geheimniß.

Nichts für ungut! Herr Blaufohl! erwieserte Herr Rehbock, Sie sind ein sehr braver Mann. Aber, nichts für ungut, die Schwarzen aber, kennen Sie noch nicht. Das ist ein verstocktes, tückisches, boshafes Volk. Das muß man prügeln, wenn man es in Respect erhalten will.

Bl. Erhalte ich es nicht im Respect ohne Prügeln?

R. Es ist noch nicht aller Tage Abend.

Bl. Das weiß ich wohl. Unterdessen versuchen Sie es einmahl meine Herren, und behandeln ihre Leute, wie ich die meinigen — da muß ich Ihnen aber auch noch sagen, daß ich, wenn sie ihr Tagewerk geendigt haben

ihnen keine neuen Arbeiten auflege, sondern ihnen frey stelle, ob sie weiter arbeiten wollen oder nicht, und ihnen die Arbeit, die sie nun noch für mich thun, bezahle.

R. Daben würden wir uns schlecht stehen.

Bl. Ich stehe sehr gut daben. Kurz von der Sache zu kommen, folgen Sie mir, es wird gewiß gut gehen. Prügeln Sie mir keinen Schwarzen wieder. Prügel thun wehe, und erwecken keine Liebe. Leute, die so roh sind wie die Schwarzen werden dadurch erbittert und zur Rache gereizt. Freylich ist es möglich, daß unter so vielen Leuten sich ein und der andere Verstockte findet, der sich mit Güte nicht lenken läßt. Wenn dieß einmahl der Fall seyn sollte: so zeigen Sie es mir nur an; so will ich die Sache untersuchen, und ihn, wenn er schuldig gefunden wird, öffentlich durchs peitschen lassen.

Und nun liebe Braut! sich an Madame Jessen wendend, habe ich noch eine Bitte an Sie —

Br. Die ich mit Vergnügen erfüllen werde.

Bl. Wollten Sie nicht unsern Schwarzen morgen eine Mittagsmahlzeit, und den Nachmittag frey geben?

Br.

Br. Ohne alles Bedenken.

Bl. Ich danke Ihnen verbindlichst. Wollen Sie mich nicht auch diesen Leuten als Ihren Bräutigam vorstellen?

Br. Dieß will ich noch lieber thun.

Bl. Nun meine Herren! Bey dieser Gelegenheit will ich denn den Schwarzen sagen, wie sie sich gegen Sie verhalten sollen. Jetzt muß ich wieder an meine Geschäfte.

Dieß war ein Wink für die andern Herren, daß sie auch an ihre Geschäfte gingen. Sie standen also auf, und beurlaubten sich. Auch Herr Blaukohl beurlaubte sich.

Der folgende Tag war für die schwarze Welt ein großer Festtag. Als sie bey Tische saß, kam Madame Jessen getreten, und hatte ihren Bräutigam am Arme. Meine schwarzen Kinder! sagte sie, Ihr habt den Herrn Blaukohl immer so lieb gehabt — nun ist er mein Bräutigam, und euer Herr. Ist euch das recht?

Ein allgemeines Händeklatschen war die Antwort.

Darauf versicherte sie Herr Blaukohl, daß sie es immer bey ihm recht gut haben sollten, und daß er sie immer wie seine eignen Kinder
bes

Behandeln wolle. Immer, fuhr er fort, kann ich freylich nicht bey euch seyn. Herr Schnabel, Rehbock, Geißfuß und Wiszmuth, werden die Aufsicht über euch führen. Wir haben aber mit einander ausgemacht, daß ihr keine Prüsgel mehr bekommen sollt. Send ihr das zufrieden?

Ja! Ja! riefen alle.

Wir haben mit einander ausgemacht, daß jeder, wenn er sein Tagewerk vollendet hat, nicht mehr zur Arbeit gezwungen werde, sondern die Freyheit haben soll, zu thun was er will. Will er für seinen Aufseher arbeiten, so soll es ihm dieser bezahlen. Send ihr das zufrieden?

Ja! Ja! Ja! war die allgemeine Antwort.

Wir haben ferner ausgemacht, daß, wenn dem ohnerachtet einer von euch seinem Aufseher ungehorsam seyn sollte, daß ich ihn öffentlich durchprügeln lassen will. Send ihr das zufrieden?

Es erfolgte eine Pause von ein und einen halben Tacte. Darauf rief einer: recht so! ich werde nie geprügelt werden.

Recht so! recht so! riefen alle.

Nun fuhr Herr Blaufohl fort, ich wünsche
daß

Daß ich nie nöthig haben mag einen von euch peitschen zu lassen.

Jetzt ließen die Schwarzen Braut und Bräutigam, Herrn Schnabel, Rehbock, Geißfuß und Wismuth hoch leben. Diese sahen noch einige Zeit der Fröhlichkeit der Schwarzen zu und entfernten sich dann.

Madame Jessen wurde von ihrem Bräutigam nach Hause geführt. Sie erwartete, daß er sich jetzt etwas deutlicher erklären würde. — Es erfolgte aber weiter nichts, als ein Hänselkuß, doch mußte er ihr versprechen, daß er künftig täglich zu Mittage mit ihr speisen wolle.

Da der Tag sich neigete ging er wieder auf seinen Hügel, um eine wichtige Ueberlegung anzustellen. Alles um ihn her war stille — Dunkel fing an die Flur zu decken, und nach und nach kamen die Sterne zum Vorschein. Hätte Herr Blaukohl den Voten aus Thüringen gelesen, und die Sternencharten kennen lernen, die mit demselben ausgegeben wurden: so würde er sich jetzt mit Betrachtung der Gestirne beschäftigt haben, davon doch wenigstens einige, die dort abgebildet waren, zum Vorschein kamen.

Da

Da er aber mit dem gestirnten Himmel ganz unbekannt war: so sah er auch nicht nach ihm, sondern überließ sich ganz seinen Gedanken.

Diese alle waren nun auf nichts anders, als — als — als — auf Madame Tessen gerichtet, und er überlegte, wie er sich gegen sie benehmen wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alle Sorten von selbst gebauten Kräutern Kohl, Kraut, Wirsching, große über sich wachsende Kunkeln fürs Vieh, holl. frühz. Carrotten, gelbe lange Möhren, 18 der besten Sorten Sallat, Zwiebeln, Gurckenkern, Melonenkern, Waizen, Zwerg-, Zucker- und andere Sorten Bohnen und Erbsen, Blumen-, Sorten und Gewächse, frühen Capschen großen Blumenkohl, große weiße frühe kurzlaubige Kohlrabi, weiße und rothe französ. Radies, und noch viele andere Sorten Saamenwaaren sind bey Endesbenanntem zu haben.

Das Verzeichniß von 200 Sorten, können Gartenfreunde gegen postfreye Briefe, umsonst haben. Erfurt, im Januar 1811.

Georg Christian Haun.

Der Bote

aus

Thüringen.

Siebentes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. Madame Jessen war eigentlich kein hübscher Schatz. Ihr Vater war aus Nordhausen und ihre Mutter von der Küste Guinea. Jener war weiß diese schwarz. Kienruß mit Bleiweiß vermischt gibt bekanntlich eine graue Farbe. Bey den Menschen ist es aber anders. Wenn bey diesen das Schwarz und Weiß sich vereinigt, so wird gelb daraus. Madame Jessen war also gelb, gerade wie Herrn Glasfopfs hoffnungsvolle Söhne, von dessen Leben und Schicksalen im vorigen Jahre ausführlich gesprochen wurde. Ihr Haar war kurz und schwarz, und ihre Lippen etwas aufgeworfen. Im übrigen war sie schlank gewachsen.

Februar 1811.

G

Seht

Jetzt wollen wir Herrn Blaukohl ein wenig belauschen, und die Gedanken zu erwischen suchen, die durch seine Seele gingen.

Schön, dachte er, ist Madame Jessen freynlich nicht. Wenn ich sie mit unsers Nachbars Tochter in Krebsleben vergleiche: so gefiel mir diese freynlich besser. Aber — jene kannst du nicht haben. Und, wenn man es bey Lichte besieht, so ist Schönheit eine vergängliche Sache. Ich habe so manche rothbäckige Frau gekannt, die quittengelb wurde, wann sie aus dem ersten Wochenbette kam, Madame Jessen kann nicht gelber werden, als sie schon ist. Sie ist aber bey alle dem eine hübsche Frau. Sie ist so gesprächig, so leutselig so spashaft, sie versteht die Haushaltung gut, und ihren seligen Mann hat sie gut gewartet. Dieß alles wird hoffentlich bleiben, wenn sie auch zehnmahl in die Wochen käme. Freynlich hat sie ein loses Mäulchen. Aber war man nicht bey uns der Meynung, daß die Weiber die besten wären, die die losesten Mäuler hätten? Mein seliger Pathe pflegte ja zu sagen!

Einen Hund der nicht billt,
Eine Frau, die nicht schilt,

Ein

Eine Kaze, die nicht maust,
 Die soll man nicht leiden im Haus.
 Du kannst auch so viel Gutes stiften, wenn
 du sie heyrathest, kannst so vielen Schwarzen
 ein erträgliches Leben verschaffen. Dieß ist nun
 alles recht gut. Ohne Bedenken würde ich
 ihr meine Hand geben, wenn nur Eins nicht
 wäre. Aber das Eine, das Eine, das ist der
 Stein des Anstoßes — die Tonne Goldes, die
 sie im Vermögen hat. Eine Tonne Goldes —
 nun ja es ist eine ganz hübsche Sache, wenn man
 sie selbst erwirbt; aber wenn man sie erhenrat-
 het — dann gibt es kein gutes Blut. Bey
 dem ersten Wortwechsel den es gibt, wird sie
 sagen! habe ich dich nicht zum Manne ges-
 macht?

He! Madame Jessen! Simon Blaufohl ist
 schon ein Mann, wenn er auch keine Tonne
 Goldes hat.

Und kurz und gut — mit diesen Gedanken
 stand er auf und verfügete sich nach Hause.
 Was er auf dem Wege weiter gedacht hat,
 wird man aus dem Erfolge der Geschichte
 ersehen.

Herr Simon Blaufohl speisete nun täglich
 bey seiner Braut, die ihn so gut pfliegete und

ben irthete, als in Deutschland kaum die Weiber ihren Männern thun, die doch von ihnen, außer den Händeküssen noch andere bekommen. Er sagete ihr auch vielerley Schönes vor, und lobte an ihr alles, was zu loben war, welches sie gern zu hören schien.

Da aber die Freude acht Tage gedauert hatte, schien sie, so wie alle menschliche Freuden, ihrem Ende sich zu nähern. Da die Mahlzeit genossen war, sagte Herr Blaukohl, liebe Braut! ich danke Ihnen herzlich. Sie haben mir erlaubt mit Ihnen zu speisen. Erlauben Sie mir, daß ich künftig zu Hause speisen darf.

Br. Zu Hause? Warum denn das?

Bl. Sie thun des Guten zu viel. Ich habe Kopfschmerzen, Stechen auf der Brust, und kann des Nachts nicht schlafen.

Br. Klausen! Herr Simon Blaukohl! sprechen Sie frey von der Leber! Sagen Sie gerade heraus: Madame Jessen, ich kann Sie nicht leiden, da ist es gut. Ich will nicht böse darüber werden. Nur machen Sie keine Winkelzüge.

Bl. Ich Sie nicht leiden? (Hier vergaß sich der gute Herr Blaukohl, schlang seinen Arm um ihren Hals, und druckte wirklich

eis

einen Kuß auf ihre aufgeworfne Lippen) ich kenne kein Frauenzimmer, das ich Ihnen vorzuziehen würde.

Br. Und fliehen mich doch?

Bl. Nicht Sie, sondern Ihre Tafel.

Br. Nun was verlangen Sie denn von meiner Tafel? Sagen Sie doch!

Bl. Nichts, als eine Suppe, etwas Gemüse und Fleisch und einen Becher ganz leichtesten Wein.

Br. Wenn es weiter nichts ist — das sollen Sie haben.

Bl. Und doch kann ich morgen nicht kommen. Ich muß schlechterdings einen Tag fasten, um wieder gesund zu werden. Aber übermorgen werde ich wieder kommen.

Br. Sie müssen aber Wort halten.

Bl. Das will ich gewiß thun.

Den folgenden Tag hatte also Herr Blaus Kohl einen Fasttag. Vor Sonnen Aufgang machte er sich auf und lief drey Stunden herum, dann untersuchte er die Arbeiten der Schwarzen, und da ihm der Hunger in den Magen kam, setzte er sich, brachte seine Rechnung in Ordnung und ließ so dem Magen Zeit,
Das,

Das, was er bisher zu viel genossen hatte, wieder fortzuschaffen.

W. Herr Blaukohl war also vom guten Leben krank geworden. Da trifft es doch immer ein, was ich zu sagen pflege, daß mehr Menschen davon krank werden, daß sie zu gut und zu viel essen und trinken, als vom Hunger.

B. Der Meinung bin ich auch. Eine Menge Krankheiten, die Griechische und Lateinische Namen haben, nisten sich nur in Häusern ein, wo man herrlich und in Freuden lebt. Auf den Dörfern zeigen sich die mehresten Krankheiten um die Zeit, wann die Kirmsen einfallen, und die Schlachtfeste gefeyert werden. Ja ich glaube die Armen würden noch feltener krank werden, wenn sie in Ansehung der Gesundheitspflege nicht ganz und gar unwissend wären.

W. Hatte denn aber Herr Blaukohl nicht einen Arzt in der Nähe?

B. Das kann ich nicht sagen. Herr Blaukohl war aber sein eigener Arzt. Wann er sich nicht wohl befand, so überlegete er, wie er die Tage zuvor gelebt hatte, und wann er die Ursache von seinem Uebelbefinden entdeckte: so hatte er immer ein Mittelchen an der Hand,
mit

mit dem er sich half. Jetzt wußte er z. E. daß sein Kopfschmerz, sein Stechen auf der Brust, seine Schlaflosigkeit, davon kam, daß er zu gut und zu viel gegessen und getrunken hatte. War in diesem Falle nicht der Hunger die beste Arznei?

W. Schlag sie denn auch recht gut an?

B. Vortrefflich. Auf den Abend ließ er sich eine gute Suppe machen, genoß etwas Servelatwurst und ein Glas Wein, hatte darauf eine angenehme Ruhe, und — da er des Morgens aufwachte — weg war sein Kopfschmerz und sein Stechen auf der Brust.

W. Auf diese Art wird er dem Doctor und Apotheker wenig zu lösen gegeben haben.

B. Wahrscheinlich. Aber Recht mag er wohl gehabt haben. Denn wenn jemand eine Krankheit heben will: so muß er nothwendig die Ursache wissen woher sie entstanden ist. Wir wollen nur den Kopfschmerz nehmen. Dieser kann von zehnerley Ursachen herühren. Weiß nun der Arzt die wahre Ursache nicht davon: so kann er seinen Patienten zu todte curiren.

W. Nun dann ist er von allen Kopfschmerzen frey.

B.

B. Das wohl. Auf diese Art will ja aber der Patient den Kopfschmerz nicht los werden. Findet aber der Arzt die wahre Ursache, so kann er sie gemeiniglich mit einer Cur heben, die kaum achtzehn Pfennige kostet. Kann denn aber jemand besser wissen, woher die Krankheit kommt, als der Patient selbst? Er braucht ja nur seine bisherige Lebensart durchzugehen: so wird es ihm bald befallen, wovon die Unordnung in seinem Körper entstanden ist.

B. Darinne bin ich vollkommen seiner Meinung. Weiß er denn noch Herr Gevatter, wie ich mich vor einiger Zeit in Ruhe setzen wollte?

B. Ich werde ja.

B. Nun da währete es nicht lange, so bekam ich Reissen in die Knie. Jeder, der in die Stube trat rieth mir ein Hausmittelchen. Die mehresten wollten, ich sollte Kissen um die Knie binden. Ehe ich es aber that: so dachte ich erst nach, woher wohl das Reissen kommen möchte?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Achtes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. Nun, Herr Gevatter! da ich das letzte Mahl bey ihm war, wollte er mir sagen, woher seine Knieschmerzen gekommen wären. Brachte er es denn heraus?

W. Ey Freylich. Ich hatte mich nicht erkältet, nichts gegessen und getrunken was mir hätte schädlich seyn können, endlich fiel mir ein, du hast sonst so viel Bewegung dir gemacht, seit einiger Zeit hast du aber immer stille gefessen — sollte das wohl die Ursache davon seyn? Was hatte ich zu thun? Statt Kissen um die Knie zu schlagen, nahm ich meinen Knotenstock und marschirte zu meinem Schwager, der drey Meilen von hier wohnt. Anfänglich wurde es mir freylich sauer, nach und nach ging es aber besser, und — da ich

Februar 1811.

H

Den

Den folgenden Tag wieder nach Hause kam, so waren meine Knieschmerzen weg.

B. Gerade so mache ich es auch, und ich könnte ihm davon Vieles erzählen, Ich will es aber bis auf eine andere Zeit versparen, und jetzt in Herrn Blaukohls Geschichte fortfahren.

Dieser erschien den folgenden Tag bey Madame Jessen, und wurde von ihr mit einer Mahlzeit bewirthet, die gerade so mäßig war, wie er sie bestellt hatte. So mäßig waren von nun an alle Mahlzeiten, die er bey ihr genoß. Er befand sich dabey wohl, und sagte ihr immer viel Zärtliches vor. Zu der eigentlichen Erklärung, die seine Braut erwartete, ließ er es aber immer nicht kommen. Er blieb seinem Grundsatz treu: alles mit Bedacht. Unterdessen hatte er mancherley Verdrießlichkeiten, die ihm den Kopf ziemlich warm machten. Bald kam Herr Schnabel, bald Herr Rehbock, bald Herr Geißfuß, bald Herr Wisemuth, klagten, daß ihnen die Schwarzen nicht gut thun wollten, und verlangten, daß sie Herr Blaufohl solle auspeitschen lassen. Wenn dieser aber die Sachen genauer untersuchte: so fand er immer, daß die Herren selbst an der Unfolgsamkeit Ursache waren. Geschlagen hatten sie sie

sie zwar nicht, aber desto öfterer geschimpft und ihnen Rippenstöße gegeben; auch hatten sie ihnen bisweilen zu viele Arbeiten aufgelegt. Statt also die Schwarzen peitschen zu lassen, gab Herr Blaufohl lieber ihren Vorgesetzten gute Ermahnungen. So kam z. E. einmahl Herr Rehbock zu ihm und beklagete sich bitterlich über den Schwarzen Lenk, der sich so weit vergangen, daß er ihn einen Bösewicht geschimpft, einen Stein ergriffen und gedrohet hätte, nach ihm zu werfen. Wenn Herr Blaufohl, setzte er hinzu auch dieß, ungestraft hingehen ließe: so möchte der Henker Aufseher seyn. Er verlange schlechterdings Satisfaction.

Bl. Die sollen Sie haben, wenn Lenk Sie geschimpft und Ihnen gedrohet hat, ohne daß Sie ihn dazu gereizt haben. Dieß kann ich aber kaum glauben. Ich kenne den Lenk als einen sehr fleißigen und guten Menschen; Sie, Herr Rehbock, hingegen — Sie kennen die Pflichten noch nicht, die man denen schuldig ist, die uns Gott anvertrauet hat.

R. Ja, lieber Herr Blaufohl! Sie halten es immer mehr mit den Schwarzen als mit den Weißen.

Bl. Falsch! Herr Rehbock! ich halte es mit den Leuten die Recht haben, mögen sie schwarz, weiß, gelb oder grün aussehen. Ich werde die Sache untersuchen.

Wirklich ließ auch Herr Blaufohl den Lenk zu sich kommen, und begann mit ihm folgens des Gespräch.

Lenk! Du warst zeither immer so ein fleißiger rechtschaffener Mensch —

L. Der bin ich noch.

Bl. Was muß ich aber von dir hören? Du hast ja den Herrn Rehbock einen Bösewicht geschimpft, und hast gedrohet ihn mit einem Steine zu werfen. Ist dieß wahr?

L. Wahr ist es, und nächstens werde ich ihn ermorden. (Hier knirschte er mit den Zähnen, und verzog das Gesicht so fürchterlich, daß Herrn Blaufohl angst und bange wurde.)

Bl. Weißt du aber auch, daß ich dir den Kopf kann abschneiden lassen?

L. Das ist mir Recht. Lieber will ich den Kopf verlieren als meine Muly.

Bl. Deine Muly? Wer hat sie dir denn nehmen wollen?

L. (Bitterlich weinend) Herr! ich bin ein armer Slave. Ich habe kein Haus, wo ich
wohs

wohnen, keinen Acker keinen Garten, wo ich meine Nahrung bauen könnte. Alles, was ich habe, das ist meine Muly, und diese hat mir der Teufel, der Rehbock rauben wollen —

Bl. Wie so?

L. Er hat sie zwingen wollen. (und nun erzählte er weitläufig, was sich nicht gut nachs erzählen läßt.)

Bl. Ist dieß alles wahr?

L. Fragen Sie die Muly selbst.

Bl. Gehe hin im Frieden. Deine Muly soll dir niemand nehmen. Wenn dir aber wies der jemand Unrecht thut: so schimpfe nicht und drohe nicht, sondern komm zu mir und klage es mir. Du sollst allemahl Recht behalten, wenn du Recht hast. Jetzt laß' die Muly zu mir kommen.

Sie kam, und, da sie alles bestätigte, was ihr Mann gesagt hatte, entließ er sie, und ließ Herrn Rehbock rufen. Dieser kam mit einem so zerstreuten Gesichte, daß man ihm gleich ansehen konnte, er habe kein gut Gewissen. Sie haben mich rufen lassen, sagte er, was wollen Sie von mir?

Bl. Gleich sollen Sie es erfahren. Kennen Sie die Muly?

R.

R. Ich werde Sie ja kennen. Ist sie nicht meine Sclavin?

Bl. Meine Sclavin, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, Herr Rehbock.

R. Gleich viel. Sie steht aber doch unter meiner Aufsicht.

Bl. Was haben Sie mit der Muly vor gehabt?

R. Ha! ha! ha! das belohnt sich auch der Mühe, daß man sich deswegen soll zur Rede stellen lassen. Ich habe halt mit ihr gespaßt.

Bl. Hohle der Henker ihren Spas, Sie haben sie verführen, sie haben dem ehrlichen Lenk, sein einziges Gut, das er hat, seine Muly entreißen wollen.

R. Wer hat sie ihm entreißen wollen?

Bl. Sie Herr Rehbock, der eigentlich Ziegenbock heißen sollte. Wenn nun ihr Mann darüber aufgebracht wurde, und Sie einen Bösewicht schimpfte, kann ich ihn deswegen strafen? Gibt er Ihnen nicht den rechten Namen?

R. Wie?

Bl. Und wenn der gekränkte ehrliche Mann, drohet Sie mit dem Steine zu werfen, thut er

Uns

Unrecht? wenn er Ihnen einen Dolch in die Brust stößt, oder Gift unter die Suppe mischt, wer ist daran Ursache? Sie — Herr Ziegenbock.

R. Ziegenbock? ich heiße Rehbock.

Herr Blaukohl fühlte jetzt, daß er zu heftig wurde, und ihm fiel noch zur rechten Zeit sein Wahlspruch ein: Alles mit Bedacht! Herr Rehbock, wollte ich sagen, fuhr er fort. Aber kurz von der Sache zu kommen — Lenk wird nicht bestraft, wenn es Ihnen bey mir gefällt: so thun sie so etwas niemahls wieder.

Herr Rehbock ging brummend fort.

Wenn vor dem Thüringer Walde der Rehbock brüllt: so schließen die Waldbewohner daraus, daß ungestümes Wetter erfolgen werde. Herr Blaukohl befürchtete ebenfalls, daß Rehbocks Brummen ein Ungewitter nach sich ziehen werde. Er hatte sich nicht geirrt. Rehbock wurde Grüzkopf der zweyte, und suchte alle die übrigen Aufseher gegen Herrn Blaukohl aufzumiegeln. Zum Glück bekam er noch zur rechten Zeit Wind davon.

Alles mit Bedacht! dachte er, überlegte die Sache hin und her, und, nachdem er alles wohl überlegt hatte, war er der Meynung

nung dem Herrn Rehbock den Abschied zu geben. Er ging sogleich zu Madame Jessen, ersuchte sie um ihre Einwilligung, und, da er sie erhalten hatte, nahm er Herrn Rehbock seine Geschäfte ab.

Dieser setzte sich dann, mit Herrn Brückkopf, auf ein Schiff, und segelte nach Europa zurück.

Aber nun bekam der gute Blaufohl noch mehr Arbeit: weil er auch Rehbocks Schwarze mit unter seine Aufsicht nehmen mußte. Dabey hatte er noch die Besorgniß, daß die übrigen Aufseher über lang oder kurz auch noch rebellisch werden möchten. Er wurde deswegen wirklich etwas tiefsinnig, und es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken. Madame Jessen, wäre bennah auch tiefsinnig geworden, weil sie glaubte ihr Bräutigam wäre deswegen so traurig: weil es ihm gereuet hatte, sie zu seiner Braut erwählt zu haben. Wann sie daher bey Tische saßen, störeten sie in den Speisen herum, ohne viel zu genießen, sprachen wenig, bald entfuhr diesem, bald jenem ein Seufzer. Endlich fragte ihn die Madame: sind Sie krank lieber Blaufohl?

Bl. Das bin ich nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Neuntes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. Das letzte mahl erzählte er mir, wie Herr Blaukohl und seine Braut bey Tische die Mäuler gehängt hätten.

B. Ganz Recht. Nun will ich ihm den Ausgang erzählen. Frau Jessen hatte Herrn Blaukohl gefragt ob er krank sey? Da dieser nun versichert hatte, daß er es nicht wäre, fuhr sie fort: aber Sie hängen doch immer den Kopf und sind so traurig. Was fehlt Ihnen?

Bl. Das kann ich ihnen nicht sagen.

J. Wirklich nicht? vermuthlich hat es Ihnen gereuet, die Jessen zu Ihrer Braut gewählt zu haben.

Bl. (Sie umarmend) keinen Augenblick hat es mich gereuet. Sie sollen alles erfahren. Erst muß ich aber alles wohl überlegen.

März 1811.

J

Mit

Mit diesen Worten ging er fort, nachdem er ihr erst die Hand gedrückt hatte.

Er wollte die gute Frau nicht unruhig machen, deßwegen verschwieg er ihr, was er jetzt für Arbeit, und was er von Herrn Schnabel, Geißfuß und Wispmuth zu fürchten hätte. Besser wäre es aber gewesen, wenn er alles gerade zu gesagt hätte. Denn nun befürchtete Madame Jessen das ärgste, und konnte des Nachts kein Auge zu thun.

Gegen Abend ging Herr Blaukohl wieder auf seinen Hügel, und hing seinen Gedanken nach. Guter Gott! dachte er, womit habe ich das verdient, daß du mich in solche Widersärtigkeit gerathen läßt.

Ben diesem Gedanken lebte er auf einmahl wieder auf. Du hast es, dachte er, nicht verdient. Du hast deine Schuldigkeit gethan. Du hast dich der Schwarzen angenommen, die dir Gott anvertrauet hat. Deßwegen mußt du dieß alles leiden. Gott wird dir also helfen. Er kann, er darf dich nicht verlassen. Mit diesem Glauben ging er fort, und schon den andern Tag, geschah ihm wie er geglaubt hatte.

Er

Er machte einen Spaziergang nach der See zu und stieß da auf ein Paar junge Leute, die Arm in Arm auf und abgingen, und ein Herzliches Gespräch mit einander führten. Sie gefielen ihm, und er dachte bey sich selbst, vielleicht sind die Leute, durch welche die Gott helfen will. Weil ihm aber sein Wahlspruch: alles mit Bedacht! nie aus den Gedanken kam: so entschloß er sich auch hier mit Bedacht zu handeln. Er ging also auf sie los, und both ihnen einen guten Morgen. Guten Morgen! antworteten sie. Also seyd ihr Deutsche? fragte Herr Blaufohl.

Das sind wir, antwortete der eine.

Willkommen, liebe Landsleute! in Surinam! erwiederte Herr Blaufohl. Habt ihr Lust in Surinam zu bleiben?

Warum nicht? war die Antwort, wenn wir hier unser Brot finden.

Bl. So folgt mir! vielleicht kann ich euch dazu helfen.

Als sie in Herrn Blaufohls Wohnung angekommen waren, ließ er ihnen ein Frühstück reichen, und fing dann mit ihnen folgendes Gespräch an. Lieben Landsleute! ich bin ein ehrlicher Deutscher, und freue mich allemahl,

wenn ich einem Landsmanne einen Gefallen thun kann. Vielleicht kann ich euch auch zu einem Stück Brot helfen. Aber — aber ihr müßt mir reinen Wein einschenken, durchaus die Wahrheit sagen, sonst sind wir geschiedene Leute.

Das wollen wir gewiß, antwortete der eine, aber Sie müssen uns versprechen, daß Sie uns nicht verrathen wollen.

Bl. Versprechen? ich habe den Wahlspruch: alles mit Bedacht, folglich bedenke ich mich auch, ehe ich etwas verspreche. Ihr könnt ja Spitzbuben seyn, wie kann ich euch denn da versprechen, daß ich euch nicht verrathen will?

Wir sind rechtschaffne Leute, erwiederte der eine, und wenn Sie finden, daß wir es nicht sind: so können Sie unser Geheimniß sagen, wem Sie wollen.

Bl. Nun wenn das ist: so verspreche ich euch, daß ich euch nie verrathen will. Wie heißt du?

Hieronimus Marder.

Bl. Und du?

Stephen Katz.

Bl. Das sind ja sonderbare Nahmen. Wo seyd ihr her?

R.

N. Aus Münster.

Bl. Ihr send wohl gute Freunde?

N. Herzensfreunde.

Bl. Ihr habt wohl in der Schule Freundschaft geschlossen?

N. Das nicht.

Bl. Wo denn sonst?

N. Unter dem Galgen.

Bl. Wie? Unter dem Galgen? Wie kamt ihr denn unter den Galgen?

N. Das will ich Ihnen alles sagen. Sehen Sie! Marders Vater war ein Schindersknecht, und mein Vater ein Spitzbube. Jener hatte meinen Vater gehenkt. Dieß dauerte mich. Ich konnte von meinem Vater nicht weg, und blieb also unter dem Galgen. Marders Vater, der dieß sahe, fürchtete, ich möchte meinen Vater abschneiden, und stellte also seinen Sohn zur Schildwache unter den Galgen. Da gingen wir nun, in einer mond hellen Nacht, gegen einander auf und ab. Endlich kam Marder auf mich los und sagte: Naß! warum gehst du denn nicht nach Hause? Ach! sagte ich, ich kann meinen Vater nicht verlassen.

Bist ein Narre, antwortete er, kannst du deinem Vater helfen? Der hat ja nun alles über,

Überstanden. Gehe doch nach Hause und kriech in die Federn.

Ach! fuhr ich fort, mir wäre nicht besser, als wenn ich da oben bey meinem Vater hinge. Denn was soll ich nun anfangen? ich habe keine Ehre mehr? Alles weicht mir aus. Kein Mensch will mit dem Sohne eines Spitzbuben eine Kanne Bier trinken.

Nun, fuhr Marcker fort, da tröste dich mit mir. Mein Vater ist zwar ein ehrlicher Mann, aber er ist ein Schindersknecht. Dieser ist hier zu Lande so verachtet, wie ein Spitzbube. Wenn ich in ein Bierhaus komme: so steht auch alles auf, und keins will mit mir eine Kanne Bier trinken.

So gab ein Wort das andere, wir schlossen mit einander Freundschaft, und gaben einander die Hände darauf, daß wir in fremde Länder gehen wollten, wo niemand unsere Väter kannte, und wo wir, mit andern ehrlichen Leuten, eine Kanne Bier trinken könnten. Nun wissen Sie alles, aber verrathen Sie uns nicht.

Bl. Ich werde euch nie verrathen. Aber sag mir einmahl Stephan Kaz! wie vielmahl bist

bist du denn mit deinem Vater auf den Diebstahl ausgegangen?

R. Herr! so wahr ich vor Ihnen stehe, niemahls. Mein Vater war ein sonderbarer Mann, er selbst war ein Spitzbube, aber mich hielt er zu allem Guten, zu Kirche und Schule an, und sagte mir oft, daß ich niemanden eine Stecknadel entwenden solle. Erst, da er eingezogen wurde lernte ich ihn kennen. An seinem Todestage ließ er mich in das Gesängniß rufen, gab mir gute Lehren, und, da er zum Galgen geführt wurde, sagte er mir noch: Lebe wohl lieber Stephan? Thue nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken.

Bl. Nun wenn das alles, was du mir sagst, wahr ist, und du Herr Katz nicht etwa von deinem Vater das Katzen gelernt hast: so könnte ich euch vielleicht Brot schaffen. Ich will die Sache überlegen. Uuterdessen kommt mit zu den Schwarzen und seht was diese für Arbeiten treiben.

Unter der Zeit, daß Marder und Katz mit aufgesperrten Mäulern den Arbeiten der Schwarzen zu sehen, legte Herr Blaukohl seinen rechten Zeigefinger über seine Nase und bedachte sich,

sich, ob er diese Leute annehmen solle oder nicht. Der Sohn eines Schindersknecht und eines Spitzbuben — hum! Das klingt freylich nicht lieblich. Wenn ich es aber bey Lichte besehe: so ist es doch so schlimm nicht wie es klingt. Ein Schindersknecht — es ist wahr man hält ihn für unehrlich — ist er es denn aber deswegen? Wahr ist es, das Abdecken des todten Viehs, ist eine schmutzige Arbeit, wenn er sie aber nicht thäte, müßten wir sie da nicht selbst thun? Kaufen nicht auch verschiedene Professionisten dem Schindersknechte ab, was er vom todten Vieh mit nach Hause genommen hat? Verarbeiten sie nicht die Felle, die Sehnen, die Pferdehaare und man hält sie deswegen doch nicht für unehrlich: das Aufhängen des Spitzbuben ist freylich auch eine Arbeit, für die ich mich bedanke. Unterdessen müssen doch Leute seyn, die dieß thun. Wenn gar niemand die Spitzbuben henken wollte: so müßten sie sich ja selbst henken, und das würden sie wohl bleiben lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Schüring en.

Zehntes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Herr Blaufohl redete also den Schindersknechten das Wort. Ich muß ihm sagen, Herr Gevatter! daß ich ihm recht gebe. Wenn ein solcher Mensch ein ehrlicher Mann ist, warum soll er denn unehrlich seyn?

B. Herr Blaufohl fuhr in seiner Vertheidigung fort, und sagte: ist nicht der Schindersknecht ein Diener der Obrigkeit? Gewiß Marder kann Recht haben, daß sein Vater ein ehrlicher Mann ist. Denn wenn ihn auch gleich die ganze Welt für unehrlich hält: so ist er es doch nicht so lange er rechtschaffen handelt.

Ben Katzen ist die Sache freylich etwas bedenklicher. Der Apfel fällt immer nicht weit vom Stamme. Hum! hum! wenn Katz aber

März 1811.

W

wirkt

wirklich von den Spitzbüberen seines Vaters nichts gewußt, wenn ihn dieser zum Guten erzogen hat: so kann es doch auch seyn, daß er ein ehrlicher Mensch ist.

Wenn die Leute nicht ehrlich wären: so hätten sie mir ja ihre Herkunft verschweigen können. — Bey Gott! die Leute haben Ehre im Leibe, weil sie ihr Vaterland verlassen haben, um den Schandflecken los zu werden, der ihnen von ihren Vätern anklebt.

Nachdem er sich also noch ein Paar Augenblicke bedacht hatte, nahm er die beyden Landsleute bey Seite, und sagte: wenn ihr ehrliche Leute seyd, so könnt ihr bey mir bleiben. Ihr müßt aber eure Nahmen ändern, damit eure Herkunft nicht etwa bekannt werde. Du Marder! du sollst Rose, und du Raß sollst Nelke heißen. Ich will euch die Aufsicht über einige Schwarzen geben, und euch gut dafür bezahlen. Seyd ihr das zufrieden?

Beide versicherten es und gelobten ihm Treue an.

Jetzt sah Herr Blaukohl nach seiner Uhr, und fand zu seinem großen Schrecken, daß schon seit einer Stunde die Tischzeit vorbei sey. Er sagte also den Angeworbenen, sie möchten
den

den Arbeiten der Schwarzen zusehen, und den folgenden Tag in sein Haus kommen, da er ihnen weitem Bescheid sagen wollte.

Nun lief er, wie wenn ihm der Kopf brennte, nach dem Hause der Madame Jessen.

Ben dem Eintritte in dasselbe kam ihm Schwärzchen entgegen, die eben die Mahlzeit wieder abtrug.

En! En! Herr Blaukohl! sagte sie, Sie lassen die Madame lange auf sich warten.

Ohne ihr zu antworten eilte er nach dem Zimmer der Madame Jessen und — da saß sie auf den Canapee, und schluckte, statt der Suppe, ein niederschlagendes Pulver.

Bl. Sind Sie krank liebe Braut?

J. Wie Sie wollen.

Bl. Es muß Ihnen doch etwas fehlen, Sie nehmen ja Arznei.

J. Ich habe mich ein bischen geärgert.

Bl. Das bedauere ich sehr. Worüber haben Sie sich denn geärgert?

J. Und Sie können noch fragen?

Bl. Doch nicht über mich?

J. Ueber wen denn sonst? ist das auch eine Aufführung von einem Manne, der sich meinen Bräutigam nennt, daß er von Tische

bleibt, ohne mir ein Wort zu sagen? Wenn Ihnen mein Tisch nicht gut genug ist: so konnten Sie es ja nur melden. So aber wegzubleiben, und mich eine Stunde warten zu lassen, ohne mir ein Wort zu sagen! kurz und gut ich will mit Ihnen nichts mehr zu thun haben.

Herr Blaufohl stand da, wie ein armer Sünder. Nach ein Paar Minuten setzte er sich zu ihr und wollte ihre Hand fassen — sie zog sie aber unwillig zurück.

Bl. Also wollen sie den ehrlichen Blausfohl wirklich verdammen, ohne ihn anzuhören?

J. Was haben Sie mir zu sagen?

Hierauf erzählte er umständlich, was für schwere Arbeit und Kummer er zeither gehabt hätte, wie er so glücklich gewesen wäre, ein Paar Landsleute zu finden, von denen er hoffe, daß sie seine Arbeit und seinen Kummer erleichtern würden, wie er sich über diesen Fund so sehr gefreuet, daß er darüber das Mittagessen vergessen hätte. Von der Galgengeschichte sagte er aber kein Wort.

Während dieser Erzählung heiterte sich das Gesicht der Madame Jessen auf, die zurückgezogene Hand näherte sich immer mehr. Herr

Blaus

Blaukohl faßte sie und drückte sie an seine Lippen.

J. Auf diese Art hätte ich Ihnen ja Unrecht gethan? ich bitte um Verzeihung.

Bl. Ich habe Unrecht gethan, daß ich Sie so lange habe warten lassen.

J. Aber lieber Blaukohl! Haben Sie denn gespeiset?

Bl. Die Wahrheit zu sagen, keinen Bissen.

Sogleich sprang sie auf, klingelte, Schwarzenchen trat herein, und erhielt den Befehl, sogleich die Mahlzeit wieder anzurichten.

Diese Mahlzeit wurde unter traulichen Gesprächen verzehret, und mancher Becher Wein dazu ausgeleert.

Da der Tisch abgedeckt war, stand Herr Blaukohl auf, und Madame Jessen erwartete, daß er nun, wie gewöhnlich, abtreten würde. Dießmahl aber trat er nicht ab. Er zog sie vielmehr auf das Canapee, schlang seinen Arm um sie und sagte: nun meine liebe Braut! haben Sie Zeit gehabt mich kennen zu lernen. Können Sie mich noch lieben?

J. Das ist eine sonderbare Frage. Ich habe Ihnen schon zu viel gesagt. Die Reihe ist nun an Ihnen.

Bl.

Bl. Ich versichere Sie nochmahls, daß ich Sie, wie mein Leben, liebe.

J. Ich habe Ihnen bereits meine Liebe erklärt, und habe keine Ursache meine Erklärung zurück zu nehmen.

Bl. Nun so erlauben Sie mir, daß ich recht offenherzig mit Ihnen rede.

J. Was wird doch einmahl da Herauskommen!

Bl. Ich möchte Sie gar zu gern heyrathen.

J. So?

Bl. Wenn nur Eins nicht wäre.

J. Gewiß meine gelbe Farbe.

Bl. Etwas Gelbes ist es. Ihre gelbe Farbe aber gewiß nicht. Diese läßt Ihnen recht artig.

J. Was denn sonst? vielleicht meine gelben Tapeten?

Bl. Sind sie gelb? Das habe ich wirklich noch nicht bemerkt. Die sind es nicht. Was mir bey Ihnen anstößig ist, das ist Ihre Tonne Goldes.

J. Ha! Ha! Ha! nun das muß ich sagen, so ein Mann ist mir noch nicht vorgekommen. Ich glaube weder Schnabel, noch
Geiß

Geißfuß noch Wismuth würden sich an die
Tonne Goldes stoßen.

Bl. Ich glaube es auch. Simon Blaus
Kohl ist aber ein sonderbarer Mensch. Er
mennet, es sey besser daß er Ihnen alles gerade
Heraus sage, als daß er Sie und sich unglück-
lich mache.

J. Ist denn das so ein großes Unglück,
wenn man eine Frau mit einer Tonne Goldes
Heyrathet?

Bl. Nachdem man es nimmt. Wissen Sie
Denn wie viel ich im Vermögen habe?

J. Darnach werde ich nie fragen.

Bl. Ich will es Ihnen aber sagen, ohne
daß Sie mich fragen. Ich kann Ihnen keine
Tonne Bley zubringen.

J. Desto besser.

Bl. Für Sie vielleicht, aber für mich?

J. Ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihren
Wischwasch gar nicht verstehe. Sprechen Sie
doch deutlich.

Bl. Wenn Sie einen Menschen ohne alles
Vermögen heyrathen: so werden Sie glauben,
Sie hätten ihn zum Manne gemacht. Gibt
es in der Folge einmahl einen Wortwechsel:

so

so werden Sie sagen, habe ich dich nicht zum Manne gemacht?

J. Das können Sie von der Jessen denken?

Bl. Weiber sind Weiber. Und die Besitzerinn einer Tonne Goldes wird hernach die Herrschaft im Hause führen wollen. Wenn ich einige Ducaten haben will: so werde ich Sie darum bitten müssen, und nicht Ihr Mann, sondern Ihr unterthäniger Diener seyn. Nun überlegen Sie selbst liebe Madame, ob es nicht vernünftiger wäre, wenn ich eine Frau ohne alles Vermögen heyrathete. Man ist doch lieber ein Mann, als ein unterthäniger Diener.

J. (Vom Canapee auffspringend) Nein das geht zu weit.

Sie trat an das Fenster, und nachdem sie einige Minuten in tiefen Gedanken gestanden hatte, drehete sie sich um und sagte: unsterdessen lieber Blaukohl! zeigen Sie daß Sie ein braver Mann sind. Hören Sie also meine Erklärung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Elftes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. Ich bin begierig, die Erklärung zu hören, die Madame Jessen ihrem Bräutigam that. Dieser sprach ziemlich frey von der Leber.

B. Wenn alle Brautleute vor der Trauung so offenherzig mit einander sprächen: so würde vielem Zank und Zwietracht vorgebeuget werden. Die Erklärung, die Frau Jessen that lautet folgendermaßen: Ich habe mich Ihnen zur Frau angetragen, weil ich wußte, daß sie ein verständiger, rechtschaffner und fleißiger Mann sind. Daß Sie kein Vermögen besäßen vermuthete ich. Wäre ich nun nicht ein schlechtes Weib, wenn ich Ihnen Ihre Armuth vorrücken wollte? Können Sie der Jessen so einen schlechten Charakter zutrauen? Mein Herr Blaufohl, wenn wir, welches Gott vers

März 1811.

¶

hüs

Hüten wolle, Todtfeinde werden sollten: so werde ich es Ihnen doch nie vorrücken, daß ich Sie zum Manne gemacht hätte. Und was meine Tonne Goldes betrifft: so übergebe ich sie Ihnen, sobald ich Ihnen vor dem Altare meine Hand gebe. Sie können darüber schalten, wie wenn sie Ihr Eigenthum wäre: denn ich weiß, Sie sind ein rechtschaffener Mann, der von meinem Vermögen keinen übeln Gebrauch machen wird. Wenn ich Sie heyrathe so sollen Sie mein Mann, aber nicht mein ergebener Diener seyn. Herr Blaukohl! wüßte ich, daß Sie ein Schafskopf wären, der sich unter den Pantoffel schmiegte, bey Gott! ich nähme mein Wort zurücke. Nun habe ich Ihnen mein ganzes Herz ausgeschüttet. Machen Sie was Sie wollen. Nur das bitte ich mir aus, daß Sie mir binnen hier und acht Tagen Ihren bestimmten Entschluß sagen.

Bl. So lange Zeit ist gar nicht nöthig, der Entschluß ist bereits gefaßt.

J. Und heißt?

Bl. (ihre Hand fassend) daß ich die vortrefliche Madame Jessen bitte, mir Ihre Hand zu geben.

J. Die Hand? Sie haben sie ja schon.

Bl.

Bl. Nein so verstehe ich es nicht. Ich bitte, mich zu Ihrem Ehemanne anzunehmen.

Hier schloß Sie ihn in ihre Armen.

Es war nun nichts als Herzlichkeit und Zärtlichkeit; die Spannung, welche bisher zwischen ihnen obgewaltet hatte, hörte auf und sie wurde weit zutraulicher.

Den folgenden Tag nahm Herr Blaukohl seine beyden Landsleute zu sich, und erklärte ihnen den Spruch: Eph. 6, 9. Er sprach zu ihnen mit vieler Wärme, und schärfte ihnen ein, daß die Slaven die er ihnen übergäbe, ihnen von Gott anvertrauet wären, und daß sie von ihnen Gott Rechenschaft würden geben müssen. Würden sie dieselben menschlich mit Liebe und Ernst behandeln: so würden sie ihnen auf den Wink folgen; würden sie aber diese Leute schimpfen, stoßen, schlagen oder ihnen auf andere Art Unrecht thun, so würden sie tückisch und boshaft werden, und ihnen nichts, als Verdruß machen. Sehen Sie, fuhr er fort, wie lieb mich die schwarzen Kerls haben, wie sie an mir hängen, wie am Vater! Behandeln Sie diese Leute wie ich: so werden Sie von ihnen eben so geliebt werden.

Hierauf machte er sie mit den Arbeiten der
 Sklaven, mit der Wartung des Zuckerrohrs und
 der Kaffeebäume, mit dem Pressen des Zucker-
 rohrs und dem Sieden des Zuckers, mit dem
 Mahlen und Sortieren der Kaffee Früchte be-
 kannt. Dann gab er jedem erst zwey, dann
 drey, in der Folge vier Sklaven, endlich, nach-
 dem er sie hinlänglich geprüft hatte, noch
 mehrere Sklaven unter die Aufsicht. Sie
 richteten sich streng nach Herrn Blaukohls
 Vorschriften und Exempel, und führten ihre
 Aufsicht so, daß Herr Blau Kohl Freude daran
 hatte, und nur selten genöthigt war, ihnen ei-
 ne kleine Erinnerung zu geben.

Herr Schnabel, Geißfuß und Wismuth ka-
 men nun auch zum Nachdenken. Sie sahen,
 daß sie nun nicht mehr unentbehrlich wären,
 weil Herr Blau Kohl an den Herren Rosen und
 Nelken einen so guten Beystand hätte, und
 wurden deswegen weit folgsamer und menschs-
 licher.

Unter dessen näherte sich das Trauer Halbes
 Jahr der Madame Jessen seinem Ende, und es
 war nun Zeit zu der Hochzeitsfeier ernstliche
 Anstalten zu machen. Dieß verursachte zwis-
 schen dem Brautpaare einen kleinen Wortwechs-
 sel.

sel. Die Braut bestand darauf, daß Herr Blaukohl alles anordnen solle; dieser aber versicherte, daß dieß ihr zukäme. Endlich vereinigten sie sich dahin, daß die Braut die Gäste wählen, und der Bräutigam das Uebrige anordnen solle: dieser verlangte nun, daß bey dem Hochzeitmahle für gute Speisen und Getränke gesorgt, aber verhütet werden solle, daß die Mahlzeit nicht in eine Fresserey und Sausferey ausarte, und — daß die Schwarzen, deren Arbeiten das Brautpaar alles zu verdanken hätte, auch ein Fest bekommen, und sie eine ganze Woche lang, aus der Frau Jessen Küche gespeiset würden.

Alles gestand die Braut willig zu, und da der Hochzeittag da war ging das Brautpaar zum Traualtare.

Als es von der Trauung zurückging, hatten sämtliche Schwarze sich in zwey Reihen gestellt, und einige kleine Schwärzchen gingen vor dem Brautpaare voraus mit Blumenkörben, und bestreueten den Weg mit Blumen. Dieß war Herrn Blaukohls Veranstaltung. Aber nun erfolgte noch etwas, das er nicht veranstaltet hatte. Die Schwarzen stimmten ein Lied, unter

ter Begleitung musikalischer Instrumente, an,
das im Deutschen folgendermaßen lautet:

Aus dem Vaterlande
Riß uns Feindes Hand
Vater, Mutter weinten
Auch wir Armen weinten
Einen See voll Thränen;
Doch was halfen sie?

* *

Lieger, Leoparden,
Raubten oftmahls auch
Müttern ihre Kinder,
Bittere Thränen flossen
Fühllos war der Räuber
Wie es Christen sind.

* *

Trocknet Eure Thränen
Brüder trocknet sie!
Fehlt uns noch der Vater?
Fehlt uns noch die Mutter?
Mehr als Bende schenkte
Uns der große Geist.

* *

In Frau Jessen schenkte
Er die Mutter uns;
Und der beste Vater,
Der die Fesseln löste,
Uns gab Menschenrechte
Ist Herr Blaufohl uns.

* *

Gieße Deinen Segen
Großer Geist auf Sie!
Räum' aus Ihren Wegen

Alle

Alle spitzgen Dornen,
Schmücke stets mit Blumen
Ihres Lebens Pfad!

(Die Fortsetzung folgt.)

Pränumerations- / Anzeige,

der nun völlig beendigten neuen und sehr wohl-
feilen Ausgabe

der

O e v r e s C o m p l è t e s

de

M. de Florian.

13 Volumes. Mit 13 Kupfern. 8.

Leipsic 1810.

(246 Bogen stark.)

Zu einer Zeit, wo die Fertigkeit in der frans-
zösischen Sprache ein großes Bedürfniß
jedem Gebildeten ist, verdiente dieser so allges-
mein beliebte Schriftsteller wohl eine neue Aufz-
lage, da der Inhalt seiner Werke so anziehend
ist, seine Darstellungen so lieblich, und seine
Sprache in so leichter und reiner Klarheit das
hin fließt. Wem, der auf gebildeten Geschmack
Anspruch macht, wären Florians sinnreiche No-
vellen, sein Ritterroman, der Gonzalvo von
Kordova, die idyllische Estelle, seine netten Fas-
beln, seine Schäfererzählung Galatée, seine bez-
liebten Schauspiele, so wie so vieles andere
Schöne — unbekannt?? und wen hätten nicht
die

die reinen, schuldlosen und einfachen Sitten in allen seinen Schriften angezogen? Für unsere Jugend zumal wird es kaum eine Schrift geben, aus welcher sie leichter und lieber ein reines Französisch erlernen möchte. Der Inhalt sämtlicher 13 Bände ist folgender: Tom. 1. Nouvelles et Nouvelles Nouvelles. Tom. 2. Numa Pompilius. Tom. 3. et 4. Théâtre. Tom. 5. Estelle, et Eliezer et Nephthaly. Tom. 6 et 7. Gonzalve de Cordoue. Tom. 8. Fables et Guillaume Tell. Tom. 9. 10. 11. Don Quichotte de la Manche. Tom. 12 et 13, Galatée, et petites Pièces.

Der unterzeichnete Verleger, welcher seinerseits an Druck und Papier nichts gespart hat, die Gefälligkeit dieses Werks zu erhöhen, hofft es dadurch gemeinnütziger zu machen, daß er die Pränumeration zu dem höchst billigen Preis für alle 13 Thle. 5 thl. 8 gr. Sächl. setzt, und den Liebhabern, die Pränumeranten sammeln wollen, noch auf 5 Exmpl. das 6te gratis gibt, welches Frey-Exemplar aber einzig und allein nur von ihm selbst und keiner andern Buchhandlung zu fordern und zu erhalten ist.

Die sämtlichen 13 Bände, welche alle Werke Florians enthalten, sind bereits fertig gedruckt, und für übersandte Pränumeration von 5 thl. 8 gr. erhält man das complete Werk sogleich. Der Pränumerationstermin dauert bis Ende Dec. 1811, und nach ihm tritt der Ladenpr. mit 8 thl. wieder ein. Leipz., im Jan. 1811.

Gerhard Fleischer d. Jüngere.

Obiges ist in der Buchhandlung der Erziehungs-Anstalt in Schnepfenthal zu haben.

Der Bote

aus

Thüringen.

Zwölftes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Als das Lied angestimmt wurde, überreichten es ein Paar schwarze Knaben dem Brautpaare und seinen Begleitern, gedruckt. Die Braut war dadurch so gerührt, daß ihr die hellen Thränen über die Backen flossen. Sie druckte zärtlich Herrn Blaukohls Hand, und sagte: diese Freude habe ich Ihnen zu danken lieber Bräutigam! Auch des Bräutigams Augen blieben nicht trocken.

Sobald dieser im Hochzeitthause angekommen war, zog er einen Schwarzen bey Seite, und erforschte von ihm woher das Lied komme? Da erfuhr er denn, daß der Sclave Lenk es verfertiget, der Holländische Prediger es verbessert und zum Drucke befördert habe, und daß die Melodie von einem, bey

März 1811.

M

den

den Schwarzen gewöhnliche, Gesänge genommen sey.

Die Mahlzeit wurde sehr vergnügt verzehrt, und nach Endigung derselben getanzt. Aber auch dießmahl bauete der Teufel, an die Kirche des lieben Gottes, seine Kapelle. Herr Blaufohl hatte zwar alles so eingerichtet, daß weder Fressen noch Saufen noch Unzucht Statt finden konnten; aber ein Paar benachbarte Pflanze, ein Engländer, Namens Wesley und ein Holländer mit Namen Trekschuit machten doch ein Loch durch Herrn Blaufohls Verordnung. Sie ließen sich eine Flasche Wein nach der andern geben, leerten sie aus, und wurden so betrunken, daß sie von einer Ecke zur andern taumelten. Sie rissen Zoten, sie sagten dem Frauenzimmer viel Unanständiges. Am Ende fingen sie an zu zanken, sich zu schimpfen und waren im Begriffe auf einander loszuschlagen. Herr Blaufohl that sein Möglichstes, sie zur Ruhe zu bringen. Er stellte Ihnen vor, daß sie durch ihr unverständiges Betragen die Freude der Gesellschaft verderbten; daß sie den Schwarzen, wovon sich kein einziger betrunken hätte, ein schlechtes Exempel gäben — half alles nichts. Das

Vers

Vergnügen, der ganzen Gesellschaft, war durch diese beyden Trunkenbolde gestöret. Eins nach dem andern schlich sich zum Brautpaare, wünschte ihm eine angenehme Ruhe und — entfernte sich. Das Brautpaar schlich sich auch fort, die Musikanten thaten ein Gleiches. Wesley und Trekschuit bemerkten es nicht. Sie zankten sich fort, jeder setzte sich auf einen Stuhl, pelferte noch ein Weilchen dann entschliefen beyde, und erwachten nicht eher, als am Morgen. Dann ließen sie sich durch ihre Slaven, die um Ihret Willen die Nacht hatten schlaflos zubringen müssen, nach Hause tragen.

In diesem nämlichen Morgen erwachte auch — Madame Jessen wird man glauben? Mit nichten. Diese war verschwunden, und in Madame Blaukohl verwandelt worden.

Das erste, was sie nach dem Aufstehen that, war, daß sie ihrem Manne den Schlüssel zu ihrem Geldschranke überbrachte. Hier sagte sie, lieber Mann! übergebe ich Dir mit diesem Schlüssel die Tonne Goldes, die ich Dir versprochen habe. In diesem Schranke, zu dem dieser Schlüssel gehört, wirst Du meis-

nen ganzen Reichthum, theils in in baarem Gelde, theils in Papieren finden.

Bl. Alles mit Bedacht! liebe Frau. Ich nehme diesen Schlüssel nicht an. Ich werde mir ihn aber von Dir ausbitten, so oft ich ihn nöthig habe.

M. Bl. Und warum willst Du ihn nicht annehmen?

Bl. Deswegen, damit Du mit eignen Augen siehest, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich werde herausnehmen, was ich nöthig habe, aber Du mußt immer drum wissen.

M. Bl. Bist ein Starrkopf.

Bl. Besser ein Starrkopf, als ein Grüzkopf.

Da die Flitterwoche ihrem Ende sich nahete, dachte Herr Blaukohl nach Krebsleben, an Vater, Mutter und Schwester, und wünschte, daß sie doch hier seyn, und an seinem Glücke Theil nehmen möchten. Da er aber vorausfah, daß der Wunsch wegen des Hiers seyns nicht erfüllet werden würde: so dachte er auf ein Mittel, wie er doch wenigstens sie an seiner Freude könne Theil nehmen lassen, und fand es bald. Er zählte seine Baarschaft durch, die er sich in Surinam erworben hatte,

und

und fand, daß er 100 Ducaten entbehren könne.

Mit diesen ging er zu seiner Frau und sagte: da ich noch in Deutschland war, habe ich eine Schuld von 100 Ducaten gemacht. Willst Du mir wohl erlauben, daß ich über diese Summe einen Wechsel an Herrn Jost Tebbetmann in Amsterdam ausstelle, und damit meinen Glaubiger befriedige?

Fr. Bl. Ohne Bedenken.

Bl. Hier liebe Frau! sind diese Ducaten.

Fr. Bl. Bist Du nicht klug? warum gibst Du mir denn dieß Geld?

Bl. Deswegen, weil es Dir gehdret. Ich beziehe diese Summe von Deinem Vermögen: so muß ich sie Dir auch wieder ersetzen.

Fr. Bl. Habe ich Dir nicht mein ganzes Vermögen übergeben?

Bl. Allerdings, und ich werde mich desselben auch bedienen, so oft ich es nöthig habe. Aber Schulden, die ich gemacht habe, ehe Du meine Frau wurdest, die bezahle ich aus meinem Beutel.

Frau Blaufohl schob die Ducaten zurück, er wieder zurück, und nachdem dieses einige mal

mahl geschehen war, fragte Herr Blaufohl: wer ist Herr im Hause? Du oder ich?

Frau Blaufohl machte einen Knicks und sagte: Herr Simon Blaufohl.

Gut! erwiderte Herr Blaufohl, als Herr im Hause verlange ich, daß meine liebe Frau, dieses Geld sogleich einstreiche und in ihre Casse lege.

Sie strich es ein, und Herr Blaufohl setzte sich an seinen Schreibeschrank und schrieb.

Die gelben Weiber haben eine Eigenschaft an sich, die man an den Weissen gar nicht bemerkt, sie sind, sollte man es wohl glauben? gewaltig neugierig. Also bloß deswegen, weil Frau Blaufohl gelb war, besaß sie auch viel Neugierde. Sie vermuthete, daß unter der Zahlung ihres Mannes irgend ein Geheimniß verborgen sey. Da er also schrieb hoblete sie ihren Nährahmen und setzte sich so, daß sie ihren Mann immer von der Seite, beobachten konnte. Sie merkte, daß er, während dem Schreiben, eine wehmüthige Miene machte, daß Thränen auf das Papier fielen, daß er das Schnupftuch heraus hoblete, und die Augen trocknete.

Was

Was gilt's? dachte sie bey sich selbst, das ist ein Brief an eine alte Liebchaft. Das Blut trat ihr ans Herz, sie war einigemahl im Besgriffe, aufzuspringen und den Brief wegzureißen. Die Furcht ihren Mann zu beleidigen, hielt sie aber zurück.

Jetzt legte er den Brief zusammen, machte die Aufschrift, und, da er die Oblate suchte um ihn zuzusiegeln, trat ein Schwarzer in die Stube und meldete, daß einer seiner Kameras den den Arm zerbrochen habe. Sogleich sprang Herr Blaukohl auf, schlug sein Schreibepult zu, vergaß aber vor Schrecken es zu verschließen, und lief sogleich fort um dem Verunglückten Hülfe zu leisten.

(Die Fortsetzung folgt.)

A n z e i g e.

Nachträge zu meiner kleinen Schrift: "Wie gelangt man zur Freyheit von Nahrungsorgen; oder Anleitung zur Sicherung eines hinlänglichen Auskommens. Von J. W. Ausfeld, Erzieher in Schnepfenthal." werden, einen halben Bogen stark, von der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, an die Besitzer jener Schrift unentgeltlich abgegeben.
Auch

Auch durch andere Buchhandlungen kann man dieselben erhalten.

Die Schrift kostet, mit den Nachträgen, geheftet 6 Gr. Sächs. oder 27 Kreuzer Rheinl. — Es wird in derselben gezeigt, was man zu thun und zu lassen habe, um sich gegen Nahrungssorgen zu schützen, und es dahin zu bringen, daß die Vermögensumstände sich nach und nach immer mehr verbessern; auch im Schlusse auf dasjenige aufmerksam gemacht, was bey der Erziehung der Kinder zu beobachten ist, wenn man sie für die Zukunft gegen die drückenden Leiden schützen will, die zerrüttete Vermögensumstände zur Folge haben.

Sittenlehren und Klugheitsregeln in Versen, für Schullehrer zum Vorschreiben und für Kinder zum Lernen, herausgegeben von J. H. C. Beutler, Adjunctus der Superintendentur Ichershausen, und Pfarrer zu Zelle im Gothaischen. Sechste Auflage. 1811. Preis

Ein einzelnes Exemplar 1 Groschen.

100 Exemplare 3 Thaler sächsisch

Dieses Büchelchen ist bey uns erschienen und durch alle Buchhandlungen für obigen Preis zu erhalten.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt
in Schnepfenthal.

Der Bote

aus

Thüringen.

Drenzehtes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Das wird ja wohl der Frau Blaufohl recht gewesen seyn, daß ihr Mann fortließ, ohne das Schreibepult zu verschließen, und seinen Brief zu versiegeln.

B. Ey freylich! Das war Wasser auf ihre Mühle. Sie sah ihrem Manne durch das Fenster nach, und, da er weit genug entfernt war — nun? wird man wohl rathen was sie that? sie that es wirklich.

Mit zitternden Händen ergriff sie den Brief, und las die Aufschrift: an Herrn Jeremias Blaufohl in Krebsleben bey Mühlhausen, in Deutschland. Die Hände zitterten weniger. Nun las sie den Brief selbst. Er lautete folgendermaßen:

März 1811.

N

Lies

Liebe, gute Aeltern!

Verzeihet mir doch ja, daß ich euch verlassen habe. Ich habe sehr unbedachtsam gehandelt; aber als ich von Dir, lieber Vater! entfernt war, habe ich Deine Vermahnung: alles mit Bedacht! stets vor Augen gehabt, und befolgt, und da ist alles recht gut gegangen.

Ich ging zu Schiffe und kam nach Surinam. Hier nahm mich Herr Jessen in seine Dienste, und gab mir die Aufsicht über einige Schwarzen. Er war mit mir wohl zufrieden. Als er starb, war ich so glücklich die Liebe seiner Wittbe zu erwerben, und heyrathete sie. Es ist eine herrliche Frau. Sie ist sehr reich; aber deswegen habe ich sie wahrlich nicht genommen. Sie liebt mich aufrichtig, sie hat viel Verstand und ein vortrefliches Herz. Keine bessere Frau hätte ich finden können. Ich bin der glücklichste Mann unter der Sonne. Und wem habe ich dieß Glück zu danken? nächst Gott, euch allein, liebe Aeltern. Hättest Du, liebe Mutter! mich nicht so liebevoll an deiner Brust genährt, hättest Du mich nicht in meiner Kindheit und in meinen Krankheiten so treulich gepflegt: so wäre ich vielleicht jetzt todt, oder ein elender, gebrechlicher Mensch.

Aber

Aber unter deiner Pflege blieb ich gesund, wurde groß, stark und wohlgebildet, so daß ich meiner lieben Frau gefiel.

Und Du, lieber Vater! hättest Du mich nicht so sorgfältig im Rechnen und Schreiben unterrichten lassen: so würde Herr Jessen mich nicht haben brauchen können. Hättest Du mich nicht so gute Sprüche gelehrt: so würde er mit meinem Betragen nicht so zufrieden gewesen seyn.

Alles, Alles habe ich ja Euch, liebe Aeltern zu danken. So lange meine Augen offen stehen, werde ich es nicht vergessen, was Ihr an mir gethan habt. zum Beweise meiner Dankbarkeit überschicke ich Euch einen Wechsel an Herrn Jost Tebbetmann in Amsterdam, über hundert Ducaten. Die Herren Hagenbruch oder Luttroth in Mühlhausen werden Euch das Geld gern dafür auszahlen. Vierzig Ducaten bestimme ich Dir, lieber Vater? vierzig der guten Mutter und zwanzig meiner lieben Schwester. Sie darf aber auch nicht mehr mit mir zürnen.

Ewig bin ich

Euer

dankbarer Sohn
Simon Blauohl.

N 2

Mit

Mit größter Behutsamkeit legte Frau Blaukohl den Brief ihres Mannes wieder zusammen, und schlug sein Schreibepult zu. Nun fiel sie in den Lehnstuhl, legte den Kopf in die linke Hand, und dachte über den Inhalt des Briefs nach. "Gott! sagte sie, was für einen herrlichen Mann hast Du mir gegeben! Wie herzlich lieb hat er mich! Er hat mir freulich viel Angenehmes ins Gesicht gesagt, ich glaubte aber es wäre mehrentheils Schmeicheln. Nun aber, da er im Rücken so gut von mir spricht, nun weiß ich gewiß, daß er mich lieb hat, nun ist er mir noch einmal so lieb. Und was für ein guter Mann er seyn muß! Ist so dankbar gegen seine Aeltern. Wer gegen die Aeltern dankbar ist, der ist gewiß ein guter Mensch. Wie rechtschaffen er handelt! Er konnte ja seinen Aeltern ein Geschenk von meinem Gelde machen — ich würde es ihm nicht abgeschlagen haben. Nein das thut er nicht — schiekt die Ducaten fort, die er mit saurer Mühe erworben hat. Aber Blaukohlchen! Blaukohlchen! ich will nicht umsonst in deinen Brief gesehen haben".

Jetzt überlegte sie nur wie sie Ihre Neugier vor dem Manne verbergen wollte. Sie ging

ging aus der Stube, nahm allerley Geschäfte im Hause vor, machte Anstalt zur Mittagsmahlzeit, und, da der Mann zurück kam, ging sie ihm entgegen und fragte: wie befindet sich der arme Schwarze? Kann ich etwas für ihn thun?

Herr Blaufohl erzählte dann die Geschichte umständlich, seine Frau führte ihn zu Tische, und fing sogleich an wieder von dem Schwarzen zu sprechen, und Herrn Blaufohl zu loben, daß er so liebreich für seine Sclaven sorge.

Dies ist, sagte er, meine Schuldigkeit. Wäre ich nicht ein schlechter Mensch, wenn ich weniger hätte thun wollen? Der Sclave hat seinen Arm in meinem Dienste zerbrochen. Muß ich ihn nicht heilen lassen? Hätte er den Arm in seinem Vaterlande zerbrochen, so wäre vielleicht ein Vater, ein Bruder, eine Mutter, eine Schwester da, die für ihn sorgten. Aber die Europäer haben ihn aus dem Schooße seiner Familie herausgerissen, und nach Surinam gebracht, wo seine Familie nichts mehr für ihn thun kann. Muß ich also nicht thun, was seine Familie für ihn
würde

würde gethan haben, wenn er noch bey ihr wäre.

Frau Blaukohl schloß ihn in ihre Arme, und sagte: wie freue ich mich, daß ich einen so rechtschaffenen Mann habe! Herr Blaukohl erwiederte die Umarmung und sagte: ich habe bloß in deinem Nahmen gehandelt, liebe Frau. Denn wäre ich nicht dein Mann, wärest du noch Wittwe, du hättest sicher eben dieß gethan.

Frau Blaukohl hohlete etwas tief Athem, dann sagte sie, nun was noch nicht geschehen ist, wird künftig geschehen. Was die Jessen versehen hat, wird die Blaukohlin wieder gut machen.

Sobald die Mahlzeit geendigt war, siegelte Herr Blaukohl seinen Brief zu, steckte ihn zu sich, und ging an seine Geschäfte. Frau Blaukohl entfernte sich auch, setzte sich an ihre Schreibepult, und schrieb folgenden Brief:

Liebe Schwiegerältern!

Tausend Dank sage ich Ihnen, für den guten Mann, den Sie mir erzogen haben. Ach es ist der beste Mann, den es geben kann. So arbeitsam, so gefällig, so rechtschaffen, daß ich mir keinen bessern Mann wünschen kann. Was für gute Leute müssen Sie doch seyn, da Sie
eis

einen so guten Sohn erzogen. Freylich ist er ein gewaltiger Starrkopf; aber auch dem Starrkopfe kann man nicht gram seyn. Da hat er Ihnen einen Brief geschrieben, und einen Wechsel über hundert Ducaten beygelegt, die er selbst, mit saurer Mühe verdient hat, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Dieß hat er bloß deswegen gethan, damit er mein Geld nicht angreifen wollte. Aber der Starrkopf soll doch seinen Willen nicht haben. Ich lege Ihnen einen Wechsel über zweyhundert Ducaten, an Herrn Jost Tebbetmann, in Amsterdam bey, den Sie sich ebenfalls in Wühls Hausen bezahlen lassen können. Vertheilen Sie diese 200 Ducaten eben so, wie Sie die 100 — vertheilten, und behalten lieb

Ihre

dankbare Schwiegertochter
 Enbille Blaukohl,
 verwitwete Jessen
 geb. Müller.

Diesen Brief ließ Sie mit eben der Belegenheit abgehen, mit welcher des Mannes Brief abgegangen war. Dieser erfuhr nicht eher etwas davon bis nach einem Jahre, da die Antwort aus Krebsleben zurückkam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Schulbibliothek. Ein geordnetes Verzeichniß auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar- und niedern Bürgerschulen, mit beigefügten Beurtheilungen. Von B. E. L. Ratorp Königl. Preußl. Oberconsistorialrath bey der Kurmärkischen Regierung zu Potsdam. Vierte, verbesserte und mit einem Inhaltsverzeichnisse vermehrte Auflage. Duisburg und Essen, bey Bändecker und Kürzel. 1811. Preis 14 Gr.

Diese Schrift hat zum Zwecke Schullehrer mit den vorzüglichsten Schriften die in ihr Fach einschlagen bekannt zu machen, und sie wird gewiß jedem von ihnen der zuweilen sich ein Buch zu seiner Unterhaltung und Belehrung anschafft, willkommen seyn, da sie die Wahl erleichtert und vor Fehlgriffen sichert. Auch Eltern die zuweilen ihren Kindern durch ein nützliches Buch eine Freude zu machen wünschen, können sich daraus Rath holen. Vorher schickt der Verfasser einige Vorschläge, wie auch ohne besondere Fonds dazu, man allmählig eine kleine Schulbibliothek zu Stande bringen könne. Zur Beförderung der Bildung der Schullehrer und zur Veredlung des Schulunterrichts empfiehlt er die Schullehrer-Gesellschaften und fügt zur Nachahmung die Statuten einer solchen, in der Grafschaft Mark bestehenden, Gesellschaft bey.

Obige Schrift ist zu haben:

in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal.

Der Bote

aus

Thüringen.

Vierzehntes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

Unterdesſen hatte Herrn Blaukohl's Brief einen gewaltigen Eindruck auf ſeine Frau gemacht. War ſie ſonſt gefällig gegen ihn geſeſen, ſo war ſie eſ jetzt noch weit mehr, und that ihm alleſ, waſ ſie ihm an den Augen anſehen konnte.

Dieſer fühlte ſich ſehr ſelig. Alſ er daheer deſ Abende auf ſeine Hügel ging, überdachte er ſein Schickſal, freuete ſich über daſ Anſehen, in welchem er bey ſeineſn Slaven ſtand, über ſein Vermögen, vorzüglich aber über daſ gute Vernehmen, in welchem er mit ſeineer Frau ſich befand. Wenn's immer, wenn's immer ſo wär! dachte er weiter. Aber ſo wird's wohl nicht immer bleiben.

April 1811.

D

Er

Er dachte sich jetzt recht lebhaft nach Krebs's Leben, ging in Gedanken durch alle Straßen, sahe in alle Häuser und fand da nur zwey Ehepaare, die mit einander eine glückliche Ehe führten. Bey alle den übrigen herrschte Zank und Zwietracht. Selbst der Ehestandskalender der lieben Aeltern schrieb an manchen Tagen, trübe Witterung, Sturm, schwere Gewitter.

Merk's Simon Blaufohl! dachte er, und thue alles mit Bedacht, damit dir es nicht eben so gehe. Er dachte auf dem Heimwege der Sache weiter nach, und kam endlich auf einen Einfall, den er den folgenden Tag ausführen wollte. Er kannte von keinem Ehepaare die Ehestandsgeschichte so genau, als von seiner Base Anne Sabine und Ihrem Manne Jörge Lichtpuke. Diese schrieb er sich auf, um den eigentlichen Grund und die Ursache zu finden, warum diese Leute in so schrecklicher Uneinigkeit lebten. Sie lautete folgendermaßen:

Ehestandsgeschichte meiner Base Anne Sabine und Ihres Mannes Jörge Lichtpuke.

„Ich habe meine Base Anne Sabine noch als Mädchen gekannt. Da war sie so schmusker, daß man seine Freude an ihr sahe. Da Jörge um sie freyete, puzte und lehrete sie
an

an den Tagen, da er sie besuchen wollte, im ganzen Hause, an nichts putzte sie aber mehr, als — an sich selbst. Jedes Kleidungsstück wählte sie sorgfältig, wusch Gesicht, Hals und Hände, auf das Beste und besah sich zehnmal in dem Spiegel, damit nicht etwa ein Fleck im Gesichte oder an der Kleidung sich befände.

Wann dann der Freyer kam: so stand er vor ihr so sauber, wie wenn er aus dem Eue geschält wäre; die gelben Haare waren sorgfältig gekämmt, Hut und Kleid gebürstet, die Stiefeln gewichset, und die Wäsche war so weiß wie ein gefallner Schnee. Sprachten sie mit einander so sagten sie einander immer etwas Angenehmes, lobten sich um die Bette. Einmahl speisete ich in ihrer Gesellschaft, da reichte Base Anne Sabine ihren Freyer einen Teller mit Suppe, zitterte, und begoß des Freyers Hirschlederne Hosen. Sie bath ihn herzlich um Verzeihung, dieser aber sagte: schweig doch liebes Anne Sabinchen, ich bin ja selbst daran Schuld. Base Anne Sabine ließ die Gabel fallen, gleich hob sie der Freyer auf. Er hatte sein Glas Bier ausgetrunken, sogleich füllte es Base Anne Sabine wieder.

Das sind ja, dachte ich bey mir selbst, Leute wie die Engel. Wenn diese zusammen kommen: so müssen sie leben wie im Paradiese.

Vier Wochen nachdem sie getrauet waren, trieb mich die Neugier das Paradies zu besuchen. Es wollte mir aber gar nicht darinne gefallen. Jörge Lichtpuze stand vor seiner Frau baarfuß, hatte nichts an als die Hosen und die gelben Hürchen, die sonst so zierlich gekämmt waren, hingen um den Kopf herum wie ein Birrbündel.

Base Anne Sabine hingegen hatte die Nachtmütze auf, unter welcher sich die Haare empor sträubten, die voll Federn waren. Sie war so schmutzig, daß man es mit Ekel ansah, der Unterrock war voll Löcher, und an den Füßen guckte der Fleischer bey dem Strumpfwirker heraus.

Da mir nun dieser Anblick nicht viel Freude machte, und es auch in der Stube nicht gar lieblich roch: so machte ich, daß ich wieder fortkam.

Die folgende Woche machte ich wieder einen Besuch. Da befand sich das Ehepärchen, das vor der Hochzeit sich so viel Liebes vorsagte, in völligem Zanke. Base Anne Sabine hats

Hatte eine Glucke gesetzt, und hoffte, daß nun den andern Tag die Küchelchen auskriechen würden. Da hatte aber die Glucke die Eyer verlassen. Das wurmte Base Anne Sabinen, und da sie nicht wußte, an wem sie ihren Zorn auslassen sollte: so ließ sie es dem Mans ne entgelten.

Bist doch ein rechter Tölpel, sagte Base Anne Sabine zu ihrem Manne. Du wußtest doch daß ich eine Glucke auf das Heu gesetzt hatte, und doch störtest du im Heue herum — nun ist sie davon gelaufen, daß du es weißt, und ich muß die Eyer den Schweinen geben.

Dumme Gans! erwiederte Jörge Lichtpuße, wer heißt dich denn die Glucke auf mein Heu setzen?

Der Streit wurde immer heftiger, und ich entfernte mich.

Die nächste Woche machte ich wieder einen Besuch. Das Ehepaar wollte sich eben zu Tische setzen. Ach du lieber Himmel was war da für eine Wirthschaft! Da sonst alles blinkte, wann Base Anne Sabine den Freyer Jörge Lichtpuße bey sich hatte: so klebte jetzt alles. Das Tischtuch und die Servietten waren gewiß seit der Hochzeit nicht gewaschen, die Tels
ler

ler waren schmierig. Sie setzten sich zu Tische, jedes langte zu und aß, aber keins legte dem andern etwas vor. Anne Sabine ließ die Gabel unter den Tisch fallen; wollte sie sie wieder haben, so mußte sie sie wieder aufheben. Am Ende fehlte das Salzfaß. Anne Sabine! sagte der Mann, hohle Salz! Base Anne Sabine brachte das Salzfaß bey, nachdem sie erst wohlbedächtig den Kamm, der darauf lag, weggenommen hatte.

Man bath mich mit zu essen, ich sagte aber ich hätte keinen Appetit: das war keine Lügen, denn der Appetit war mir vergangen.

Nach der Zeit haben diese Leute wie Hunde und Katzen mit einander gelebt, sich täglich gezankt, zur Abwechselung auch gekraßt und geschlagen".

Herr Blaufohl las diesen Aufsatz einigemahl wohlbedächtig durch, um die eigentliche Ursache zu finden, warum diese Leute eine so unglückliche Ehe führten. Er fand sie bald, und nahm sich vor alles mit Bedacht zu thun, das mit es ihm nicht eben so gehe wie seinem Vetter Jörgs Lichtpufe.

Das erste, was er that, war, daß er, wenn er vor seiner Frau erschien, sich eben so
reinz

reinlich kleidete, wie wenn sie noch seine Braut wäre. Sobald er das Schlafzimmer verlassen hatte, schloß er sich ein, wusch und kämmtete sich ordentlich, spülete den Mund aus, damit er keinen übeln Geruch hätte, legte weiße Wäsche an, bürstete und putzte an seiner Kleidung, und zog gepuzte Stiefeln an die Füße.

Madame Blaufohl war nicht immer so achtsam auf sich gewesen. Ein Paarmahl hatte sie schon den Herrn Gemahl mit übergetretenen Schuhen, sehr nachlässig gekleidet, bey dem Frühstücke empfangen. Was hatte Herr Blaufohl zu thun? er ließ sie einmahl eine halbe Stunde auf sich bey dem Frühstücke warten. En! sagte sie, als er herein trat, Du läßt Deine Frau lange auf Dich warten.

Ich war, gab er zur Antwort, noch nicht ordentlich angekleidet. Was würdest Du von mir denken, wenn ich vor Dir in schmutziger Wäsche, unreinen Kleidern und ungeputzten Stiefeln erschien? würdest Du nicht glauben ich hätte keine Achtung gegen Dich? Dieß würde mich sehr kränken.

Madame Blaufohl fühlte den Stich. Sie rutschte auf dem Stuhle hin und her, zupfte bald am Halstuche, bald am Kleide, blickte nach

nach ihren übergetretenen Schuhen, und husch! Da schlüpfte sie in die Kammer, blieb ein Viertelstündchen weg, und trat dann wieder herein, so sauber angezogen, wie wenn sie ein Käzchen gelect hätte.

Herr Blaufohl bezeugte ihr seine Zufriedenheit durch einen Händekuß.

Von dieser Stunde an wendete Frau Blaufohl mehr Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung, und zog sich eben so sorgfältig an, wenn sie den lieben Mann erwartete, als wenn er noch ihr Bräutigam wäre. Dadurch brachte sie es dahin, daß Herr Blaufohl immer Hochachtung gegen sie behielt, und gegen sie so artig blieb, wie wenn sie noch seine Braut wäre.

Das zweite, was Herr Blaufohl that, war, daß er sein Zimmer immer recht reinlich hielt. Alle morgen wendete er eine Viertelstunde darauf, daß er aufräumete und alles an seinen Ort stellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Fünfzehntes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Schade! daß ich des Herrn Blaufohls Ehestandsgeschichte nicht zwanzig Jahr eher gelesen habe.

B. Warum denn das?

W. Da hätte ich daraus lernen können, wie sich junge Eheleute gegen einander benehmen müssen, wenn sie eine glückliche Ehe mit einander führen wollen. So kam ich in die Ehe, ohne eine andere Belehrung darüber erhalten zu haben, als das sechste Geboth. Daher hat es in meiner Ehe auch an Zank und Streit nicht gefehlt. Doch das sind geschehene Dinge, die sich nicht ändern lassen. Jetzt erzähle er nur weiter. Herr Blaufohl räumte also fleißig in seiner Stube auf. Hat denn das seine Frau auch?

April 1811.

W

B.

B. Auch in diesem Stücke war es mit seiner lieben Frau nicht recht richtig. Einiges mahl schon hatte er bey ihr gefrühstückt, ohne daß sie aufgeräumt hatte. Der Tisch, auf welchem sie Abends vorher gespeißt hatten, stand noch unaufgeräumt da, und auf demselben lagen noch die Gräten von den Fischen, die Knochen von der Henne, die Ueberbleibsel von dem Käse, den sie verzehrt hatten. Ueber der einen Stuhllehne hing ein Hemde, über der andern ein Paar Strümpfe, auf der Commode stand zur Verzierung eine zerbrochene Theekanne, und in der Stube ein Paar Schuhe, u. s. w. u. s. w. Dieß wurmte Herrn Blaukohl, und es entwischte ihm schon ein Aber —. Aber liebe Frau! wollte er sagen, was ist dieß für eine liederliche Wirthschaft? und wenn er dieß gesagt hätte, was würde geschehen seyn? Frau Blaukohl würde sich vertheidigt, und Herr Blaukohl sie wiederlegt haben. So würde erst ein Wortwechsel, dann ein Zank entstanden seyn. Zum Glück fiel ihm noch zu rechter Zeit seines Vaters Regel bey: alles mit Bedacht! Da also das Aber heraus war: so verschluckte er das Uebrige und sprach von gleichgültigen Dingen.

Den

Den nächsten Tag aber, da er auf seinem Zimmer seine liebe Frau erwartete, verschloß er die Stubenthüre. Sie klopfte ein paarmahl, und er rief: gleich! nur eine kleine Geduld! Endlich, da sie das drittemahl klopfete, öffnete sich die Thür, Madame trat herein, und Herr Blaufohl bath sehr um Verzeihung, daß er sie so lange habe warten lassen. Mein Zimmer sagte er, war noch nicht aufgeräumt, und ich würde mich schämen, wenn ich meine liebe Frau, die ich so innig hochschätze, in ein un- aufgeräumtes Zimmer führen sollte.

Frau Blaufohl streichelte dem Manne die Backen, und sagte, bist ein vortrefflicher Mann.

Weil sie aber auch gern eine vortreffliche Frau seyn wollte: so räumete sie nun auch alle morgen, und ein paarmahl den Tag über ihr Zimmer auf, so daß Herr Blaufohl nie Ursache hatte, ihr hierüber Vorwürfe zu machen.

Drittens war Herr Blaufohl gegen Madame Blaufohl eben so gefällig, wie er es gegen Madame Jessen gewesen war. Sobald er merkte, daß sie etwas gern hätte: so suchte er es ihr zu verschaffen, wenn es ihm nur einigermassen möglich war. Kaum hatte er z. E. gemerkt, daß sie eine Freundin von Blumen

war; so trieb er alles Blumentwerk auf, daß er nur bekommen konnte, und pflanzte es in ihren Garten. Täglich bekam sie von ihm einen großen Blumenstrauss, den sie theils an ihren Busen, theils in ihre Blumentöpfe steckte.

Man kann leicht denken, daß diese Gefälligkeit des lieben Mannes die Frau bewog auch gegen ihn gefällig zu seyn. Sie suchte also immer seine Wünsche zu erfahren, und kaum war ihr einer bekannt geworden; suchte sie ihn auch zu erfüllen.

So stopfte ihm einmahl ein Schwarzer eine Pfeife Toback, und zündete sie ihm an. Wenn ich doch, sagte Herr Blaukohl, nur einmahl wieder aus einen meerschaumenen Pfeifenkopfe rauchen sollte!

Da nun gleich darauf der Slave eine Verrichtung bey Frau Blaukohl hatte, und diese ihn fragte, ob er auch seinem Herrn Freude mache? erhielt sie zur Antwort: so viel ich kann. Da er vorhin sich nach einer Tabackspfeife umsah, gleich sprang ich fort, füllte sie, und zündete sie ihm an. Er wünschte wieder aus einem meerschaumenen Pfeifenkopfe rauchen zu können. Würste ich einen
auf

aufzutreiben, bey meiner Treue! ich ruhete nicht eher, bis ich ihm dazu geholfen hätte. Es ist ein gar zu guter Herr.

Madame schrieb sich dieß hinter die Ohren. Als daher, ohngefähr nach einem Vierteljahre, der Herr Gemahl zum Frühstücke kam, brachte sie ihm einen schönen, mit Silber beschlagenen, Pfeifenkopf, den sie zuvor gestopft hatte, und reichte ihm dazu ein brennendes Papier.

Herr Blaukohl war vor Freuden außer sich, und kaum hatte er aus der neuen Pfeife ein paar Züge gethan: so umarmte er seine Frau und versicherte, daß sie ihm kein angenehmeres Geschenk habe machen können.

Wiertens, wenn Madame, die etwas heftig war, und das Maul, wie man zu sagen pflegt, auf dem rechten Flecke hatte, in der Hitze heraus fuhr, und sich harter Worte bediente: so widersprach er ihr nicht, streichelte ihr vielmehr die Hand und bath sie, ihre Gesundheit zu schonen. Erst dann, wann das Blut sich abgekühlt hatte, that er ihr, ihrer Heftigkeit wegen Vorstellung, und sie bath ihn Deswegen um Verzeihung.

Herr

Herr Blaukohl war aber selbst ein Hitzkopf. Wann er einmahl in Zorn gerieth: so konnte er sich hernach nicht mäßigen, und er legete seine Worte nicht mehr auf die Golds wage. Er fürchtete also keinen Störer des Hausfriedens mehr, als — sich selbst. Wenn du, dachte er, einmahl herauspolterst: so bleibt dir deine Frau nichts schuldig, du wirst dann heftiger, und sie grimmiger. Auf diese Art kann einmahl unvermuthet der heftigste Zank entstehen. Dann gute Nacht Hausfriede! Denn wenn Eheleute einmahl sich so weit vergessen, daß sie einander schimpfen und Grobheiten sagen, dann ist es um die häusliche Eintracht geschehen. Es kann vielleicht eine Aussöhnung geschehen — aber —. Wenn man eine Wunde bekommen hat, und sie völlig zugeheilt ist: so schmerzt sie doch immer wieder: so oft die Bitterung sich ändert. Und — wenn ein Ehegatte einmahl von dem andern hat Grobheiten verschlucken müssen: so fallen sie ihm, bey jedem Wortwechsel wieder ein.

Herr Simon Blaukohl nahm sich also vor, daß, wenn er in der Hitze wäre, er sich niemahls mit seiner Frau streiten wolle. Weil er aber für sich selbst nicht gut seyn konnte: so bes

Diens

Diente er sich eines sonderbaren Kunstgriffs. Wann er zu seiner Frau gehen mußte, und merkte, daß er in der Hitze war: so machte er erst sein Compliment, dann zählte er in der Stille bis Drenhundert, hernach zählte er von Drenhundert wieder rückwärts bis Eins. Wenn diese Zählung vollendet war: so hatte sich auch die Hitze gelegt, und er konnte wieder, als ein vernünftiger Mann sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ben Carl Steudel in Gotha ist erschienen: *Arusa* oder die weibliche Treue nebst einer Zugabe. Diese Sammlung wohlgerathener Gedichte wird gebildeten Lesern eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung verschaffen.

D I C T I O N N A I R E

D E S L A N G U E S

ALLEMANDE ET FRANÇOISE.

Composé sur les Dictionnaires de l'Académie françoise et d'Adelung, enrichi des termes propres des sciences et des arts, des noms des principaux pays, villes, rivières etc. comme aussi

si

si des noms d'hommes et de femmes qui s'écrivent et se prononcent en allemand d'une autre manière qu'en françois, et de quantité de mots récemment adoptés dans les deux langues,

par Chrétien Frédéric Schwan.

Von diesem allgemein geschätzten Wörterbuche der Französischen Sprache erscheint im Laufe dieses Jahres bey Brede und Willmanns in Offenbach und Frankfurt am Main

eine neue vermehrte und verbesserte Auflage, Durch ökonomischen Druck wird das, was die 7 Quartbände der frühern Auflage enthielten, nebst den Vermehrungen, in 4 Bänden geliefert. Es erscheinen davon 2 Ausgaben, eine in gr. 4to und eine in gr. 8vo, wovon die erstere 9 Rthlr. sächsisch und die zweite 7 Rthlr. sächsisch kostet.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechzehntes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Das Mittelchen, das Herr Blaukohl brauchte, wann er in der Hitze war, um zu verhüten daß er keine alberne Streiche mache, hat mir recht wohlgefallen. Es wäre zu wünschen, daß alle Brausköpfe so ein Mittelchen hätten ihre Hitze zu mäßigen. Denn in der Hitze macht man doch nichts, als albernes Zeug.

B. Ja wohl wäre es gut. Denn, so lange der Mensch in der Hitze ist, glaubt er, er mache es recht klug, wenn er seinem Gegner recht harte, herzdurchschneidende Reden sagte. Ist das nicht albern? Es kommt mir gerade so vor als wenn einer ein ausgebrochenes Feuer mit Oele löschen wollte. Man erbittert seinen Gegner immer mehr. Läßt man hingegen die

April 1811.

D.

Hir

Hize vorbegehen und spricht gelassen mit ihm: so ist es immer leichter ihn von seinem Unrechte zu überzeugen.

Da nun Herr Blaufohl dieß that und beyde Theile auf nichts mehr dachten, als wie eines dem andern gefallen wollte: so erwarb sich eins des andern Liebe und Hochachtung, und ihre Ehe war wirklich recht musterhaft. Als sie nach einem Jahre ihren Hochzeittag feyerten: so hatten sie einander wirklich noch lieber, als das Jahr vorher. Manchem Deutschen Ehepaare wird dieß unglaublich scheinen, aber es ist doch wahr.

Da sie recht zärtlich bey einander saßen, und jedes dem andern für die vielen Beweise von Liebe und Freundschaft dankte, die es von dem andern erhalten hatte, benutzte Herr Blaufohl diese Gelegenheit mit einem Plänchen herz auszurücken, das er schon lange im Kopfe gehabt hatte. Da uns Gott, sagte er, so viele Freude gemacht hat, wie wäre es denn liebe Frau! wenn wir unsern Schwarzen auch einmahl eine Freude machten?

Fr. B. Von Herzen gern. Warum hast du es denn aber nicht eher gesagt: so hätte ich eine Mahlzeit für sie bereiten lassen.

Hr.

Hr. B. Die würde ihnen allerdings Freude gemacht haben.

Aber wenn die Mahlzeit verzehrt ist: so ist auch die Freude vorbey. Ich dachte ihnen dießmahl eine Freude zu machen, die ihr Belang dauern sollte.

Fr. B. Die wäre?

Hr. B. Ich wollte ihnen ein Mittel an die Hand geben, wie sie frey werden könnten.

Fr. B. Frey? Wer soll denn da unsere Arbeit thun?

Hr. B. Die Freyen.

Fr. B. Die Freyen? Die werden sich das zu nicht verstehen. Und wenn sie es thun: so müssen wir sie ja bezahlen.

Hr. B. Allerdings. Umsonst arbeiten ja aber die Slaven, auch nicht. Wir müssen sie ernähren. Sind sie aber frey: so müssen wir sie zwar bezahlen; aber sie müssen sich selbst ernähren. Berechne einmahl, liebe Frau! wieviel uns jährlich der Ankauf von neuen Slaven kostet. Dieser Aufwand wird wegfallen, wenn wir erst freye Leute haben. Denn von den eingeführten fremden Slaven stirbt immer die Hälfte, von der ungesunden Bitterung, die hier zu Lande ist. Siedeln sich unsere

Schwarzen aber hier an: so gewöhnen sie sich an unsere Bitterung, ihre Familien sind eine Pflanzschule von Arbeitern. Der theuere Ankauf von Slaven fällt dann weg.

Fr. B. Wenn es dich nur nicht gereuet lieber Mann!

Hr. B. Du weißt ja meine Regel, nach der ich handele: alles — mit Bedacht!

Vorgethan und nach bedacht

Hat manchen in Schaden und Leid gebracht.

Die Neue plagt insgemein die Leute, die ohne Ueberlegung handeln, und was ihnen in den Kopf kömmt, gleich ausführen ohne zu bedenken, was es für Folgen haben wird. Dieß ist bey mir der Fall nun nicht. Ich habe alles wohl überlegt und bedacht. Da denke ich nun nicht, daß es mich reuen soll. Um meiner Sache aber recht gewiß zu seyn, möchte ich doch erst den Rath meiner lieben, verständigen Frau hören. Sieh! meine Meinung ist gar nicht, daß ich unsere Slaven sogleich mit einem mahle frey geben will. Dieß würde freylich nicht gut gehen. Nein sie sollen sich durch Arbeit ihre Freyheit erwerben. Ich will ihnen Gelegenheit verschaffen, sich, neben ihrer täglichen Arbeit, noch etwas zu
vers

verdienen. Dieß ihr verdientes Geld sollen sie sich sammeln, und sich damit loskaufen. Ferner soll sich ein jeder, der frey seyn will, ein Hüttchen bauen, wo er mit seiner Familie wohnen kann. Dann erst, wann er mir seine Freyheit bezahlt, und sich ein Hüttchen gebauet hat, dann erst gebe ich ihm die Freyheit. Was sagst du zu diesem Vorschlage?

Fr. Bl. Es ist ein Vorschlag, dem man es ansieht, daß er von einem Manne kommt, der alles mit Bedacht thut. Wie viel soll dir aber einer für seine Freyheit zahlen?

Hr. Bl. Ich dachte eine Mannsperson Dreyshundert und eine Weibsperson 150 Gulden.

Fr. Bl. Dagegen habe ich gar nichts einzuzuwenden.

Hr. Bl. Dieß ist mir sehr lieb. Und gib Achtung — mit der Loskaufung wird es so geschwind nicht gehen. Nur die ordentlichsten, arbeitsamsten und verständigsten, werden so viel Geduld und Anstrengung beweisen, daß sie sich die Freyheit erwerben. Diese geben einen guten Schlag Leute, der sich ehrlich nähren und uns keinen Verdruß machen wird. Die unordentlichen und trägen aber werden ihr Lebeslang Sklaven bleiben müssen. Sie werden
feis

keine Lust haben, sich nach geendigter Tagesarbeit noch anzustrengen, und wenn sie es bisweilen thun: so werden sie ihren Verdienst ver trinken.

Sobald Herr Blaufohl seiner lieben Frau Einwilligung zu seinem Plänchen hatte, nahm er einen seiner Schwarzen nach dem andern vor und fragte ihn ob er frey seyn, ob er sein eignes Häuschen haben wolle? Wenn sie, nun, wie man leicht erachten kann, wünschten, daß sie ihr eignes Haus als Freye Leute haben möchten: so zeigte ihnen Herr Blaufohl, wie sie es anfangen müßten, wenn ihr Wunsch sollte erfüllt werden.

Auf einmahl kam neues Leben unter die schwarze Gesellschaft. Sie strengte sich weit mehr, als sonst, bey ihren Arbeiten an, um etwas Zeit zu gewinnen, in welcher sie etwas zur Erkaufung ihrer Freyheit verdienen könnte, und den nächsten Sonnabend hatte Herr Blaufohl das Vergnügen, daß ihm wenigstens zwey Dritttheile — seiner Leute ihr verdientes Geld brachten. Er trug sorgfältig in sein Buch ein, wieviel ihm jeder geliefert hatte, und gab ihm darüber einen Schein.

Den

Den nächsten Sonnabend bekam er wieder Geld einzustreichen. Aber — den dritten Sonnabend hatte es mit dem Einstreichen ein Ende. Kein einziger brachte Geld. Dieß nahm Herrn Blaufohl Wunder. Er schwieg aber dazu. Er ließ noch drey Sonnabende vorbegehen ohne seine Leute zu fragen, warum sie ihm kein Geld brächten? Endlich kam ihm die Sache verdächtig vor. Er sahe daß die mehesten noch eben so fleißig waren wie sonst, ja daß manche immer sinnreicher wurden sich neue Nahrungszweige zu verschaffen. Einige z. E. legten sich auf den Fischfang, andere fingen kleine Krämchen an u. d. gl. Gleichwohl brachten sie ihm immer kein Geld.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Verlagsartikel der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, zur Ostermesse

1811.

Ausfeld J. W. Nachträge zu seiner Schrift:
„Wie gelangt man zur Freyheit von Nahrungsorgen.“

(Wird unentgeltlich ausgegeben.)

Beutler, J. H. Ch. Pfarrer zu Zelle und Adjunctus der Superintendentur Ichtershausen,
Sitz

Sittenlehren und Klugheitsregeln in Versen,
für Schullehrer zum Vorschreiben und für
Kinder zum Lernen. 8. 6te Aufl. 1811.
100 Exemplare 3 Thaler Sächsisch.
ein einzelnes Exemplar 1 Groschen.

Blasche, B. H. Der Papparbeiter, oder Anlei-
tung in Pappe zu arbeiten. Vorzüglich Erz-
ziehern gewidmet, 4te vermehrte, zum Theil
ganz umgearbeitete Auflage. Mit 3 Kupfers-
tafeln. Preis 1 Thaler.

— — ein Paar Worte an Eltern der gebil-
deten Stände über die Frage: Wie können
Handarbeiten bildend seyn, und welche Fol-
gen verspricht dieser Theil der Bildung in
Bezug auf unsere Zeit. gr. 8. geheftet. 6 Gr.
Salzmann C. G., C. Kiefers Bilderbüchlein,
neue mit dem Texte versehene Ausgabe 2
Theile. 8.

Preis: schwarz, jeder Theil 1 Thlr. 12 Gr.

— sauber illuminirt 2 Thlr. 16 Gr.

In Commission.

Sternberg, Sammlung interessanter Anekdoten
und Erzählungen, größtentheils aus dem Les-
ben berühmter Tonkünstler und ihrer Kunsts-
verwandten. Ein Unterhaltungsbuch für
Musiklehrer, ihre Schüler und andere Freun-
de der Tonkunst. Preis 16 Gr.

Aehrenkabinettchen, bestehend aus zehn Exem-
plaren der merkwürdigsten ausländischen Ges-
treidearten, nebst einigen Bemerkungen Dar-
über. Erste Lieferung, Preis 16 Gr.

Der Bote
aus
Thüringen.

Siebzehntes Stück.

1811.

Bote, Wirth.

W. Ich bin sehr begierig zu erfahren, warum die Schwarzen Herrn Blaufohl kein Geld mehr brachten.

B. Herr Blaufohl war es nicht weniger, zumahl, da er bemerkte, daß sie oft zusammen standen und heimlich mit einander sprachen. Dieß brachte ihn auf die Vermuthung, daß sie vielleicht gar eine Verschwörung im Sinne hätten, und mit ihrem Gelde zu den Maronnegern übergehen wollten. Denn schon zu Herrn Blaus fohls Zeiten hatten sich über 20,000 Schwarze, die nach und nach ihren Herren entlaufen waren, zusammen rottiret, lebten in den Wäldern als freye Leute und hießen Maron, Neger. Wahrscheinlich werden sie einmahl die Euro-

April 1811.

R

päer

päer überfallen und ihre Pflanzungen mit einem mahle zu Grunde richten.

Dies machte Herrn Blaufohl unaussprechlichen Kummer. „Ist dies der Dank, sagte er bey sich selbst, für deine Menschenliebe? Du wolltest diese Suben aus der Slaveren erlösen — zur Dankbarkeit machen sie gegen dich eine Verschwörung. Bennahe glaube ich daß diejenigen Recht hatten, die mir sagten, ich kenne die Schwarzen noch nicht.“

Er gerieth in den heftigsten Zorn, und war schon im Begriffe den ersten den besten Schwarzen so lange zu peitschen, bis er ihm die Wahrheit gestände. Da fiel ihm wieder des Vaters Regel ein: alles mit Bedacht. Er hielt also an sich. Weil er wohl merkte, daß er im Zorne nichts Vernünftiges thun werde: so wartete er bis sein Zorn sich gelegt hatte, und er seiner Vernunft wieder mächtig war. Dann überlegte er die Sache von allen Seiten und faßte seinen Entschluß.

Er ließ den Slaven Lenk, den er für den ehrlichsten hielt, zu sich kommen, und fing mit ihm folgendes Gespräch an: Wie lebst du jetzt mit deiner Frau?

L. Recht gut. Ich liebe sie wie meine Seele.

Bl. Wer hat sie dir erhalten?

L. Sie, lieber Herr Blaufohl.

Bl. Das habe ich. Hätte ich mich deiner nicht angenommen: so würdest du jetzt deine Frau nicht mehr lieb haben können.

L. Ich werde es Ihnen in meinem Leben nicht vergessen.

Bl. Bist du ein dankbarer oder ein undankbarer Mensch.

L. Herr Blaufohl!

Bl. Nu?

L. Können Sie wohl glauben, daß ihr ehrlicher Lenk gegen Sie undankbar seyn wird?

Bl. Kaum kann ich es glauben. Wenn du aber dankbar bist: so mußt du mir auch die Wahrheit sagen. Willst du das?

L. Herzlich gern?

Bl. Verdienst du noch Geld?

L. O ja!

Bl. Warum bringst Du mir keins mehr?

L. Ich will Ihnen eine unvermuthete Freude machen, und Ihnen die drehundert Gulden mit einander bringen, die ich Ihnen für meine Freyheit zahlen soll.

Bl. Wo thust du indessen das Geld hin?

L. In einen sichern Ort.

Bl. Ist ein Ort sicherer als mein Haus?

L. Das wohl nicht. Aber an dem Orte, wo hin ich das Geld lege, muß mir jeder Thasler wenigstens hundert andere einbringen.

Bl. Dieß ist freylich viel. Wo ist aber dieser Ort?

L. Das darf ich nicht sagen.

Bl. Und warum nicht?

L. Weil ich es habe schwören müssen, daß ich es niemanden sagen will.

Nun hatte des Herrn Blaukohls Weisheit ein Ende. Er konnte doch den Lenk nicht zwingen seinen Eid zu brechen, und wenn er dieß nicht that: so kam Herr Blaukohl nicht hinter die Wahrheit. Unterdessen faßte er sich, erkundigte sich nach Lenks Kindern, ließ sich von ihnen erzählen, wie er sie behandelte, und überlegte indessen, wie er dem Lenk sein Geheimniß doch ablocken wolle. Ehe dieser es sich versah, faßte er ihn bey dem Arme und fragte heftig: wem hast du schwören müssen?

L. Dem Muley.

Bl. Gehe hin im Frieden!

Sogleich eilte Herr Blaufohl zum Muley, nahm ihn, ehe er mit einem andern Schwarzen sprechen konnte, mit sich in eine entfernte Hütte, und gab ihm da allerley Aufträge. Dann verfügte er sich zu Herrn Rosen, Nelken, und Consorten, stellte ihnen die Gefahr vor, in welcher sie sich befänden, und wie sie jetzt alle für einen Mann stehen müßten. Dann sagte er daß sie ihm folgen, einen Schwarzen mit einer Peitsche mitbringen, und hinter der Hütte wohin er den Muley gebracht hatte, warten sollten bis er sie rufe.

Hierauf ging er wieder zum Muley und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Muley! sagte er willst du nicht frey werden.

M. En das versteht sich.

Bl. Warum bringst du mir kein Geld mehr?

M. Ich sammle es, und bringe es Ihnen hernach mit einander.

Bl. So! wo thun denn deine Cameraden ihr Geld hin?

M. Das kann ich nicht wissen.

Bl. Du kannst es nicht wissen? Kerl! wie kannst du so unverschämt seyn und mir so eine Lügen ins Gesicht sagen?

M.

M. Ich lüge nicht. Gewiß ich lüge nicht. Was gehen mich denn meine Cameraden an? Ich bekümmere mich um keinen.

Bl. Du hast dir doch von ihnen schwören lassen?

M. Ich? schwören lassen? Das hat Ihnen ein Schelm gesagt.

Bl. Warte ich will dir den Schelm anstreichen. (Sogleich gab er ein Zeichen, und die Aufseher, mit dem Schwarzen traten herein.) Muley! Du weißt daß ich noch keinen Sclaven habe peitschen lassen. Es ist aber auch noch keiner so verstockt gewesen, als du. Den Augenblick sage mir, was dir deine Cameraden haben schwören müssen, oder ich lasse dich peitschen, daß dir das Fell rauchen soll.

M. Und wenn Sie mich todt schlagen lassen: so kann ich Ihnen nichts sagen.

Bl. Gleich lege dich auf die Erde! und du Kriky zähle ihm zwanzig Hiebe auf.

Als die Execution vorbey war, fragte ihn Herr Blaukohl, willst du gestehen?

M. Ich weiß nichts.

Bl. Kriky! gib ihm noch vierzig.

Nach dem er sie erhalten hatte, fragte Herr Blaukohl; willst du gestehen?

Nein!

Nein! erhielt er zur Antwort.

Gib ihm achtzig, sagte Herr Blaufohl.

Da er zwanzig erhalten hatte, rief er Gnade!

Bl. Gnade sollst du haben, aber du mußt mir erst alles gestehen.

M. Das will ich, es darf es aber niemand hören, als Sie. Schon, war Herr Blaufohl im Begriffe den andern Herrn zu sagen, daß sie abtreten sollten, da fiel ihm ein daß dieser Unglückliche, der in der größten Wuth war, ihn vielleicht erwürgen könnte. Er befahl also dem Muley, daß er mit ihm ins Freye gehen sollte, und den andern sagte er, sie möchten zwanzig Schritte von ihm bleiben, wo sie ihn zwar sehen, aber nicht hören könnten, was Muley mit ihm sprach.

Sobald sich Herr Blaufohl mit dem gepeitschten Sünder in der nöthigen Entfernung befand, sagte er: nun Muley! jetzt sind wir auf einem Plaze, wo niemand uns hören kann. Rede die Wahrheit, denn ich weiß alles, sonst laß ich dich zu todte peitschen.

M. Nun! Sie wissen also alles?

Bl. Alles!

M.

M. Ich habe meine Cameraden beredet, ihr Geld alle Sonnabende an einen gewissen Ort zu legen.

Bl. Wo jeder Thaler hundert andere eins bringen sollte?

M. Ich sehe wohl daß ich verrathen bin. Erbarmen Sie sich meiner! ich will Ihnen alles gestehen. Ich machte meinen Cameraden weiß, es hätte mir ein Geist einen großen Schatz entdeckt, den ich heben sollte. Er verlangte aber dafür eine Summe Geldes. Dreizehn Sonnabende hintereinander sollte eine Summe Geld auf den Platz gelegt werden, wo, wie ich vorgab, der Schatz stände, dann sollten für jeden geopfertem Thaler hundert andere gereicht werden.

Bl. Liebest du denn deine Cameraden nicht den Geist sehen, dem sie opfern mußten?

M. Er freulich dieß war der Schwarze Puzky. Diesen hatte ich in ein Paar Bockfelle genähet, und ihm ein Paar Bockshörner auf den Kopf gesetzt, und dieser mußte das Geld in Empfang nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Achtzehntes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. Als ich das letztemahl hier war: so erzählte ich ihm das Examen, das Herr Blaus Kohl mit dem Muley angestellt hatte. Weiß er noch?

B. Ich werde ja.

B. Nun fragte er ihn weiter: und wenn du nun das Geld zusammen gehabt hättest, was würdest du damit gethan haben?

M. Sie fragen auch gar zu strenge.

Bl. Ich muß Alles wissen.

M. (Auf die Knie fallend) Ich wäre mit dem Gelde davon gelaufen, und zu den Masron Regern gegangen. Ach vergeben Sie mir! ich will Ihnen das Geld alles wiedergeben und Ihnen ewig treu bleiben.

May 1811.

G

Bl.

Bl. Hättest du mir dieß eher gebeichtet: so hättest du dir die Prügelsuppe ersparen können. Ich will so gelinde mit dir verfahren, als möglich ist. Ganz ohne Strafe wirst du aber nicht durchkommen.

Er winkte hierauf den andern Herren, und sagte ihnen, sie möchten den Muley einstweilen in das Gefängniß setzen, welches der selige Herr Jessen für die Verbrecher hatte einrichten lassen. Er aber verfügte sich nach Hause um zu überlegen, was weiter in der Sache zu thun sey.

Ben Tische trug er den Casus seiner lieben Frau vor, die sich darüber gar höchlich verwunderte. Was doch die Schwarzen, sagte sie, für Dummköpfe sind, daß sie solch Zeug glauben, und sich weiß machen lassen, daß ein Geist, der einen so großen Schatz in seiner Gewalt hat, nöthig hätte sich Geld schenken zu lassen. Wenn deine klugen Landsleute dieß hören sollten: so würden sie es kaum glauben.

Bl. Da hast du eine sehr gute Meinung von meinen Landsleuten. Ich muß Dir aber sagen, daß sie zum Theil eben so dumm sind, wie die Schwarzen.

Fr. Bl. Ich kann es kaum glauben. Sie bekommen doch so guten Unterricht.

Hr. Bl. Den bekommen sie freylich in der Schule, es werden für sie Bücher geschrieben, worinne sie vor dergleichen Betrügereyen gewarnt werden, die Obrigkeit macht Verordnungen dagegen — hilft alles nichts.

Da ich noch in Deutschland war, wurde eine Comödie von Hunden aufgeführt.

Fr. Bl. Von Hunden? Wie war denn das?

Hr. Bl. Das war gar artig. Die Hunde waren alle wie Herren und Damen angezogen; jene hatten Peruquen, diese Kopfzeuge auf den Köpfen, alle gingen auf 2 Beinen, machten Complimente vor einander, tanzten mit einander, setzten sich an einen Tisch, natürlich wie wenn sie Menschen wären. Da warf ein loser Vogel eine Schöpsenkeule auf das Theater. Sogleich sprangen sämtliche Herren und Damen von ihren Stühlen auf, liefen auf allen Vieren nach der Schöpsenkeule zu und bissen sich drum.

Fr. Bl. Das muß ja zum todtlachen gewesen seyn.

Hr. Bl. Das war es auch. Es entstand ein so allgemeines Gelächter, daß die Comödianten den Vorhang fallen lassen und mit ihren Hunden abziehen mußten.

Fr. Bl. Was willst du denn aber mit deiner Hunde-Comödie? Wir sprechen ja von deinen Landsleuten.

Hr. Bl. Nun viele meiner Landsleute betrugen sich eben so wie diese Hunde. Sie könsen so klug thun, und so vernünftig reden, daß man glauben sollte die Weisheit wäre bey ihnen zu Hause. Sobald aber irgend ein Schlaufkopf kommt und ihnen von Schatzgraben, Geisterbeschwören und Wundercuren etwas vorschwätzt; so verläßt sie ihre Klugheit, sie handeln wie die Narren, und lassen sich vor dem Betrüger pressen, wie unsere Schwarzen vom Muley.

Fr. Bl. O erzähle mir doch so ein Stückchen.

Hr. Bl. Deren könnte ich dir Hundert erzählen. Ich will dir aber nur ein Paar mittheilen.

Da war in Krebsleben ein Ehepar, das einen reichen Anverwandten beerbte. Bald darauf fand sich ein Kerl ein, der sehr geheimnißvoll

voll that, und dem Manne in Vertrauen sagte, daß ihm und seiner Frau ein großes Glück bevorstehe. In dem Wäldchen bey Krebsleben wäre ein ungeheurer Schatz vergraben, der von einigen Geistern bewacht würde, die ihnen denselben abtreten wollten, weil sie so ehrliche Leute wären. Sie hätten ihm daher aufgetragen bey ihm und seiner Frau anzufragen, ob sie den Schatz annehmen wollten? Von Herzen gern, war des Mannes Antwort, und ich zweifle nicht, daß meine Frau eben der Meinung ist. Was sollen wir aber dabey thun? Gar nichts, war die Antwort, als daß ihr den Geistern, so lange sie mit Hebung des Schatzes zu thun haben, täglich etwas zu essen und trinken schickt. Für meine Bemühung verlange ich gar nichts. Ist der Schatz gehoben, und ihr wollt mir hernach ein kleines Geschenk machen: so will ich es mit Dank annehmen. Der Mann fragte hierauf, was die Geister diesen Abend verlangten? und der Kerl sagte: weiter nichts, als ein Gerichte Erbsen und Speck und eine Flasche Bier

Auf den Abend wurde dieß dem Schatzgräber ausgeliefert. Dieser aber nahm es nicht an, sondern sagte: nein ihr müßt selbst mit
gehn

gehn, daß ihr mir euren eignen Augen sehet, daß alles ehrlich zugehe. Der Mann ging das Her mit und trug das Bier und die Frau die Erbsen und den Speck. Als sie ein Fleckchen von Krebsleben entfernt waren, zeigte ihnen der Betrüger drey weiße Gestalten, und sagte: Dieß wären die Geister, denen sie sich aber, bey Leib und Leben nicht weiter nähern dürften.

Der Schatzgräber nahm daher die Mahlzeit in Empfang, übergab sie den Geistern, die durch Kopfnicken zu verstehen gaben, daß sie damit zufrieden wären.

Den folgenden Abend verlangten sie Brasen, Wein und Kuchen. Nachdem sie acht Tage so waren gefüttert worden, verlangte jeder der drey Geister zwey Laubthaler täglich. Die einfältigen Leute gaben sie gern: weil sie der guten Hoffnung lebten, daß der Schatz alles Hundertsfältig wieder einbringen würde. Am Ende, da es mit dem Gelde auf die Reize ging, ließen die Geister sagen, sie müßten auch Bette haben: weil bey der eingetretenen Kühle der Nächte, sie so lange nicht im Freyen bey dem Schatze wachen könnten, der schon einen halben Schuh über der Erde stände. Da die Betten waren abgeliefert worden, verlangten sie

sie nichts mehr; der Schatzgräber ließ sich aber auch nicht wieder sehen, und der versprochene Schatz kam nie zum Vorschein. Die arme Leute sahen nun erst ein, daß sie betrogen waren. Waren diese Leute klüger als die Schwarzen?

Fr. Bl. Ich dünkte noch dümmer. Erzähle mir noch so ein Stückchen.

Hr. Bl. Damit kann ich dienen. Jenes Stückchen wurde von gemeinen Leuten gespielt, jetzt will ich eins erzählen an dem auch solche Theil nahmen, die nicht zu den gemeinen Leuten wollen gerechnet seyn. In Deutschland liegt eine Stadt, die ich, gewisser Ursachen wegen, nicht nennen will. Da wohnen gewaltig vornehme und gelehrte Leute, die zum Theil glauben, daß sie klüger als andere Menschen wären. Diese sprachen erstaunlich vernünftig, spotteten über Aberglauben und manche sogar über die Religion. Sie spielten ihre Rolle so gut, wie die Hunde in der Comödie. Unvermuthet erschien aber ein Mann, der ihnen eine Schöpfenkeule hin warf, sogleich war es auch mit ihrer Weisheit aus, sie fielen über die Schöpfenkeule her und zeigten wes Geistes Kind sie waren. Es erschien nämlich ein Mann,
 der

Der sich rühmte, daß er Geister citiren könne. Sogleich drängten sich Adelige und Unadelige, Gelehrte und Ungelehrte, zu ihm und bathen ihn, daß er ihnen erlauben möchte die Geister zu sehen. Er erlaubte es. Sie wurden in ein Zimmer geführt, wo der Geisterbeschwörer einen Kreis machte, allerley Figuren und Worte aus fremden Sprachen darauf schrieb. Die Zuschauer mußten in den Kreis treten. Der Geisterbeschwörer bath sie um Gottes Willen, daß sie ja nicht aus dem Kreise treten sollten. Wer den Fuß um einen Finger breit ausser dem Kreise setze, den könne er nicht schützen, der würde von den Geistern, ohne Barmherzigkeit zerrissen. Dadurch wurden alle Zuschauer in Todesangst versetzt. Nun fing er an so stark zu räuchern, daß alle davon betäubt wurden. Wann nun alle betäubt und in Todesangst versetzt waren, gingen die Beschwörungen an. Es entstand im Hause, neben und über dem Zimmer ein schrecklicher Lärm, wodurch die Angst der Versammlung noch mehr vergrößert wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Neunzehntes Stück.

1811.

Bote. Birtk.

B. Nun will ich ihm noch den Ausgang der Geister-Beschwörung erzählen, wovon ich ihm, als ich das Letztemahl hier war, den Anfang sagte.

B. Ich bin begierig ihn zu hören.

B. Da der Geister-Beschwörer, durch seine Zubereitung alle Zuschauer betäubt und in Todesangst versetzt hatte: so erschien endlich der verlangte Geist, in der Luft schwebend. Es wurden ihm verschiedene Fragen vorgelegt, die er beantwortete. Hierauf ließ der Beschwörer den Geist verschwinden, die Versammlung ging auseinander und Adelige und Unadelige, Gelehrte und Ungelehrte schwuren darauf, daß sie einen Geist gesehen und mit ihm gesprochen hätten.

May 1811.

2

Fr.

Fr. Bl. Wie ging denn dieß aber zu?

Hr. Bl. Ganz natürlich. Es gibt eine gewisse Art von Spiegeln, die heißen Hohlspiegel. Diese sind ganz anders, als die gewöhnlichen. Wenn du vor einen gewöhnlichen Spiegel trittst: so siehst Du Dein Bild in dem Spiegel, trittst Du aber vor den Hohlspiegel: so erscheint Dein Bild ausser demselben in der freyen Luft. Einen solchen Hohlspiegel hatte nun der schlane Beschwörer in eine Ecke des Zimmers und gegen über das Bild gestellt, welches den Geist vorstellen sollte. Dieß fiel nun in den Hohlspiegel, und von diesem in den Rauch, der absichtlich gemacht war, in dem es sich zu bewegen schien.

Fr. Bl. Wie konnte es denn aber reden?

Hr. Bl. Das Bild redete freylich nicht, sondern ein anderer. Entweder war der Geisterschwörer ein Bauchredner —

Fr. Bl. Ein Bauchredner? Was ist dieß für ein Mann?

Hr. Bl. Dergleichen Männer findet man in Deutschland oft. Diese können, ohne daß sie den Mund öffnen, solche Töne hervorbringen, daß man darauf schwören sollte, sie kämen ganz wo anders her. So habe ich einen
sols

solchen Bauchredner gesehen, der eine Puppe bey sich führte, mit welcher er ein Gespräch hielt. Er hatte sie in ein Schnupftuch gewickelt. Als er nun das Schnupftuch öffnen wollte, ertönte eine Stimme: Au weh! du drückst mich ja. Diese Stimme klang natürlich so, wie wenn sie aus dem Schnupftuche käme. Der Bauchredner redete ihr dann mit seiner gewöhnlichen Bassstimme zu, sie solle sich nicht fürchten, er wolle ihr kein Leid thun. Dann schien wieder ein Stimmchen aus dem Schnupftuche zu kommen, das fragte: aber warum läßt Du mich denn nicht in Ruhe? was soll ich denn?

Der Bauchredner antwortete: Du sollst Dich hier vielen schönen Herren und Damen zeigen.

Hierauf legte er der Puppe eine Menge Fragen vor, die durch ein Stimmchen beantwortet wurden, das so klang, daß man darauf hätte schwören sollen, es käme von der Puppe. Wenn nun viele Leute, die ganz furchtlos waren, und gewiß wußten, daß das Stimmchen von dem Bauchredner komme, so konnten getäuscht werden: so war ja dieß weit leichter bey einer Versammlung, die erst in Todesangst

war versezt worden, von keinem Bauchredner nichts wußte und den festen Glauben hatte, daß der erschienene Geist reden werde.

Fr. Bl. Du sagtest ja aber vorhin, daß nicht das Bild, sondern ein anderer geredet hätte, entweder weil der Geisterbeschwörer ein Bauchredner gewesen wäre, nun glaube ich es muß noch ein oder er folgen.

H. Bl. Dieß soll gleich folgen: oder weil der Geisterbeschwörer in der Wand des Zimmers ein Sprachrohr angebracht hatte, durch welches ein Mensch, der sich im Nebenzimmer befand, die vorgelegten Fragen beantwortete. Das erstere ist mir aber wahrscheinlicher.

Fr. Bl. War denn aber unter Deinen Landsleuten kein einziger so klug, daß er die Betrügerereyen des Gauklers bemerkte?

Hr. Bl. Eh! da müßte ich mich schämen ein Deutscher zu seyn, wenn alle meine Landsleute, die den Gaukelpossen zusahen, so dumm gewesen wären. Nein, Mehrere kamen ihm auf die Spur, und machten Anstalten, seine Gaukelenen zu entdecken. Er merkte es. Weißt Du was er that? er erschoss sich.

Fr. Bl. Da hat er nicht übel dran gethan.

Den

Den folgenden Tag war des Herrn Blaus
 fohls vorzügliche Sorge dem Muley zu geben
 was er verdient hatte. Er schickte also erst
 nach dem Schwarzen, der den Geist mit Bocks-
 Hörnern vorgestellt hatte, um ihn fest zu setzen.
 Aber dieser war entwischt, und zu den Ma-
 ronnegern übergegangen. Dieß kam daher,
 weil dießmahl Herr Blaufohl des Vaters Res-
 gel: alles mit Bedacht! nicht befolgt hats-
 te. Denn hätte er nach dieser Regel gehan-
 delt; so hätte er den gehörnten Geist gleich
 bey dem Kragen müssen nehmen lassen, da er
 den Muley hingesezt hatte. Er sah dieß ein,
 schlug sich mit der Faust vor die Stirne, es
 half aber nichts. Eine einzige unbedachtsame
 Handlung hatte ihn auffer Stand gesezt an
 dem Betrüger die verdiente Strafe zu vollzie-
 hen, und diesem Gelegenheit verschafft durch
 seine Flucht das Heer der Feinde der Europäis-
 schen Pflanzler zu verstärken. Hätte er den
 Schurken mit zweyhundert Ducaten zurückbes-
 kommen können, er hätte sie drum gegeben.
 Dieß war aber nun zu spät, und er fühlte es
 recht lebhaft, was für traurige Folgen es
 habe, wenn man nicht alles mit Bedacht
 thut.

Des

Desto bedachtsamer behandelte er nun den Muley, zuerst mußte dieser alles Geld herbeschaffen, das er den Schwarzen abgenommen hatte. Er fragte ihn: wieviel jeder Schwarze dazu beigetragen hätte? Allein diese Frage konnte er nicht beantworten. Weil er nie — Willens gewesen war, das Geld zurück zu geben: so hatte er es auch nicht bemerkt, wieviel jeder beigetragen habe, sondern ihnen weiß gemacht, der Geist würde es schon merken.

Aber was sollte er nun weiter mit ihm thun? Er konnte ihn halb todt prügeln lassen, denn das hatte er verdient. Aber dazu war Herr Blaufohl zu menschlich. Er hat, dachte er, schon Prügel genug bekommen. Diese wird er nie vergessen. Immer wird ein heimlicher Groll bey ihm bleiben, und er wird nie das Zutrauen zu dir wieder bekommen, das andere haben. Das Beste ist, du schaffst ihn fort.

Er ließ ihn also vorführen, und zugleich die ganze schwarze Schaar zusammenrufen.

Muley! sagte er Du bist ein böser Mensch. Du hast Deine Kameraden so schändlich betrogen, hast ihnen weiß gemacht sie sollten einen Schatz heben, da doch kein Schatz vorhanden ist,

ist, hast ihnen einen Geist gezeigt, der doch nichts weiter war, als ein Schwarzer, den Du in Bocksfelle genähert hattest, hast ihnen auf solche Art ihr sauer erworbenes Geld abgelockt. Ich könnte Dich halb todt prügeln lassen — Du sollst aber keinen Schlag bekommen.

M. Ich danke Ihnen tausendmahl, lieber Herr Blaufohl!

Bl. Behalten kann ich dich aber auch nicht. — Ich will keine andern, als solche Slaven haben, die mich wie ihren Vater lieben und ehren, und keine schlechte Streiche machen. Ich werde Dich an Herrn Treckschuit abgeben.

M. Ach lieber Herr Blaufohl! ich bitte Sie um Gottes Willen thun Sie das nicht! lassen Sie mir 150 Prügel geben, treten Sie mich mit Füßen, nur seyn Sie hernach wieder gut mit mir, und verstoßen mich nicht!

Bl. Hilft Alles Nichts. Ihr andern nehmt an diesem unglücklichen Menschen ein Exempel! ihr wißt daß ich euch bisher alle, wie ein Vater, behandelt habe, daß keiner einen Schlag von mir bekam, daß ich euch die Mittel an die Hand gab, wie ihr frey werden könntet; wenn aber alle diese Liebe nicht erkannt wird, und
 80
 eis

einer oder der andere dumme Streiche macht: so ist er auch meiner Liebe nicht werth. Ich werde ihn austofen und einem andern Herrn übergeben, bey dem er zum Frühstück Ribbens stöße, zur Mittagskost Prügel und zur Abendmahlzeit Peitschenhiebe bekommt.

Jetzt wurde Mulen gebunden, und unter Begleitung von zwey Schwarzen, abgeführt. Herr Blaufohl selbst gab ihm das Geleite.

Sie kamen in einen Wald, wo sie ein erbärmliches Winseln, und ein sonderbares Geräusch hörten. Herr Blaufohl ging dem Geräusch nach, und hatte da einen schrecklichen Anblick. Ein großer, eiserner Kefich in welchen ein Schwarzer gesperrt war, hing an dem Aste eines Baums. Zwey Geyer saßen auf dem Kefich, und verursachten, durch den Schlag ihrer Flügel, das sonderbare Geräusch, das Herr Blaufohl gehört hatte. Von Zeit zu Zeit steckten sie die Köpfe in den Kefich, und rissen dem Schwarzen ein Stück Fleisch vom Leibe. Die Augen hatten sie ihm schon ausgehackt. Herr Blaufohl rief die Schwarzen herbey, daß sie den schrecklichen Auftritt auch mit ansehen sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Zwanzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Ist es mir doch eiskalt über die Haut gelaufen, da er mir die Geschichte von dem Schwarzen erzählte, der in einem eisernen Kess sich war aufgehängt worden. Was that denn Herr Blaukohl bey der Sache?

B. Ja was sollte er thun? er fragte den Mann im Kessiche: Unglücklicher! wer hat Dich hier einsperren lassen?

Herr Treckschuit, war die Antwort.

Bl. Warum denn?

Schw. Er prügelte mich, wegen eines kleinen Versehens so schrecklich, daß ich mich vor Bosheit nicht zu lassen wußte. Ich nahm ein Messer, rennte damit auf ihn los und wollte ihn erstechen — Ach guter Weisser! erbarme

Man 1811.

U

Dich!

Dich! Gib mir ein Glas Wasser, oder schließ mir eine Kugel durch den Kopf.

Da nun Herr Blaufohl weder ein Glas Wasser, noch ein Schießgewehr bey sich hatte: so konnte er keine von beyden Bitten dem Schwarzen gewähren, sondern mußte ihn seinem Schicksale überlassen.

Muley zitterte am ganzen Leibe, und bath Herrn Blaufohl mehrmahls inständig, daß er ihn ja nicht an einen so grausamen Herrn abgeben möchte. Es war aber alles umsonst.

Jetzt kamen sie in Herrn Treckschuits Pflanzung an, wo mehrere Slaven arbeiteten, die zum Theil noch blutig waren, von den Schlägen, die sie so eben bekommen hatten.

Ach! Ach! Herr Blaufohl! sagte Muley Gott höret den armen Sünder, wenn er zu ihm um Barmherzigkeit ruft; und sie wollen mich nicht hören. Lieber, guter Herr Blaufohl hören Sie mich, so wird Gott sie auch hören, wenn Sie in der Noth zu ihm rufen.

Dies ging Herrn Blaufohl durchs Herz. Halt! sagte er, ging auf und ab, bedachte sich ein halbes Viertelstündchen und da er nun der Meinung war, daß Muley zum Nachdenken gekommen wäre, daß er die empfangenen Prüsgel

gel vergessen und seine Wiederaufnahme als eine große Wohlthat ansehen würde: so befahl er daß man ihn losbinden und zurückgehen sollte.

Mulen war vor Freuden ausser sich, warf sich mit dem Gesichte auf die Erde, setzte Herrn Blaukohls Fuß auf seinen Kopf und gelobte ihm ewige Treue und Dankbarkeit.

Als sie zurückkamen ging er wieder an seine Arbeit und er, nebst den Schwarzen, die ihn begleitet hatten, erzählten ihren Cameras den alles, was sie gesehen und gehört hatten; und hatten die Schwarzen erst Herrn Blaufohl lieb gehabt, so bekamen sie ihn nun noch Hundertmahl lieber, da sie erfuhren, was für ein Unterschied zwischen ihm und Herrn Treckschuit sey.

Was sollte aber Herr Blaufohl nun mit dem Gelde thun, das Mulen den Schwarzen ablockte. Da er nicht erfahren konnte, wieviel jeder von ihnen dazu gegeben hätte: so legte er es in einen Beutel, und wenn ein Schwarzer ihm seinen ersparten Verdienst brachte, so legte er eben so viel, als ihm war gegeben worden aus dem Beutel dazu, bis daß der Beutel leer war.

Herrn Blaufohl erwartete nun eine neue Freude. Seine liebe Frau wurde guter Hoffnung, und beyde sehneten sich nach dem Tage, da sie die Frucht ihrer herzlichsten Liebe würden in ihre Arme schließen können. Er kam endlich der erwünschte Tag, war aber gar nicht so freudenreich wie sie geglaubt hatten. Die gute Frau Blaufohl mußte, während der Geburt, unaussprechlich viel leiden, und man war ihres Lebens wegen besorgt. Herr Blaufohl litt vielleicht noch mehr, als seine Frau. Er trippelte ängstlich umher, rang und wand die Hände, am Ende konnte er es nicht länger aushalten, sondern lief in ein Nebenzimmer, warf sich auf einen Stuhl und bath Gott gar herzlich, daß er doch bald mit seiner Hülfe erscheinen möchte. Auf einmahl öffnete sich die Thür, Schwärzchen trat herein, und rief: Herr Blaufohl! ein junger Sohn ist da.

Blitzschnell schoß er auf, schloß seine gute Frau in seine Arme, die seine Umarmung aber nicht erwidern konnte, weil sie in einer Ohnmacht lag. Er rieb ihr die Schläfe mit Spiritus, und hielt ihr Salmiakgeist unter die Nase, und brachte sie so ins Leben zurück.

Sie

Sie blickte ihn schmachkend an, drückte seine Hand und sagte mit schwacher Stimme: ich habe einen schweren Stand gehabt, lieber Blaufohl.

Jetzt legte man das Söhnchen in Herrn Blaufohls Arme, er drückte es herzlich an seine Brust, dann zeigte er es der Mutter, und sagte: sieh liebe Frau! was für einen herrlichen Jungen du geboren hast!

Sie lächelte und küßte das Schmerzenskind. Hernach sprach sie aber nicht mehr, schloß die Augen und schlief ein. Herrn Blaufohl war bey der Sache nicht wohl zu Muth. Er sah wie schwach die Frau war; gleichwohl wußte er nicht wie er ihr helfen solle. Was er zu thun habe, wann er sich erkältet, wann er den Magen überladen, wann er sich geärgert hatte, das wußte er recht gut; aber die weibliche Natur kannte er gar nicht, und noch weniger die Natur einer Wöchnerin. Er wußte also gar nicht, was er mit seiner schwachen Frau anfangen sollte. In der Angst nahm er seine Zuflucht zu dem Herrn Doctor Spenteufel, den einzigen Arzt, der damahls in Surinam sich befand. Dieser Herr Doctor Spenteufel war ein sehr gelehrter Mann. Er hats

hatte 300 Leichname zergliedert, und fünf und
 zwanzig Gerippe wieder zusammengesetzt, die
 zum Theil in seiner Stube aufgestellt waren.
 Auch wußte er alle Theilchen des menschlichen
 Körpers, wie auch alle Krankheiten, auf Latei-
 nisch zu benennen. Nur zweyerley wußte er
 nicht: erstlich was für eine Krankheit die Pa-
 tienten hatten, zu denen er berufen wurde,
 zweitens was für Mittel er anzuwenden has-
 be, um ihnen zu helfen. Seine Meynung
 war, daß alle Krankheiten aus dem Magen
 kämen, und daß also der Kranke so lange
 Brechpulver bekommen müsse, bis die Krank-
 heit gehoben wäre. Diese Brechpulver hatten
 nun insgemein die gute Wirkung, daß, wenn
 sie ordentlich gebraucht wurden, den Kranken
 kein Zahn mehr weh that, aber — leben thas-
 ten sie auch nicht mehr. Als er daher in
 Deutschland, in Querlequitsch, als ausübender
 Arzt angestellt war, wurde der Kirchhof so be-
 völkert, daß kein Platz zu neuen Gräbern übrig
 blieb. Man gab ihm daher zu verstehen, daß
 er sich entfernen möchte: weil man keinen
 Kirchhof mehr hätte, auf welchem seine Patiens-
 ten beerdigt werden könnten. Wenn es weiter
 nichts ist, sagte der Herr Doctor Speytenusel,
 so

so will ich der Sache bald abhelfen. Ich schenke der Gemeinde einen halben Acker zu einem neuen Kirchhofe. Die Sache wurde in Ueberlegung gezogen, und mehrere waren der Meynung, daß man ein solches Geschenk nicht abweisen dürfe. Die mehresten glaubten aber doch, daß sie mit dem alten Kirchhofe auskommen könnten, wenn die starke Bevölkerung aufhörete, für die zeither der Herr Doctor Spenteufel gesorgt hatte. Man rieth ihm also sich zu entfernen, und berief statt seiner einen andern Arzt, der zwar vieles nicht wußte, was sein Vorfahre verstand, der aber seinen Patienten es gleich ansah, wo es ihnen fehle, und immer die schicklichsten Mittel zu finden wußte, ihnen zu helfen.

Da in Deutschland alles mit Aerzten hinlänglich besetzt war: so entschloß sich Herr Doctor Spenteufel nach Surinam zu reisen und dort sein Glück zu suchen. Er fand es auch. Der dortige Kirchhof hatte keine Mauern, sondern war ein ganz freyer Platz, der für alle Weiße und Schwarze, die dort wohnten, hinlänglichen Raum hatte.

Zu diesem Herrn Doctor Spenteufel nahm also Herr Blaukohl, in der Angst, seine Zuflucht,

flucht, ließ ihn rufen, und zeigte ihm seine Frau. Er befühlte ihren Puls, und sagte hier habe ich ein Pulver bey mir, wenn sie dieß genommen hat, so wird sich alles geben.

Bl. Was für Wirkung wird denn dieß Pulver aber thun?

Sp. Es wird ein kleines Erbrechen erregen.

Erbrechen? Herr Doctor Sventeußel! ich bitte um Gottes Willen, sehen Sie doch die Schwäche meiner Frau an. Sie ist so schwach — ich dachte Sie würden ihr ein Stärkungsmittel geben. Das Erbrechen greift ja die Natur noch mehr an, und ich besorge, daß meine arme Frau es nicht aushalten werde.

Sp. Das muß ich als Arzt besser verstehen.

Bl. Ich bin kein Arzt, ich glaube aber doch, daß meine Frau ein Kind des Todes ist, wenn sie ein Brechmittel nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Einundzwanzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Wegen der Madame Blaufohl steh ich in großen Sorgen. Ich denke immer der Dr. Spenteufel wird sie auch auf den Kirchhof geliefert haben.

B. Er soll es gleich hören. Herr Blaufohl wollte sich schlechterdings nicht dazu verstehen, daß seine Frau ein Brechmittel bekäme; sie würde, sagte er, wann sie es nähme, ganz gewiß ein Kind des Todes.

Darauf antwortete Spenteufel: ein Kind des Todes ist sie ohne dieß. Das einzige Mittel sie zu retten ist ein Brechpulver. Alle Krankheiten, lieber Herr Blaufohl! Das glauben Sie mir, kommen aus dem Magen. Wenn dieser nicht gereinigt wird, so ist keine Hülfe möglich.

May 1811.

Æ

Bl.

Bl. Nun so will ich meine arme Frau der göttlichen Barmherzigkeit überlassen. Ich kann mich nicht entschließen ihr ein Brechmittel zu geben.

Sp. Das können Sie halten, wie Sie wollen. Morgen, darauf können Sie sich verlassen, liegt Ihre Frau auf der Bahre, und ich bin nicht Schuld daran. Er nahm seinen Hut und Stock und ging fort.

Herr Blaukohl sah ihm mit nassen Augen nach. Gott! dachte er, wenn nun morgen deine Frau auf der Bahre liegt, Spenteufel spricht, er wäre nicht Schuld daran, du mußt dir die Schuld von ihrem Tode allein bemessen, womit willst du dich beruhigen? Herr Doctor Spenteufel! rief er ihm ängstlich nach, o kommen Sie zurück.

Er kam zurück, und auf Herrn Blaukohls Bitte gab er der guten Frau Blaukohl wirklich das Brechmittel. Man muß es dem Herrn Doctor Spenteufel nachrühmen, daß sein Brechmittel nicht ohne Wirkung war. Kaum hatte es Frau Blaukohl eine halbe Stunde im Leibe: so erfolgte ein starkes Erbrechen, das aber die gute Frau so angriff, daß sie nicht mehr sprechen konnte, sondern ihre Wünsche
durch

Durch Zeichen zu erkennen geben mußte. Nach acht Minuten erfolgte wieder ein Erbrechen, bey dem sie ohnmächtig wurde. Mit vieler Mühe wurde sie wieder hergestellt.

Nun haben wir gewonnen, sagte der Herr Doctor Spenteufel, nahm seinen Hut und Stock und schlich sich fort. Kaum war er aber einige Minuten weg: so ging das Erbrechen von neuem los, alles ging fort was Frau Blaukohl im Magen hatte; aber nicht nur dieses, sondern auch die Seele. Alle Mittel, sie ins Leben zurück zu rufen, waren vergeblich, sie war todt und blieb todt. Herr Blaukohl schickte dem Herrn Doctor Spenteufel einen Boten nach, und ließ ihn dringend bitten, daß er zurückkommen möchte: er ließ aber wieder sagen, daß seine Geschäfte es ihm nicht erlaubten.

Herr Blaukohl war ganz außer Fassung und rang wie ein Verzweifelnder die Hände. Erst den andern Tag kam einige Ruhe in die Seele. Es ist, dachte er, der Verlust deiner guten Frau Gottes Schickung. Du hast für sie gethan, was du, nach deinen Einsichten thun konntest.

Noch war sein Trost das Pflänzchen, das ihm seine liebe Frau hinterlassen hatte. Es war nicht so ganz gelb wie seine Frau Mutter, aber auch nicht ganz so weiß wie der Vater. Seine Frau Mutter deren Vater ein weißer und die Mutter eine Schwarze war, gehörte zu der Gattung von Menschen die man Mulatten nennt. Kinder die ein Weißer mit einer Mulattin erzeugt, nennt man Zwitter. Herrn Blaukohls Söhnchen war also ein Zwitter und erhielt in der heiligen Taufe den Namen seines Großvaters von väterlicher Seite, den Herr Blau Kohl zum Pather desselben erkieset hatte. Er übergab das Kind einer Schwarzen, die den Tag zuvor ihren Säugling verloren hatte, und versprach ihr eine große Belohnung, wenn sie ihm dasselbe, nach Verfluß eines Jahres gesund wieder abliefern würde.

Uebrigens war Herr Blau Kohl, nach dem Tode seiner Frau, der Mann nicht mehr, der er sonst gewesen war. Sonst war er immer thätig und froh, jetzt that er alles mit Verdruß, und schlich herum, wie man zu sagen pflegt, als wenn ihm die Hühner das Brot genommen hätten. Bisweilen wohl, wann er

es

es sich recht lebhaft dachte, daß der Tod seiner guten Frau Gottes Schickung sey, daß er also gewiß für sie und für ihn gut seyn müsse, beruhigte er sich. Diese Ruhe war aber nur von kurzer Dauer; dann fand sich seine Melancholie wieder ein, mit welcher es bisweilen so weit ging, daß man befürchtete, er würde den Verstand verlieren: zumahl wann es ihm in die Gedanken kam, daß seine Frau nicht gestorben wäre, wenn sie das Brechmittel nicht bekommen hätte. Er verlor den Verstand aber nicht. Der liebe Gott, auf den er sein Vertrauen gesetzt hatte, ließ ihn nicht sinken, sondern bescherete ihm eine Freude, die auf geraume Zeit ihn von seiner Melancholie befreyete. Einmahl, da er ganz schwermüthig nach dem Grabe seiner Frau gegangen war, daß er täglich zu besuchen pflegte, und sehnlich wünschte, daß er neben ihr liegen möge, kam sein treuer Lenk hastig zu ihm mit einer Hand voll Papiere. Hier, sagte er, lieber Herr Blaufohl! sind die Scheine, die Sie mir über das Geld gaben, das ich bisher an Sie ablieferte. Zählen Sie sie durch und Sie werden finden, daß ich Ihnen nicht nur soviel gezahlt habe, als Sie für meine Freygebung verlangten, sondern auch

auch einen kleinen Ueberschuß, wovon ich mir eine Hütte bauen kann. Wollen Sie mich nun frey geben?

En, sagte Herr Blaukohl, das versteht sich, zählte die Papiere durch, und da er alles richtig fand, versicherte er ihn nochmahls, daß er ihn, in den ersten Tagen, frey geben wolle.

Run vergaß er auf einmahl alle sein Leid, und hatte den Kopf ganz voll von Lenks Freysheit, und von der Einrichtung seiner Haushaltung.

Den folgenden Tag wies er ihm den Platz an, wo seine Hütte stehen sollte, ließ ihm dazu das Holz herbeiführen, und auf seine Kosten ihm daraus eine Wohnung erbauen; dann schenkte er ihm dazu noch einen Platz, den er bearbeiten, und darauf die nöthigsten Nahrungsmittel erbauen konnte. Auch den Ueberschuß am Gelde, den er ihm gezahlt hatte, schenkte er ihm, damit er etwas in den Händen habe, wovon er seine neue Haushaltung einrichten könnte.

Dann ließ er sämtliche Schwarze zusammen kommen, und sagte ihnen kurz und gut folgendes: lieben Schwarzen! Ihr nennt mich immer Vater Blaukohl, das gefällt mir. Ich
glaus

glaube aber auch diesen Namen verdient zu haben, ich habe euch nicht als Zuchtmeister, sondern als Vater behandelt. Ihr wißt es alle. Ich habe euch auch die Mittel an die Hand gegeben, wie ihr frey werden könnt. Es wird mir Freude machen, wenn ich künftig keinen Sklaven, sondern lauter freye Leute unter mir habe. Euer Camerad Lenk hat mir zuerst die Freude gemacht, daß er sich nebst seiner Frau und seinen Kindern frey gekauft hat. Ich mache es euch also hiermit bekannt, daß Lenk frey ist. Er darf mir nun keine Dienste mehr leisten. Alle Arbeiten, die er, mit seiner Familie, in meiner Pflanzung verrichtet, die bezahle ich ihm. Ich habe ihm eine Wohnung bauen lassen und einen Platz angewiesen, den er mit seinen Kindern, bearbeiten, und darauf er seine Nahrungsmittel bauen kann. Was ich an ihm that, werde ich an allen thun, die so brav sind wie Lenk.

Alle riefen: es lebe unser guter Vater Blaukohl! Hierauf ließ er einige Flaschen Rum unter sie austheilen, und Lenk bezog nun, mit seiner Familie, seine neue Wohnung.

Herr Blaukohl besuchte sie, und wurde uns gemein heiter, da er die ausgelassene Freude sah

sah, mit welcher Mann und Frau und Kinder geschäftig waren, ihre neue Haushaltung einzurichten. Freudenthränen traten ihm in die Augen. Er ging fort und sagte: lebt wohl lieben Leute! Es hat mir Freude gemacht, daß ich euch solche Freude habe verschaffen können. Seid ferner gut, fleißig und folgsam, daß ich mich ferner über euch freuen kann.

Auf dem Rückwege dachte er über die Sache weiter nach, und sagte bey sich selbst: nun will ich gern noch länger leben, weil ich sehe, daß ich doch andern Leuten noch Freude machen kann. Wenn künftig wieder Schwermuth sich bey mir einfindet: so will ich nur Leute aufsuchen denen ich eine Freude machen kann: so wird es sich gewiß damit geben.

Die nächste Woche hatte er eine ähnliche Freude. Der Schwarze, Nahmens König, kam zu ihm, und überzeugte ihn, durch die Scheine, die er ihm ablieferte, daß er ihm auch so viel gezahlt habe, als zu seiner Freylassung nöthig sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Zwen und zwanzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. Gut! sagte Herr Blaufohl zu dem Schwarzen König, so will ich in den ersten Tagen Dich auch frey geben, und alles für Dich thun, was ich für Lenk gethan habe. Was willst Du aber für eine Haushaltung anfangen? Du hast ja keine Frau?

K. (lächelnd) Die wird sich ja auch wohl finden.

Bl. Gewiß hast Du schon ein Mädchen in dein Herz geschlossen.

K. Könnte wohl seyn.

Bl. Wer ist sie? sag!

K. Ich will es Ihnen gern sagen. Sie dürfen aber nicht böse werden.

Bl. Das werde ich nicht.

K. Ihr Schwärzchen,

Juni 1811.

W

Bl.

Bl. Mein Schwärzchen? Hat es dich denn lieb?

K. Ach gar zu lieb.

Bl. Aber, lieber König! nach der Einrichtung, die ich getroffen habe, und von der ich nicht abgehen kann, muß sich auch Schwärzchen loskaufen.

K. Das wird sie auch. Morgen wird sie Ihnen das Geld aufzählen.

Dies nahm Herrn Blaukohl Wunder; er verließ den Schwarzen mit dem Bescheide, daß er Morgen Antwort haben solle. Unterdessen wurde er auf Schwärzchen ein wenig argwöhnisch, und glaubte es ginge nicht von rechten Dingen zu. Er eilte also nach Hause, und das erste, was er that, war, daß er Schwärzchen ins Verhör nahm. Hör einmahl Mädchen! sagte er, ich will einige Fragen an Dich thun. Willst du mir die reine Wahrheit sagen?

Schw. Gewiß, Herr Blaukohl. Ich weiß auch alle Fragen die Sie an mich thun werden. Nicht wahr König hat mit Ihnen gesprochen?

Bl. Das hat er.

Schw.

Schw. Alles, was er Ihnen sagte, ist wahr; und hier, lieber Herr Blaufohl! ist das Geld zu meiner Loskaufung. Zählen Sie es selbst durch.

Bl. Ehe ich es durchzähle: so sage mir, wie du zu dem vielen Gelde gekommen bist.

Schw. Das will ich Ihnen sagen. Ihre selige Frau war gar eine gute Frau.

Bl. Ja, das war sie.

Schw. Einmahl, da sie bey guter Laune war, faßte sie mich bey der Hand und sagte: Schwärzchen du bist ein gutes treues Mädchen, ich möchte dich gern glücklich machen. Sag! hast du nicht vielleicht einen jungen Mann in dein Herz geschlossen?

Ich schlug die Augen nieder, und wollte mit der Sprache nicht heraus.

Mädchen! sagte sie, ich seh es dir an den Augen an daß du einen lieb hast. Sag es mir frey heraus, wer es ist, sonst hast du mein Zutrauen verloren.

Da gestand ich es ihr, daß ich den König gern sehe, und daß dieser mich auch lieb habe.

Nun, sagte sie, so heyrathe ihn. Willst du aber lieber einen Slaven oder einen Freyen zum Manne haben?

Da ich ihr sagte, daß mir ein Freyer freys
lich lieber wäre: so sagte sie, mein König müsse
sich erst freykaufen, gab mir ein Paar Gulden,
die ich ihm zustecken mußte, und so erhielt ich
von ihr ein Geschenk nach dem andern, das
ich meinem König zu seiner Loskaufung übers
brachte.

Da die Zeit ihrer Niederkunft sich nahete,
rief sie mich zu sich und sagte: Lilli! ich weiß
nicht, ob ich noch lange leben werde, und ich
möchte dich doch glücklich wissen. Mein Mann
wird verlangen, daß du dich auch loskaufen
sollst. Nimm diesen Beutel! in diesem befindet
sich gerade so viel Geld, als mein Mann für
deine Loskaufung verlangen wird. Zählen Sie
es selbst durch, Sie werden finden, daß alles
richtig zutrifft.

Bl. Ehe ich es noch durchzähle, so sage
mir Lilli! ist denn dieß alles auch wahr?

Schw. Das dachte ich wohl, daß Sie diese
Frage an mich thun würden. Deswegen bath
ich Ihre selige Frau, daß sie mir dieß Papiers
chen geben möchte. Lesen Sie es Herr Blaus
fohl!

Herr Blaufohl las es, und fand darinne
die Versicherung von seiner Frau, daß sie der

Lils

Lilli, wegen geleisteter treuen Dienste, das Geld zu ihrer Loskaufung geschenkt habe.

Herrn Blaufohl stürzten die Thränen aus den Augen, da er die Handschrift seiner seligen Frau sahe. Er fing an zu schluchzen, gab Schwärzchen den Beutel mit Gelde zurück, und sagte: Lilli! was dir meine gute Frau geschenkt hat, will ich dir nicht entziehen. Bes halte dieß Geld zur Einrichtung deiner neuen Haushaltung. Der Wille meiner seligen Frau soll doch in Erfüllung gehen. Du sollst frey werden.

Lilli wußte vor Freude und Dankbarkeit nicht wie sie sich benehmen sollte.

Den folgenden Tag machte Herr Blaufohl Anstalt dem König eine Wohnung zu erbauen und ihm einen Platz zur eignen Bearbeitung anzuweisen. In der nächsten Woche erklärte er ihn für frey, ließ ihn mit seiner Lilli trauen und richtete seine Hochzeit aus, die von den Schwarzen mit großen Freuden, aber doch in Zucht und Ehrbarkeit gefeyert wurde.

Herr Blaufohl war dabey ungemein heiter, und freuete sich, daß er wieder Gelegenheit gefunden hatte, den Grund zu dem Glücke von ein Paar guten Menschen zu legen.

Dieß

Diese Aufheiterung war ihm auch sehr nöthig. Ein neues Ungewitter thürmte sich über ihn auf, das ihn ganz zu verderben drohete. Das Faulfieber, das immer in Surinam, in der nassen Jahreszeit sich einzufinden pflegt, und viele Menschen wegrafft, fand sich auch in seiner Pflanzung ein. Ein Drittheil der Schwarzen, und sämtliche Aufseher Herrn Rosen und Nelsen ausgenommen, wurden davon befallen. Mehr als das Faulfieber fürchtete er den Doctor Spenteufel. Er ging also unter seinen Kranken umher, sprach ihnen Muth ein und ermahnete sie keinen Arzt zu brauchen, sondern sich Gott und der Natur zu überlassen. Er wolle Citronen in Ueberflusse unter sie austheilen lassen, gab auch sogleich jedem Kranken zwey Stück, und sagte, diese sollten sie auspressen, und mit Zucker und Wasser vermischen, und diesen erquickenden Trank genießen. Dieser würde ihnen sicher mehr Dienste thun, als alle Arzney. Den folgenden Tag würde er sie wieder mit Citronen versehen lassen. Die Schwarzen folgten ihm ohne Widerrede, die Weißen aber — waren der Meinung ein Arzt sey doch ein Arzt. Ohne sich in weitem Wortwechsel mit ihnen einzulassen,

nahm

nahm er in seinen Gedanken von ihnen auf ewig Abschied, weil er voraus zu sehen glaubte, daß Spenteufel sie bald eben dahin bringen würde, wohin er seine gute Frau gebracht hatte.

Tieffinnig suchte er das Weite; glaubte aber gewiß, der liebe Gott, der es immer so gut mit ihm gemacht hatte, werde auch schon dafür gesorgt haben, daß der harte Schlag, der ihm bevorstand, ihn nicht ganz zu Boden schlüge.

Ach Gott! sagte er, du kennest mein Herz, du weißt, wie redlich ich es immer mit allen Menschen gemeynet habe. Ich habe auch Musley's Bitte, die er an mich, zur Zeit der Noth that, erhört. Er sagte du würdest mich dann auch erhören, wann ich in Noth wäre — jetzt bin ich in Noth, in großer Noth.

Er würde dieß Gebeth weiter fortgesetzt haben, wenn ihn nicht der Anblick von zwey jungen Leuten, in deutscher Kleidung unterbrochen hätte. Sie suchten emsig in den Büschen herum. Wenn ich recht sehe, sagte Herr Blaus Kohl, so finde ich hier ein Paar Deutsche.

D. Zu dienen, das sind wir.

Bl.

Bl. Seyn Sie mir willkommen! ich bin Ihr Landsmann, und es wird mir lieb seyn, wenn ich Ihnen in Surinam nützen kann. Ich sehe daß Sie suchen, haben Sie etwas verloren?

D. Gar nichts.

Bl. Und suchen doch?

D. Man kann ja auch etwas finden wollen, was man nicht verloren hat.

Bl. Darf ich fragen was?

Ben dieser Frage sahen sie einander bedenklich an, und wußten nicht, was sie antworten sollten. Endlich unterbrach der eine, Herr Leuchter war sein Rahme, das Stillschweigen und sagte: wir suchen Naturalien.

Bl. Naturalien! Vermuthlich Pflanzen. Daran ist unser Land sehr reich. Es ist hier ein sehr üppiger Wuchs, und jährlich kommen Europäer hierher, die Pflanzen suchen, und immer vergnügt zurückkehren, über den reichen Fund, den sie gethan haben.

L. Pflanzen? Was sollen wir denn damit thun? diese haben wir ja in Europa genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Drey und zwanzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Ich bin doch begierig zu erfahren, was unsere Landsleute in Surinam suchten. Ich glaube sie suchten Gold oder Edelsteine. Habe ich recht gerathen?

B. Er soll es gleich hören. Als Herr Blaufohl sie fragte, ob sie Pflanzen suchten? so antwortete Herr Leuchter Pflanzen? Die haben wir ja in Europa genug. Darauf erwiederte Herr Blaufohl: wohl wahr, es gibt da Blaufohl, Wirsing, Kohlrabi Pflanzen und dergleichen mehr, aber keine Surinamschen Pflanzen. Da suchen Sie vielleicht seltene Thiere! auch hiervon ist unser Land sehr reich. Wir haben ganz prächtige Schmetterlinge, und mancherley Arten von Eidechsen und Schlangen.

Juni 1811.

3

3

L. Damit ist uns auch nichts gedient. Wir suchen Mineralien.

Bl. Da werden sie umsonst suchen. Gerade an Mineralien ist unser Land arm.

L. Doch nicht an Golde?

Bl. Auch an Golde.

L. Sie wollen nur mit der Sprache nicht heraus. Auf dem Gymnasium, das wir besuchten, versicherte man uns, daß man in Surinam auf dem Felde das gediegene Gold fände, wie in Europa die Steine. Deswegen sind wir hier her gekommen, um uns ein Paar Schnapsäcke voll Gold zu suchen, und davon in Europa ein Paar Rittergüter zu kaufen, auf denen wir bequem leben könnten.

Bl. Wer hat euch doch, lieben Landsleute! solch albernes Zeug weis gemacht. Wenn das Gold hier, wie Steine herum läge: so würde es an euch nicht kommen. Ich und die andern Aufseher über die Pflanzungen, auch meine Schwarzen, würden es längst zusammen gesucht haben: denn wir kennen das Gold auch.

L. Es sind doch aber so viele Leute aus Surinam zurückgekommen, die alle Gold mit brachten.

Bl.

Bl. Kann wohl seyn. Sie haben das Gold
aber nicht auf dem Felde gefunden, sondern
haben es sich verdient. Haben denn die Her-
ren etwas gelernet?

L. En das versteht sich.

Bl. Was denn? Wenn ich fragen darf.

L. Lateinisch, Griechisch, Heberäisch.

Bl. Das sind denn frenlich Sachen, von
denen allen ich nichts verstehe. Diese Spras-
chen mögen viel werth seyn. Aber hier zu
Lande wird nichts daraus gemacht. Wenn
sie sonst nichts gelernt haben: so hätten Sie
besser gethan, Sie wären in Europa geblieben,
wo man die alten Sprachen zu schätzen weiß.

L. Wir haben auch die Geographie der als-
ten Welt gelernt und ich kann Ihnen bewei-
sen, daß schon die Phönicier Surinam gekannt
haben.

Bl. Das kann mir zu nichts helfen. Has-
ben Sie nicht auch die Geographie der jehis-
gen Welt gelernt?

L. Um die jehige Welt haben wir uns nie
bekümmert.

Bl. Das merke ich wohl, sonst würden Sie
nicht nach Surinam gekommen seyn, um da

Das Gold, wie Steine zu suchen. Können Sie nicht schreiben.

L. Nein.

Bl. Nicht schreiben?

L. Nachdem man es nimmt. Schreiben können wir freylich, aber schön schreiben können wir nicht: denn wir sind Gelehrte. Alle Gelehrte schreiben schlecht.

Bl. Sollte doch nicht meinen. In meinem Vaterlande kannte ich einen gewissen Herrn Doctor Kernbeisser, den alle Leute für einen sehr gelehrten Mann hielten, und der doch eine sehr schöne Hand schrieb.

L. Dann ist es gewiß mit seiner Gelehrsamkeit nicht weit her gewesen.

Bl. Darüber kann ich nicht urtheilen. Können Sie denn rechnen?

L. Wozu rechnen? Wir sind ja keine Kaufleute.

Bl. Als wenn blos die Kaufleute müßten rechnen können. Das Rechnen kann ja kein Mensch entbehren er mag Kaufmann oder Gelehrter, Bauer oder Edelmann seyn. Wenn es aber mit Ihnen so steht: so rathe ich Ihnen, als ein ehrlicher Landsmann, daß Sie mit dem ersten dem besten Schiffe, wieder nach

Eus

Europa zurückkehren. Denn für Sie ist hier nichts zu thun. Gold werden Sie hier nie auf dem Felde finden. Suchen Sie selbst, wenn Sie mir nicht glauben, so lange Sie wollen. Und Gold hier zu verdienen, dazu haben Sie die nöthige Geschicklichkeit nicht.

Diesen freundschaftlichen Rath schienen die gelehrten Herren sehr übel zu nehmen. Sie dreheten Herrn Blaukohl den Rücken zu, und gingen fort, ohne von ihm Abschied zu nehmen. Gegen Abend besuchte Herr Blaukohl seine Patienten, und fand sämtliche Schwarze in leidlichen Umständen. Die Weißen spieen aber wie die Gerbershunde.

Den nächsten Tag erhielt Herr Blaukohl die Nachricht, daß die sämtlichen weißen Kranken, Herrn Wismuth ausgenommen, verschieden wären, daß sämtliche Schwarze sich auf dem Wege der Besserung befänden. Er ging also zu Wismuth, ermahnte ihn nochmals, daß er den Arzt nicht mehr brauchen sollte, und er versprach ihm zu folgen. Dann theilte er wieder Citronen unter die Kranken aus, und machte Anstalten, daß die verstorbenen Weißen beerdigt würden. Denn in Surinam müssen die Verstorbenen früher, als in Thüs

Thüringen, beerdigt werden; weil die Leichname, wegen großer Hitze, sogleich in Fäulniß gehen.

Dann ging er wieder ins Freye, und sahe da abermahls seine gelehrten Herrn Landsleute, wie sie Gold suchten. Sie thaten nicht wie wenn sie ihn bemerkten, und er that ein gleiches.

Den dritten Tag stieß er wieder auf sie, und sie zogen die Hütze von den Köpfen und machten ihm ein freundliches Compliment.

Den vierten Tag, als er eben damit umging, wie er die Geschäfte der Verstorbenen verihellen wollte, pochte jemand an seine Thür, und sogleich traten auch die gelehrten Herren Landsleute herein. Herr Leuchter machte eine tiefe Verbeugung, nahm das Wort und sagte: wir danken Ihnen sehr, lieber Herr Blaukohl, für alles was Sie uns gesagt haben. Wir glaubten Ihnen erst nicht, da sie sagten, daß man das gediegene Gold in Surinam nicht wie in Europa die Steine, auf dem Felde fände. Jetzt sehen wir ein, daß Sie Recht haben. Wir haben einige Tage gesucht und kein Quentchen Gold gefunden. Sie sind ein rechtschaffner Mann.

Hl. Der bin ich.

L. Nun wollten wir ergebenst bitten, daß Sie uns doch einen guten Rath gäben.

Bl. Den habe ich Ihnen ja schon gegeben.

L. Daß wir nach Europa zurückkehren sollen? Das wollten wir ja gern; aber unser Geld ist alle. Wovon sollen wir denn die Kosten der Rückfahrt bezahlen?

Bl. So nehmen Sie Dienste als Matrosen.

L. Und wenn wir dieß auch thun wollten, was werden denn unsere Landsleute sagen, wenn wir mit leerer Hand zurück kommen? Werden sie uns nicht alle auslachen?

Bl. Das ist meine Schuld nicht.

L. Lieber Herr Landsmann!

Bl. Gehorsamer Diener!

L. Können Sie uns denn gar keine Arbeit geben, womit wir unser Brot verdienen können?

Bl. Wie kann ich denn das? Sie haben ja nichts von alle dem gelernt, womit man hier sein Brot verdienen kann.

L. Vielleicht ist es nicht so schlimm, als wir Ihnen gesagt haben. Versuchen Sie es einmahl, und examiniren uns im Schreiben und Rechnen.

Bl. Es gilt schon.

Hiers

Hierauf dictirte er Ihnen einen Brief an einen Kaufmann in Amsterdam, in welchem er ihm die Absendung einiger Centner Zucker und Kaffee, nebst dem Preise meldete. Diese Briefe sahe er durch, und fand, daß sie zwar nicht so schön geschrieben waren, daß sie verdient hätten in Kupfer gestochen zu werden, daß die Hand aber doch ziemlich leidlich und leserlich war. Hierauf gab er ihnen auf, auszurechnen, wie hoch ein Pfund Kaffee käme, wenn 20 Centner 460 holländische Gulden kosteten.

Da standen die Ochsen am Berge. Die Herren wußten nicht wieviel Pfunde auf einen Centner gingen, und was ein holländischer Gulden koste. Sie gestanden ihre Unwissenheit. Gut! sagte Herr Blaufohl, so will ich das Exempel anders setzen. Wenn 2000 Pfund Kaffee 230 Thaler kosten, wie hoch kommt ein Pfund zu stehen? Sie wissen doch, wie viele Groschen auf einen Thaler gehen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Vier und zwanzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

Herrn Blaukohls neuangekommene Landsleute wußten wirklich wie viele Groschen auf einen Thaler gingen. Da sie aber das Exempel, das er ihnen aufgegeben hatte, ausrechnen sollten, zerrieben sie sich die Stirnen, zerfaueten die Federn, am Ende brachten sie das Exempel heraus. Herr Blau Kohl fand also, daß sie wirklich so sehr unwissend nicht waren, als sie sich gestellt hatten. Sie gehörten zu der Gattung von Gelehrten, die es für eine Schande halten, zu wissen, was der Ungelehrte auch weiß, und eine Ehre darinne suchen, daß sie von dem allen, was der Ungelehrte gelernt hat, nichts verstehen.

Bei ihrem Dorfschulmeister waren sie wirklich im Rechnen so weit gekommen, daß sie

Juni 1811.

A a

Die

Die vier Species rechneten, und mit der Regel de Tri nothdürftig zu rechte kommen konnten.

Gleichwohl wußte Herr Blaukohl noch nicht recht was er mit ihnen anfangen sollte. Unterdessen da er ihre Noth sahe, jammerte ihn ihrer, und er war fest entschlossen, ihnen wo möglich zu helfen. Wo werden Sie heute speisen? fragte er.

Ben dieser Frage schlugen sie die Augen nieder, und Herr Leuchter erwiederte: können Sie uns nicht ein Haus nennen, wo wir eine Zeitlang auf Credit speisen können? Sobald wir eine Einnahme haben, werden wir für die Bezahlung sorgen.

Bl. Wenn nun aber keine Einnahme erfolgt, woher soll denn die Bezahlung kommen?

Diese Frage wurde beantwortet mit Stillschweigen. Herr Blaukohl fuhr also fort und sagte: ihr lieben Landsleute! ich sehe wohl ein, daß ihr noch gar nicht wißt wie es in der Welt hergeht. Ihr wollt zehren auf eine Einnahme, von welcher ihr noch nicht wißt, ob ihr sie bekommen werdet. Wir wollen den Fall annehmen, daß ihr nach zwey bis drey
Mos

Monathen eine Einnahme erhaltet: so müßt ihr sie hingeben, um die Schulden zu bezahlen, die ihr gemacht habt, und ehe diese abgestoßen sind, so habt ihr wieder neue Schulden gemacht. So müßt ihr immer arbeiten, ohne daß ihr dabey euers Lebens froh werdet. Wenn aber gar keine Einnahme erfolgte, wie denn da? Ist's nicht wahr: so müßt ihr entweder als Betrüger davon gehen, oder eure Speisewirthe nehmen euch bey dem Krage und lassen euch hinsetzen? Nu? was sagt ihr dazu?

Jetzt öffnete auch der zweyte Landsmann, Herr Kopfstück, den Mund und sagte: lieber Herr Landsmann! ich sehe wohl ein, daß wir einen sehr albernen Streich gemacht haben. Wir sind verloren, wenn Sie sich unsrer nicht annehmen. Erbarmen Sie sich unser, und geben uns guten Rath! wir wollen ihr gern befolgen. Wir sehen ein, daß sie ein sehr verständiger und rechtschaffner Mann sind.

Bl. Wenn Ihr mir folgen wollt, so soll es an gutem Rathe nicht fehlen: der erste gute Rath, den ich euch ertheile, ist dieser, daß ihr vierzehn Tage bey mir freyen Tisch annehmt. Wollt ihr das?

Beide drückten ihm die Hand, und Thränen erfolgten statt der Antwort.

Herr Blaufohl ließ darauf, aus gewissen Ursachen, die Mahlzeit eine Stunde früher, als gewöhnlich anrichten. Da sie aufgetragen wurde war Herrn Blaufohl bange, seine Landsleute möchten sie mit den Augen verschlingen, so gierig sahen sie nach der Schüssel.

Herr Blaufohl verrichtete daher ein sehr kurzes Tischgebeth, und legte dann seinen Gästen sogleich vor. Sie aßen von allem, was vorgelegt wurde, doppelte Portion, und würden auch die dritte Portion, ohne Weigerung, angenommen haben, wenn noch eine da gewesen wäre. Es war den armen Schelmen auch wirklich nicht zu verdenken, da sie in 24 Stunden keinen Bissen über ihre Zunge gebracht hatten.

Nachdem sie mit Speise und Trank hinlänglich waren erquickt worden, lenkte Herr Blaufohl das Gespräch wieder auf die Einnahme, die sie zu erhalten wünschten, und sagte, er könne ihnen auf keine andere Art eine Einnahme als dadurch verschaffen, daß er ihnen die Aufsicht über die Arbeiten einiger Schwarzen in seiner Pflanzung anvertraute.

Habt

Habt ihr denn Lust diese Aufsicht zu übernehmen?

Von Herzen gern antwortete Herr Leuchter.

Das ist mir lieb, erwiederte Herr Blausohl. Ihr habt also den guten Willen. Das mit ist es aber noch nicht ausgerichtet. Man muß auch zu dem Geschäfte, das man übernehmen will, die nöthige Geschicklichkeit haben, daran fehlt es euch lieben Landsleute nun ganz und gar. Nehmt es mir nicht übel, daß ich so deutsch von der Leber rede. Wie man den Kaffee trinkt, und den Zucker in den Kaffee thut, das mögt ihr wohl wissen. Versteht ihr denn aber auch, wie beyde wachsen, und bearbeitet werden? Unterdessen wenn ihr Lust habt etwas zu lernen: so wird es sich damit schon geben. Mein alter Schullehrer pflegte oft zu sagen: Lust und Liebe zum Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe. Ich hoffe das wird bey euch auch eintreffen. Ich rathe euch daher, daß ihr euch beständig in meiner Pflanzung aufhaltet und zusehet, wie da die Schwarzen arbeiten. Wollt ihr über dieses und jenes nähere Auskunft haben: so erkundigt euch nur bey Herrn Rosen und Herrn Nelken, die sind auch Deutsche, und werden euch Herren alles

sas

sagen was sie wissen. Dann kommt noch alle Tage, vor der Mittagsmahlzeit eine halbe Stunde zu mir. Diese will ich dazu anwenden, daß ich im Schreiben und Rechnen euch weiter bringe. Sie befolgten auch wirklich den gegebenen Rath genau, und Herr Blaufohl benutzte die halbe Stunde vor Tische, nicht nur dazu, daß er ihnen im Schreiben und Rechnen weiter half, sondern sie auch mit den Pflichten bekannt machte, die sie, als Christen, gegen ihre schwarzen Brüder zu beobachten hätten.

Die nächste Woche konnte auch Herr Wissemuth seine Geschäfte wieder antreten, und er, nebst Herrn Rosen und Melken mußten die Arbeiten ihrer verschiedenen Kameraden theilen. Doch erhielten sie von Herrn Blaufohl das Versprechen, daß er Ihnen die Herren Kopfstück und Leuchter zu Gehülfen geben wolle, sobald sie sich dazu die nöthige Geschicklichkeit erworben hätten. Dieß konnte erst am Ende des dritten Monaths geschehen. Da wurden sie wirklich als Aufseher angestellt, und machten ihre Sachen so gut, daß Herr Blaufohl ziemlich mit ihnen zufrieden war.

Jetzt

Jetzt ging nun alles wie es Herr Blaukohl nur wünschen und begehren konnte. Die Pflanzung war in guter Aussicht, die Schwarzen waren fleißig und folgsam, einer nach dem andern kaufte sich frey, und die Freyen waren noch fleißiger, als die Slaven. Das junge Blaukohlchen war gesund und wuchs zum Vergnügen des Vaters. Er selbst war Herr von einer Tonne Goldes zu welcher er alle Monathe etwas zurücklegte. Nun fehlte ihm weiter nichts als eine junge Frau, in deren Armen er sein Leben recht genießen konnte. Bey nahe hätte ich Lust ihm eine zu geben; er will aber davon nichts wissen noch hören. Er erhielt zwar mehrere Besuche von benachbarten Pflanzern, die ihm ihre Töchter und Mühmschen zuführten; er war aber immer kalt gegen sie, und, anstatt ihre Reize zu loben, sprach er immer vom Wetter und politischen Neuigkeiten, welches die jungen Schönen sehr albern fanden. Er aber dachte bey sich selbst: so eine Frau, wie deine selige war, bekommst du doch nicht wieder. Zwar sind die mehresten, die dir zugeführt werden, schöner als sie war; wozu nützt aber die Schönheit, wenn das Uebrige fehlt, was zu einer glücklichen Ehe

Ehe

Ehe nöthig ist? Diese Mädchen puzen sich ja wie die Närrinnen, und der Anzug einer einzigen kostet mehr als der ganze Kleidervorrath meiner Seligen. Daben sind sie frech, haben nichts gelernt, und wissen sich mit nichts zu beschäftigen. Was sollst du mit einer solchen Frau machen? In wenigen Jahren verthut sie die Tonne Goldes, die dir deine Selige zugebracht hatte, und bringt am Ende wohl Schande in dein Haus. Alles mit Bedacht!
Herr Blaufohl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die im vorigen Jahrgange dieser Blätter, im 30sten Stücke angekündigten Predigten, welche schon zu Michaelis vorigen Jahres erscheinen sollten, sind nun erst in der Ostermesse dieses Jahres fertig geworden und bereits bey uns angekommen. Wer darauf bey uns pränumerirt hat, wird dieselben mit diesem Blatte erhalten. Die Pränumeration auf den 2ten Theil wollen wir, wenn sie uns eingesendet wird, an den Verfasser übersenden, und die Exemplare, sobald wir sie erhalten abliefern.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt in
Schnepfenthal.

aus
S h ü r i n g e n.

Fünfundzwanzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

Weil Herr Blaukohl seiner Regel, alles mit Bedacht, treu blieb; so konnte er sich nicht entschließen eines von den Mädchen, die ihm zgedacht waren, zu heyrathen.

Nach etlichen Wochen trug sich etwas zu, daß ihm alle Lust zu heyrathen gänzlich besahm. Da er kaum das Bette verlassen hatte stürzte die schwarze Amme seines Söhnchens kreischend in sein Zimmer, und warf ihm dasselbe, das so eben an einem Zahnfieber verschieden war, entseelt in seine Arme.

Er schien den Verstand verlieren zu wollen, drückte den entseelten Leichnam seines Kindes an sein Herz, herzte und küßte ihn, bestrich ihn mit dem stärksten Spiritus, und, da alles nichts helfen wollte, ließ er Herrn

Wißmuth rufen, tzung ihnen auf, den Leichnam
 neben dem Grabe der Mutter zu beerdigen,
 ließ alles liegen und stehen, und ging fort,
 ohne zu wissen wohin. Drey Tage lief er im
 Lande umher, aß wenig, trank wenig und schlief
 wenig. Zwar fühlte er, daß er bey dieser Les-
 bensart immer schwächer wurde; das war ihm
 aber eben recht, denn er war seines Lebens übers-
 drüssig. Den vierten Morgen war er wirklich
 so schwach, daß er kaum noch gehen konnte. Da
 er nun glaubte, daß es mit ihm zu Ende ges-
 he, empfahl er sich dem lieben Gott und machte
 sich zu seiner Abreise fertig. Indem er aber
 an den lieben Gott dachte, kam er auf eins-
 mahl auf andere Gedanken. Gottes Schickung
 ist es, dachte er, denn nichts in der Welt kann
 ohne Gottes Willen geschehen — was Gott will,
 das muß doch gut seyn. Aber wozu? wozu?
 Das ist es was ich gern wissen möchte — nun
 ich werde es bald genug erfahren, wenn ich
 erst bey dir bin, lieber Gott! ach meine guten
 Aeltern! die seh ich nun nicht wieder. Nicht
 wieder, aber — wie denn? wenn der liebe Gott
 alle die harten Schicksale über dich verhängt
 hätte, um dich aus America weg und in dein
 Vaterland zu treiben?

Je mehr er der Sache nachdachte, desto wahrscheinlicher wurde sie ihm. Frau und Kind, die ihn an Surinam banden, hatte Gott zu sich genommen. Die Faulfieber, die dort von Zeit zu Zeit grassireten, und viele Menschen wegrassen, ließen ihn befürchten, daß über lang oder kurz die Reihe auch an ihn kommen würde, zumahl, da keiner seiner Landsleute über 50 Jahr alt geworden war. Hierzu kam noch das, daß er seine Tonne Goldes in Surinam nicht gehörig benutzen konnte, indem dort alles ungeheuer theuer war, mit vier Ducaten konnte er dort kaum so viel ausrichten, als in Europa mit einem. Wenn er alles dieß zusammen nahm: so kam er zu dem festen Glauben, daß ihn der liebe Gott, aus Surinam weg, in sein Vaterland, zurück rief.

Statt also Anstalten zu seiner Reise ins himmlische Jerusalem zu machen, überlegte er wie er nach Krebsleben kommen könnte. Sein Herz war nun ruhig, und er genoß ein Frühstück das ihn sehr stärkte. Er trat seinen Rückweg an, und, da er bey dem Eintritte der Mittagshize sich sehr entkräftet fühlte, kehrte er in der nächsten Herberge ein, und schlief da ununterbrochen bis zum Anbruche des folgs

genden Morgen. Jetzt war er wie neu geboren, setzte seinen Stab weiter fort und kam am Abend glücklich in seiner Wohnung wieder an.

Auf dem Wege hatte er überlegt, wie er seine Pflanzung verkaufen wollte, und gleich den folgenden Tag schritt er zur Ausführung. Er ließ Herrn Rosen zu sich kommen, und fragte ihn, gefällt es Ihnen noch bey mir?

R. Wem sollte es bey Ihnen nicht gefallen.

Bl. Ich sehe, daß Sie ein ordentlicher Mann sind, und ihre Geschäfte gut ausrichten. Sagen Sie mir aber, gewinnen Sie auch etwas dabey?

R. Große Reichthümer habe ich eben noch nicht erworben, unterdessen bin ich mit dem zufrieden, was ich zurück gelegt habe.

Bl. Ach ja! es ist hier etwas zu verdienen, wenn man seine Geschäfte ordentlich treibt. Der größte Gewinn fällt freulich mir, als dem Eigenthümer der Pflanzung zu.

R. Und das von Rechts wegen.

Bl. Da ich Frau und Kind verloren habe, so gefällt es mir in Surinam nicht mehr. Ich bekomme bisweilen das Heimweh, beynahе bin ich entschlossen, in das Vaterland zurück zu
 kehren

kehren wenn ich meine Pflanzung gut verkauf
fen könnte. Haben Sie wohl Lust den dritten
Theil derselben an sich zu kaufen?

R. Die Frage kommt mir unerwartet.

Bl. Glaube wohl. Ich verlange auch nicht,
daß Sie sie mir auf der Stelle beantworten
sollen.

R. Wieviel verlangen Sie denn für den
dritten Theil?

Bl. Zehn tausend Ducaten.

R. Dieß scheint mir viel zu seyn. Die
Hauptschwierigkeit ist aber diese, ich habe die
zehn tausend Ducaten nicht.

Bl. Daran liegt mir nichts. Ich will Ihs
nen meine Gedanken sagen. Sie zahlen mir
jährlich 500 Ducaten ab, und das Ubrige verz
zinsen Sie mir mit 3 p. c. Das erste Jahr
wird es Ihnen vielleicht etwas schwer fallen,
in den folgenden Jahren aber immer leichter
werden, weil sie alle Jahre weniger Interesses
zu entrichten haben. Nach zwanzig Jahr
ren ist der dritte Theil meiner Pflanzung Ihr
Eigenthum, und sie haben Ihr reichliches Aus
kommen. Was sagen Sie zu diesem Vors
schlage?

R.

R. Der Vorschlag ist nicht übel. Da Sie aber die Regel haben: Alles mit Bedacht! so erlauben Sie mir, daß ich auch darnach handeln darf. Morgen sollen Sie meine Antwort haben.

Den folgenden Tag both Herr Rose auf den dritten Theil der Blaukohlschen Pflanzung 9000 Ducaten. Da ihn aber dieser versicherte, daß er von seiner billigen Forderung keinen Pfennig nachlassen könne: so willigte er in dieselbe ein.

Run that er Herrn Melken und Wismuth den nämlichen Antrag, den sie auch annahmen.

Da sie wegen der Hauptsache in Wichtigkeit waren so wurden noch verschiedene andere Punkte besprochen. Herr Blau Kohl bestand nämlich darauf, daß sie das Prügeln bey den Schwarzen nicht wieder einführen, sondern sie mit Liebe lenken sollten. Sollte ja ein Schwarzer sich so weit vergehen, daß er eine schwere Strafe verdienet hätte: so dürfe sie doch nicht auf der Stelle vollzogen, sondern die Sache erst sämtlichen Aufsehern und den freyen Schwarzen vorgetragen, und dann, mit ihrer Beystimmung ein Urtheil aufgesetzt,
Den

den Schuldigen vorgelesen und an ihnen vollzogen werden.

Ferner rieth ihnen Herr Blaufohl, daß sie den Schwarzen ferner Gelegenheit verschaffen sollten, sich wie bisher frey zu kaufen, damit am Ende die Pflanzung aus lauter freyen Leuten bestehe. Dagegen machten die Herren allerley Einwendungen, denen endlich Herr Blaufohl nachgeben mußte.

Nun wurden Contracte über die verabredeten Punkte aufgesetzt, von benden Theilen unterschrieben und besiegelt, und von der Obrigkeit des Landes bestätigt.

So weit war nun alles richtig. Ganz richtig war es aber doch noch nicht. Für Herrn Leuchter und Kopfstück war noch nicht gesorgt. Vergessen hatte sie Herr Blaufohl nicht; er wußte aber nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Ihnen einen Theil der Pflanzung, zu verkaufen, dieß ließ seine Regel alles mit Bedacht! nicht zu. Er kannte diese Herren noch nicht genug, und wußte nicht, wie es mit ihnen, in Ansehung der Ehrlichkeit stehe. Was er von ihnen wußte, war, daß sie noch nicht Geschicklichkeit und Erfahrung genug hätten, um selbst einer Pflanzung vorstehen zu können.

können. Nun konnte er freulich jeden unter die Aufsicht eines der drey Aufseher setzen; allein dazu hatte er wieder keine Lust: weil er besorgte, sie möchten von diesen Herren nicht gut behandelt werden. Er setzte sich also auf sein Canapee, und rieb sich die Stirn; konnte aber nichts Vernünftiges herausreiben.

Jetzt kamen die Herren zu Tische. Nachdem die kalte Schaale war verzehrt worden, fragte Herr Leuchter: sie wollen uns also verlassen, lieber Herr Blaufohl?

Bl. Allerdings muß ich dieß thun. Gott ruft mich, nach meinem Vaterlande zurück zu kehren. Wenn Gott ruft, so muß man ihm folgen.

L. Ist Ihr Entschluß unabänderlich?

Bl. Unabänderlich.

L. Was soll denn da aus uns werden?

Bl. Das ist es, was mir noch Kummer macht. Wissen Sie mir vielleicht einen Vorschlag zu thun?

L. Thun können wir ihn wohl, wenn Sie nur die Güte haben, ihn anzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechs und zwanzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

B. Herr Leuchter hatte also für sich und Herrn Kopfstück einen Vorschlag zu thun, wie ihnen, bey Herrn Blaukohls bevorstehender Abreise zu helfen sey. Herr Blau Kohl erwiederte darauf, es kommt darauf an, wie der Vorschlag heißt. Rücken Sie nur heraus damit.

L. Sie werden gesehen haben, lieber Herr Blau Kohl! daß wir uns alle Mühe gegeben haben, die Geschäfte, die Sie uns anvertrauten gut aus zu richten.

Bl. Das haben Sie.

L. Gleichwohl werden Sie bemerkt haben, daß wir unsere Sache noch lange nicht so gut machten, wie Herr Wisnuth und seine Collegen. Dieß kommt daher: weil wir an solche

Juni 1811.

E c

Arz

Arbeiten gar nicht gewöhnet sind. Wollten Sie uns nun nicht die Barmherzigkeit erweisen, und uns mit nach Deutschland nehmen?

Bl. Das könnte ich wohl; wie steht es aber mit dem Reisegelde?

L. Schlecht. Wollten Sie nicht die Güte haben, das Reisegeld uns vor zu schießen?

Bl. Das könnte ich wohl. Wer soll es mir aber wieder erstatten?

L. Wir haben beyde Aeltern, die sich in guten Vermögensumständen befinden, und die Ihnen gern doppelt und dreyfach wieder bezahlen werden, was Sie für uns ausgelegt haben, wenn sie nur ihre verlornen Söhne wieder bekommen.

Bl. (Nach einigem Besinnen.) Wissen Sie was, lieben Freunde? Ich verlange weder die dreyfache, noch doppelte, noch einfache Bezahlung. Gott hat mich in Surinam gesegnet. Jetzt gibt er mir Gelegenheit ein Paar verlorne Söhne ihren Aeltern wieder zuzuführen. Die Dankbarkeit gegen meinen himmlischen Wohlthäter, erfordert es, diese Gelegenheit zu benutzen, sie mit nach Deutschland zu nehmen, auf der Reise alles für sie zu bezahlen, ohne den geringsten Ersatz zu erwarten.

Beys

Beide Herren küßten ihm' dankbar die Hände, und versicherten, daß sie seine Güte lebenslang mit Dank erkennen würden. Herr Kopfstück setzte noch hinzu: Gott wird Ihnen gewiß vergelten, was Sie an uns thun.

Bl. Von Vergeltung reden Sie nicht. Gott hat mir, während meines Aufenthalts in Suzrinam, schon so viel Gutes gethan, daß alles, alles Gute, das ich Ihnen erzeigen werde, bereits hundertfältig vergolten ist. Ich will nur wünschen, daß sie nun auch recht gute Menschen werden. Kehren Sie zu ihrem Studiren zurück und suchen Sie etwas Tüchtiges zu lernen, damit Sie einst ihren Nebenmenschen nützen können.

Beide. Das haben wir bereits uns vorgenommen.

Bl. Nun noch eins! Sie sprachen von doppelter und dreifacher Bezahlung, die ich für meine Auslagen erhalten sollte. Ich habe sie verbethen. Wenn Sie aber künftig irgend einen ehrlichen Menschen finden, der in der Noth steckt: so denken Sie daran, wie Ihnen zu Muthe war, da Sie sich in Noth befanden, und durch einen ehrlichen Mann gerettet

tet wurden, und zahlen an ihn zurück, was ich für Sie ausgelegt habe.

Bende drückten ihm die Hände, und versprachen, daß sie es thun wollten.

Dies war also auch in Richtigkeit gebracht. Er ließ Herrn Wismuth, Rosen und Nelken seinen Entschluß wissen, und traf eine Verfügung, nach welcher die Abgehenden, bis zu ihrer Einschiffung, in der Pflanzung ihr Brot finden konnten. Aber fragte Herr Blaufohl, wie werden Sie nun die Stelle dieser Herren ersetzen? Sie allein können doch die vielen Geschäfte die Ihnen obliegen nicht besorgen. Wäre es auch möglich so lange Sie gesund sind. Wie sieht es aber aus, wenn einer von Ihnen krank wird?

Hierüber wurde vieles hin und her gesprochen. Am Ende sagte Herr Blaufohl, wie wäre es, wenn jeder von Ihnen einen frengesgebenen Schwarzen, zu dessen Ehrlichkeit und Geschicklichkeit er ein vorzügliches Zutrauen hat, zu seinem Unteraufseher annähme?

Gegen diesen Vorschlag wurden viele Bedenklichkeiten vorgebracht, die mehresten von Herrn Wismuth. Am Ende wurde der Vorschlag aber doch angenommen. Nachdem auch

Dies

Dieses berichtiget war, suchte Herr Blaufohl sein Hauswesen in Ordnung zu bringen. Er suchte seine Mobilien zu verkaufen, seine Kostbarkeiten und die Naturalien, die er sich gesammelt hatte, einzupacken, seine Schulden einzutreiben, für sein baares Geld gute Wechsel einzukaufen u. s. w.

Wenn er nun die Reichthümer übersah, die ihm Gott bescheeret hatte: so fiel ihm der Erz Vater Jakob ein, der, als er in seine Heimath zurückkehrte sagte: ich hatte nichts als diesen Stab, als ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwey Heere worden. Er dankte seinem Gott herzlich für den Segen, den er ihm bescheeret hatte, und wünschte, daß er noch etwas recht Gutes in Surinam möchte stiften können, um seine Dankbarkeit gegen Gott an den Tag zu legen. Aber immer konnte er nicht mit sich einig werden, wie er es anfangen solle.

Sonntags hatte er die Gewohnheit, zu seiner Erbauung, eine Predigt aus einer holländischen Postille zu lesen. Dieß that er auch den nächsten Sonntag, und las eine Predigt über die Worte: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie
die

Die Motten und der Rost fressen, und die Diebe nachgraben und stehlen. Sammlet euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und die Diebe nicht nachgraben noch stehlen. In dieser Predigt wurde sehr nachdrücklich gezeigt, der nichtige Werth des vergänglichlichen Reichthums. Wieviel Arbeit und Mühe es koste ihn zu erwerben, wieviel Sorge und Kummer ihn zu erhalten wie er das Gewissen nicht beruhigen, der Seele keinen Frieden geben kann, wie leicht er uns durch Diebe, Krieg, Feuer und andere Unglücksfälle könne entrissen werden, und wie man im Tode alles zurücklassen müsse, u. s. w.

Diese Predigt gefiel ihm ungemein, und er wünschte daß alle Europäer, die in Surinam leben, sie lesen und zu Herzen nehmen möchten. Denn unter allen Lastern denen sie ergeben sind, ist die Habsucht, die heiße Begierde Geld zu erwerben das Vorzüglichste. Diese verleitet sie die armen Schwarzen zu mißhandeln, ihnen übermäßige Arbeit aufzulegen, ihnen alle Lebensfreuden zu entziehen; diese ist die Ursache warum sie so selten heyrathen, ihre Slavinnen mißbrauchen, und die mit ihnen

ers

erzeugten Kinder wieder zu Slaven machen; diese ist die Ursache, warum sich die Europäer in Surinam und Westindien, zur Schande der Menschheit, so unerhörter Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten schuldig machen. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, — er wolle diese Predigt besonders abdrucken lassen, und die Verordnung machen, daß sie jährlich an dem Todestage seiner Frau auf ihrem Grabe vorgelesen würde. Deswegen setzte er zu Ende der Predigt noch eine Anwendung auf die Selige hinzu, die folgendermaßen lautete:

„Wenn doch alle Menschen bey Erwerbung und Benutzung der vergänglichlichen Schätze sich so gut zeigten, wie die selige Frau Blaukohl, an deren Grabe wir stehen. Sie war im Besitze großer Schätze, die sie aber nicht gesammelt sondern ererbt hatte. Sobald sie im Besitze derselben war zeigte sie, wie der Christ sich in Ansehung des Irdischen verhalten müsse. Nie war sie darauf eressen sie zu vergrößern; nie suchte sie dieselben durch Unterdrückung der Armen und Leibeignen zu vermehren. Immer dachte sie darauf die Lasten der Leute, die für sie arbeiteten, zu erleichtern, und sie bey ihren mühsamen Geschäften zu erquicken. Nie hat
ein

ein Leibeigner über sie geseufzet, aber alle haben sie gesegnet. Statt auf Sammlung von Schätzen zu denken, war sie nur immer geschäftig die Pflichten einer treuen Ehegenossin zu erfüllen, und ihrem Manne Freude zu machen. Nie wendete sie ihren Reichthum auf Kleiderpracht oder auf kostbare Mahlzeiten. Sie kleidete sich einfach und speisete einfach. Desto mehr wendete sie an um den Bedrängten beizustehen. Die Armen wurden durch sie unterstützt, die Slaven erquickt, und ihnen Mittel gegeben sich die Freyheit zu verschaffen. Bey ihrem Begräbnisse flossen viele Thränen von Leuten, denen sie Gutes gethan hatte. Alle die Schätze, die ihr Gott geschenkt hatte, mußte sie, bey ihrem Tode zurück lassen, keinen Ducaten konnte sie mit in die andere Welt nehmen. Sie hat sich aber Schätze gesammelt für den Himmel, die ewig bleiben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

aus

Thüringen.

Sieben und zwanzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

S. Jetzt will ich ihm noch das Ende der Lobrede, auf die selige Frau Blaukohl, die ihr Mann, bey ihrem Grabe ablesen lassen wollte, mittheilen. Ihre Redlichkeit gegen alle Menschen, die Treue gegen ihren Mann, die Wohlthätigkeit gegen die Armen, die Segenswünsche derer, denen sie Gutes that, folgen ihr in den Himmel und vergrößern dort ihre Seligkeit. O möchten doch alle, die dieß Hören, das Exempel der Frau Blaukohl nachahmen! Möchten sie doch ihre Habsucht, ihre Begierde sich Schätze auf Erden zu sammeln, mäßigen, und lieber darauf denken, sich Schätze im Himmel zu sammeln. Wir sind alle sterblich. Bald liegt unser Körper, wie der Körper der seligen Frau Blaukohl, im Grabe.

Juli 1811.

D D

Wohl

Wohl dann dem, der nicht arm aus der Welt
geht, der sich Schätze im Himmel gesammelt
hat!

Da der Todestag der seligen Frau Blaus
kohl in 14 Tagen einfiel: so entschloß sich Herr
Blaukohl denselben noch abzuwarten und der
ersten Feyerlichkeit selbst benzuwohnen. Die
Predigt wurde also, nebst Herrn Blaukohls
Zusage abgedruckt. Da der Tag der Feyer-
lichkeit sich nähete wurden alle benachbarten
Pflanzer eingeladen derselben benzuwohnen.
Die mehresten nahmen die Einladung an. Bey
ihrer Ankunft wurden sie von Herrn Blaukohl
mit einem Frühstück bewirtheet. Nachdem das
selbe war eingenommen worden, zog die Vers
sammlung paarweise nach dem Grabe, erst die
Pflanzer, mit dem holländischen Prediger,
dann sämtliche Schwarzen. Als sie bey dem
Grabe ankamen, schlossen sie einen Kreis um
dasselbe und der Prediger trat in die Mitte.
Nun wurde ein Lied angestimmt, das eigent
lich Gellert verfertigt hat, das aber auch in
das holländische ist übersezt worden, und das
Herr Blaukohl besonders hatte abdrucken las
sen. Die ersten Verse davon lauteten folgens
Dermaßen:

Laß

Laß mich doch nicht, o Gott! den Schätzen
dieser Erden
So meine Neigung weihn, daß sie mein Abgott
werden!

Oft fehlt bey dem Ueberfluß doch die Zufriedenheit
Und was ist ohne sie des Lebens Herrlichkeit.

* * *

Ein weises frommes Herz, dieß sey mein
Schatz auf Erden!
Sonst alles, nur nicht dieß, kann mir entrissen
werden!

Es bleibt im Tod auch mein und folgt mir
nach der Zeit

Zum seligsten Gewinn noch in die Ewigkeit.

Nach Absingung dieses Liedes las der Prediger die Predigt vor, dann bliesen die Musicanten, die dieß Lied mit ihren Instrumenten begleitet hatten, die Melodie desselben, und die Versammlung zog in eben der Ordnung in welcher sie angekommen war, nach Herrn Blaukohl's Hause.

Hier speiseten die Pfänger mit ihm. Die mehresten waren niedergeschlagen, sprachen wenig, und Herr Blaukohl glaubte deswegen, daß die Predigt auf sie Eindruck gemacht hätte, welches ihm sehr lieb war.

Jedem schwarzen Slaven wurde dann ein Gulden und jedem der sich frey gekauft hatte zwey Gulden ausgezahlt.

Dann machte Herr Blaufohl die Verordnung, daß die Herren, die ihm seine Pflanzung abgekauft hatten von dem Gelde, das sie ihm jährlich zu zahlen hätten, immer eine gewisse Summe zur Feyer dieses Tages inne behalten und ihm berechnen sollten, und dieß solle so lange dauern, bis die Herren Abkäufer alles rein abgezahlt hätten.

Aber, fragte der holländische Prediger, was soll denn hernach werden, wenn die Abkäufer nichts mehr zu zahlen haben?

Bl. Hernach? Da geht halt die Feyerlichkeit ein.

Pr. Ey das wäre doch Schade!

Bl. Das ist der Welt Lauf so. Alles, was einen Anfang gehabt hat, das hat auch ein Ende.

Pr. Dieß ist wohl wahr; man kann doch aber vieles thun, daß das Ende einer löblichen Feyerlichkeit weiter hinausgeschoben werde.

Bl. Vielleicht. Aber was sollte ich denn dabey thun?

Bl.

Pr. Das wissen Sie besser, als ich. Wenn es Ihnen gefällig wäre ein Capital auszusetzen, von dessen Zinsen die Kosten der Feyerlichkeit bestritten würden: so könnte ja diese bis zu ewigen Zeiten fortdauern.

Bl. Bis in ewige Zeiten? Wenn Sie dieß glauben, lieber Freund! so kenneu Sie der Welt Lauf noch nicht. Die Nachwelt hat für die Stiftungen der Vorfahren gar wenig Achtung. Wenn sie Geld braucht: so zieht sie die Stiftungen, die für Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Waisenhäuser u. d. gl. gemacht wurden ein, und verwendet sie zur andern Absichten. So würde es meiner Stiftung zur Feyer des Todestages meiner lieben Frau auch gehen.

Pr. Aber unsere Regierung ist doch so gerecht, daß sie sich so etwas noch nie hat zu Schulden kommen lassen.

Bl. Das weiß ich wohl; können Sie mir aber dafür gut seyn, daß sie nach hundert Jahren noch eben so gerecht seyn wird?

Pr. Dieß kann ich freylich nicht.

Bl. Folglich erlauben Sie mir, daß ich meinem Kopfe folge. Ich werde, mit Gottes Hülfe, mein Geld gewiß immer gut anwenden, und damit in meinem Leben, so viel ich kann,

kann, Gutes stiften. Aber das Gute für ewige Zeiten werde ich der Nachwelt überlassen.

Das Schiff, mit welchem Herr Blaufohl absegeln wollte, es hieß der Leopard, wollte nun nach zehn Tagen absegeln. Seinem Wahlspruche alles mit Bedacht! treu nahm er nicht alle seinen Reichthum mit auf dieses Schiff, sondern übergab die Kisten mit Naturalien und Kostbarkeiten dem Capitain des Schiffes Amsterdam, das erst nach vierzehn Tagen absegeln sollte.

Am folgenden Tage bewirthete er noch einmahl seine Herren Abkäufer, und gab ihnen, nebst gutem Wein, auch recht viele gute Lehren, die sie mit Dank annahmen, und ihm versprachen, daß sie dieselben befolgen wollten.

Auch sämtliche Schwarze bekamen eine Mahlzeit.

Nachdem dieselbe eingenommen war, ging er mit den Pflanzern zu den Schwarzen, und wollte Abschied nehmen. Er hatte sich auf eine lange Rede gefaßt gemacht, aber — sehr wenig kam davon zum Vorschein: lieben Freunde! sagte er, ich habe euch alle, wie meine Kinder und Brüder geliebt — jetzt müssen wir uns trennen. Nun war die Rede alle. Die

schwarz

schwarze Gesellschaft heulete so laut, daß Herr Blaufohl so wehmüthig wurde, daß er auch zu weinen und zu schluchzen anfing, und kein Wort mehr hervorbringen konnte als: lebt wohl und behaltet mich lieb!

Nun wurde es Nacht, und er bestieg sein Lager in der Absicht, um das letzte mahl in Surinam zu schlafen. Es ging aber damit so geschwind nicht, als er glaubte. Die Seele war durch das, was den Tag über vorgefallen war, so sehr beunruhigt worden, daß sie keine Ruhe finden konnte. Seine Schwarzen standen immer vor ihm, und die Trennung von ihnen schmerzte ihm in der Seele, und er warf sich von einer Seite zur andern. Nun fiel ihm sein Reichthum ein und er fing an ihn zu überrechnen.

Für zehntausend Ducaten Wechsel, hast du in deiner Briestafche, und tausend Ducaten im Beutel. Die Kostbarkeiten, die du auf das Schiff Amsterdam gegeben hast, sind unter Brüdern zwey tausend Ducaten werth. Von deinen Pflanzungen hast du drenßig tausend Ducaten zu erwarten. Eine hübsche Summe! aber wenn ich es recht überlege wozu nützt mir dieß Alles? Wenn ich auf der See bin
und

und es kommt ein Sturm und wirft mein Schiff an eine Klippe, was soll mich dann retten? Meine Wechsel? Mein baares Geld? Meine Kostbarkeiten? Meine Pflanzungen? Ach dieß alles wird mir nichts helfen. O Gott! du bist mein Vater! du allein kannst mich schützen und retten. Auf dich setze ich mein Vertrauen. Auf dich allein setze ich mein Vertrauen. Denn alle der Reichthum, den du mir geschenkt hast, ist so vergänglich, wie eine Seifenblase. Werde ich gekapert so sind die Wechsel verloren, und sterben die Leute, denen ich meine Pflanzung verkaufte, oder sind Schurken, die mich nicht bezahlen: so ist auch dieser Theil meines Vermögens dahin. Ach!

Jetzt warf er sich voll Unmuth auf die andere Seite; aber, dachte er weiter, ich habe doch immer, als ein redlicher Mann gehandelt. Es ist mir gelungen, die vielen Schwarzen, die du, guter Gott! mir anvertrautest zu bessern, und ihren unglücklichen Zustand erträglicher zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Acht und zwanzigstes Stück.

1811.

~~~~~  
Bote. Wirth.

**B.** Zuletzt ließen wir unsern Herrn Blaufohl in einem Selbstgespräche, in welchem er sich des vielen Guten freuete, das er in Surinam gestiftet hatte. Das weißt du, fuhr er fort lieber Gott! dafür wirst du mich segnen, und es mir wohl gehen lassen, wenn auch alle mein Reichthum verloren ginge.

Diese Gedanken beruhigten ihn, er schloß die Augen und fiel in einen sanften Schlummer. Aber auch dieser wurde bald durch einen Traum unterbrochen. Die selige Frau Blaufohl trat vor sein Bette.

Beste Frau! wollte er rufen, aber er konnte nicht. Er wollte sie umarmen; es war ihm aber nicht möglich. Lieber Blaufohl! sagte sie, du hast dich gefreuet, über alle das Gute,

Juli 1811.

E e

Das

Das du an den Schwarzen gethan hast, du hast aber nicht bedacht, wie viel ich dir zu danken habe. Ach du hast mich zu einer vernünftigen und guten Frau gemacht. Ganz schlecht war ich nie, viel besser wurde ich aber durch dich. Du machtest mich mit Gott und der Religion bekannt, du lehrtest mich Wohlthun, und die Pflichten gegen meinen Nebenmenschen erfüllen, meinen Zorn und andere heftige Begierden besiegen. Jetzt bin ich nun in einem seligen Zustande, der ewig dauern wird, dieß habe ich allein dir zu danken mein guter Mann!

Jetzt nahm Herr Blaukohl alle seine Kräfte zusammen, um sich aufzurichten, und die Selige zu umarmen. Sobald er sich aber aufgerichtet hatte, erwachte er, und sahe daß es ein Traum war.

Als Herr Blaukohl das Schiff besteigen wollte hatte er noch einen harten Kampf zu bestehen. Alle seine Leute, weiße, schwarze und gelbe versammelten sich am Ufer, drängten sich zu ihm, dankten ihm und wünschten ihm Gutes, drückten ihm die Hände, und weinten gar kläglich. Einige bathen ihn sogar, daß er sie mit nach Deutschland nehmen möchte. Das  
Herz

Herz wurde ihm dabei so weich, daß er beynahe sich entschlossen hätte dem Schwarzen, Lips, den er vorzüglich liebte, zu erlauben mit ihm das Schiff zu besteigen. Allein seine alte Regel: alles mit Bedacht, ließ es doch nicht zu. Er glaubte nämlich, daß die Schwarzen sich nie in Deutschland recht wohl befänden, weil das Klima für sie zu rauh wäre, weil sie kein Geschäfte treiben könnten, daß sie nährete, und weil sie, auf den Fall daß sie heiratheten, lauter gelbe Kinder in die Welt setzten, auf welche Jedermann mit Fingern weise. Er wies also alle Bittenden standhaft zurück und sagte: Kinder! es geht nicht, es geht schlechterdings nicht.

Jetzt kam ein Matrose vom Schiffe, der rief: Herr Blaukohl! der Herr Capitain läßt Ihnen sagen, wenn sie nicht den Augenblick in das Schiff kämen: so segelte er ab, und ließe Sie sitzen. Er nahm also seine Kräfte zusammen, arbeitete sich durch das Gedränge durch, sprang in das Schiff und rief von da: Gott segne euch Alle, meine guten Kinder!

Herr Blaukohl blieb auf dem Verdecke stehen, und richtete seine Augen immer nach Sus

rinam, bis die Nacht eintrat und es seinen Blicken entzog.

Vierzehn Tage ging die Reise ununterbrochen fort, ohne daß außer einem Sturme, etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre. Dieß geschah erst am funfzehnten. Da rief der Matrose der oben im Mastkorbe die Wache hielt, daß er in der Ferne etwas schwimmen sehe, das er für ein Boot hielte. Der Capitain ließ sich die Gegend zeigen, wo er das Boot bemerkte, sah mit seinem Fernrohre dahin, und fand daß es wirklich ein Boot war.

Sogleich ließ der Capitain auch ein Boot aussetzen, setzte acht tüchtige Matrosen darauf, und befahl ihnen nach dem Boote zu zurechnern, und, wenn sie Hülfbedürftige darauf fänden, sich zu theilen, und vier der fremden Boot zu besteigen, und herben zu rudern. Die ganze Schiffsgesellschaft sahe den Rudern nach, und nach vier Stunden kamen sie mit dem fremden Boote zurück.

Gott welch ein Anblick war dieß! Vier Personen, ein Frauenzimmer ein Knabe und zwey Mannspersonen saßen darinne, alle blaß wie die Leichen, und so kraftlos, daß sie sich nicht bewegen, nicht einmahl sprechen konnten.

Auf



Auf dem Boden des Boots lag ein Todter. Der Capitain ließ die lebenden sogleich auf sein Schiff tragen, und den Todten, dem allgemeinen Todtenacker der Schiffenden, der See anvertrauen.

Herr Blaufohl bath hierauf den Capitain, ihm zu erlauben, daß er die Pflege der Unglücklichen besorgen dürfe.

Das will ich wohl, antwortete dieser; aber wie wollen Sie sie behandeln?

Herr Blaufohl sagte ihm darauf, was er mit ihnen vornehmen wolle, der Capitain billigte es, und nun wurde sogleich zum Werke geschritten. Zuerst wurden ihnen die, vom Regen durchnästen, Kleider ausgezogen, und ihnen dafür trockne angethan. Dann wurde jedes in eine Hangematte gelegt, und mit wollenen Decken bedeckt.

Nun ließ er den Fliederthee bringen, den er bestellt hatte, und gab sich Mühe den Entkräfteten einen Theelöffel voll nach dem andern einzufloßen. Mit vieler Anstrengung brachten sie die ersten Löffel hinunter: weil der Gaum und Schlund ganz ausgetrocknet waren. Da aber erst einige Theelöffel voll geschluckt waren, so flossen die andern leichter und jeder

Was

Patient nahm wohl zwey Tassen von diesem Deutschen Thee, dessen Werth gar nicht zu schätzen ist, zu sich. Die Wirkung davon war ein sanfter Schlaf, und eine mäßige Ausdünstung. Während sie schliefen ließ Herr Blaufohl das Huhn abkochen, das er sich von dem Capitain für die Unglücklichen erbath, und das dieser hatte abschlachten lassen, um es auf den Abend selbst zu genießen. Er goß die Brühe ab, weichte Zwieback darein, und wartete mit Sehnsucht auf den Augenblick, da sie erwachen würden. Das Frauentzimmer schlug die Augen zu erst auf, faltete die Hände, bewegte die Lippen, und schien zu bethen. Sobald das Gebeth geendigt war, sah sie Herrn Blaufohl starr an, und that eine Frage an ihn, die er aber nicht beantworten konnte, weil sie eine Sprache redete, die er nicht verstand. Er lief also zum Capitain und meldete ihm, daß das Frauentzimmer erwacht sey, und zu reden anfinge, aber in einer Sprache, die er nicht verstehe. Er vermuthe es sey Englisch.

Der Capitain eilte augenblicklich zu ihr, und fand, bey seiner Ankunft, daß auch die übrigen erwacht waren. Er redete sie auf  
Engl

Englisch sehr traulich an und sagte: willkommen lieben Engländer! Danket Gott, daß ihr in meine Hände gefallen seyd, ich werde gewiß thun, alles, was in meinem Vermögen ist, um Euer Leben zu retten. Holland ist zwar mit England im Kriege begriffen, das geht mich aber nichts an. Keiner von euch hat mich ja beleidigt, und wenn dieß auch geschehen wäre: so springe ich doch auch dem Feinde bey, wenn ich ihn in Noth sehe.

Das Frauenzimmer reichte ihm die Hand, um ihren Dank auszudrücken, und alle übrigen thaten ein Gleiches. - Mich hungert rief der Knabe, und die übrigen gaben durch ein Ach! zu erkennen, daß sie ebenfalls von Hunger litten.

Sogleich stand Herr Blaufohl, nebst Herrn Leuchter, Kopfstück und einem Matrosen da, wovon ein jeder ein Näpfchen mit Hühnersbrüh und einem Löffel hielt. Diese wurden den Entkräfteten gegeben, die die Brühe begierig zu sich nahmen, und sich nun umsahen, ob nicht noch etwas käme.

Da brachte Herr Blaufohl das Huhn, das er, mit des Capitains Einwilligung ganz klein geschnitten, und eingeweichten Zwieback dar-

uns

unter gemischt hatte. Auch dieß wurde begierig verzehrt. Nun bathen sie um noch eine Portion.

Aber der Capitain sagte mit einem festen Tone: nein Freunde! nun bekommt ihr nichts mehr. Ihr habt wie es scheint, lange gehungert. Der Magen ist also zusammengeschrumpft. Wenn er nun durch den Genuß einer reichlichen Mahlzeit zu schnell aufgetrieben wird: so könntet ihr alle des Todes seyn. Ich will euch aber nicht das Leben nehmen sondern erhalten. Geduldet euch, lieben Freunde! bis morgen, da sollt ihr stärkere Portionen bekommen.

Sie gaben sich alle willig drein, bis auf einen, der unwillig die Zähne zusammen biß.

Die Nacht brach nun ein und der Capitain entfernte sich, reichte aber zuvor doch noch jedem ein klein Gläschen voll Mallagawein, wodurch sie sehr erquickt wurden. Dann wünschte er allen eine angenehme Ruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Neun und zwanzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

B. So bald der Morgen graute, war der Capitain wieder bey den Verunglückten, und erkundigte sich, wie sie geruhet hätten. Drey versicherten, sie hätten eine sehr angenehme Ruhe gehabt. Einer aber antwortete nicht. Dieser war in einen so tiefen Schlaf versunken, daß er gar nicht wieder aufwachte. Man rüttelte und schüttelte ihn, er war aber mausetodt. Es war eben der, welcher den Tag zuvor die Zähne zusammen biß, als man ihm die verlangte Portion verweigerte.

Jetzt biß der Capitain die Zähne auch zusammen, stampfte mit dem Fuße und sagte: ganz gewiß hat der Kerl, ohne mein Wissen, etwas gefressen. Er befragte die übrigen, ob sie nichts bemerkt hätten? Weiter nichts antw

Julii 1811.

S f

wors

wortete einer, als daß in der Dämmerung ein Matrose geschlichen kam und heimlich mit ihm redete.

Ja! Ja! antwortete der Capitain, dieser wird sein Todesengel gewesen seyn, ließ sogleich den Schiffsarzt rufen, und befahl ihm dem Crepirten, wie er sich ausdrückte, den Bauch auf zu schneiden, den Magen zu öffnen, und zu untersuchen, was sich darinne befände. Ben Oeffnung des Magens befand sich, außer der Mahlzeit, die auch die übrigen genossen hatten, weiter gar nichts darinne, als einige Stücken Speck, die er, ohne sie zu kauen, hinunter geschluckt hatte.

Da seht ihr, lieben Freunde! sagte er, daß ich an dem Tode dieses verfluchten Kerls ganz unschuldig bin, und daß er sich bloß durch seine Freßbegierde ums Leben gebracht hat. Hättet ihr mir nicht gefolgt, so würde es euch auch nicht besser gegangen seyn.

Unwillig ließ er das Was, wie er es nannte, in die See werfen, und sorgte nun auf das liebeichste für die Pflege der Lebenden. Er ließ ihnen stärkere Portionen reichen, anfangs Milchspeisen, denn er hatte eine Kuh mitgenommen, um immer frische Milch zu haben,  
dann

Dann Fische, welche die Matrosen gefangen hatten, nebst etwas Wein. Dadurch wurden sie so gestärkt, daß sie des Nachmittags aufstehen, und auf dem Verdecke umher gehen konnten.

Nun sagte der Capitain, erzählt mir doch, wie ihr in dieß Elend gerathen seyd.

Unsere Geschichte, so fing der Mann an, ist kurz, aber schrecklich. Ich reisete mit dieser meiner Frau und diesem unserm Sohne von England ab, um nach Barbados zu segeln, wo ihr Bruder lebt, der sie zur Erbin seines ansehnlichen Vermögens eingesetzt hatte, und den Wunsch äußerte, daß er sie vor seinem Ende noch einmahl sehen möchte. Die Fahrt ging glücklich, wir sahen in der Entfernung schon Barbados, und sprachen von der Freude, die unser Besuch meinem alten Schwager verursachen würde. Aber diese Freude war ein süßer Traum. Ehe wir uns versahen, wurde das Meer unruhig, der Himmel schwarz, es erhob sich ein Wind, der sich bald in einen fürchterlichen Sturm verwandelte. Wir thaten Alles um uns gegen Unglück zu sichern, aber umsonst. Gott hatte des Schiffs Untergang beschlossen. Nachdem es einige schreckliche Stunden war umhergeworfen wor-

den, wurde es mit solcher Heftigkeit auf eine Felsenspitze getrieben, daß es fest saß und durch die Gewalt des Sturms und der Wellen zerbrochen wurde. Das Schiffsvolk erhob ein Jammergeschrey. Jeder dachte nun auf seine Rettung. Ich ergriff ein Boot, brachte meine Frau und meinen Sohn hinein, sprang selbst nach, fünf andere folgten mir, und ohne Zweifel würden mehrere gefolgt seyn, und das Boot zum Sinken gebracht haben, wenn dieses nicht durch einen starken Windstoß weit vom Schiffe wäre weggeführt worden. Aber nun stellen Sie sich unsere schreckliche Lage vor! in der Angst hatten wir auch nicht das geringste mit genommen, was zur Erhaltung unsers Lebens hätte dienen können, keine Lebensmittel, kein Gewehr, nicht einmahl ein Ruder. Zum Glück habe ich und meine Familie Religion, diese bewahrete uns vor Verzweiflung. Sobald wir im Boote waren, rief ich mit lauter Stimme: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns trofsen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer  
sins



sinfen. Wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungeftüm die Berge einfielen.

E. Wohl Ihnen, daß Sie Religion haben! Ich habe sie auch, und begreife nicht, wie es möglich ist, daß ein Mensch ohne Religion, durch die Welt kommen kann.

Wir haben es auch erfahren, fuhr der Engländer fort, daß Gott unsere Zuversicht und Stärke sey. Kaum waren wir im Boote, so legte sich der Sturm, das Meer wurde ruhiger und wir waren doch nun gegen die Gefahr gesichert, vom Sturme umgeworfen, oder von einer Welle verschlungen zu werden. Bey dem Eintritte der Nacht schwammen wir so sanft, daß wir einschlummerten und einen großen Theil der Nacht schlafend zubrachten. Der Morgen war schön und heiter, die ganze Natur schien sich desselben zu freuen, nur wir Armen trauerten, weil wir nichts vor uns sahen als den Hungertod. Nichts als Wasser vor uns, kein Land kein Schiff war zu sehen. Und wenn wir eins von beyden entdeckt hätten, was würde es uns geholfen haben, da uns das Steuerruder fehlte, mit welchem wir das Boot nach ihm hätten bringen können.

Meis

Meine Frau stimmte ein Morgenlied an, ich und noch zwen andere von der Gesellschaft stimmten herzlich ein. Die Uebrigen aber murreten. Nach geendigtem Gesange hielt ich eine kleine Ermahnung über die Worte: wir sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; und sagte darüber etwa folgendes. Sehen wir auf das Sichtbare so erblicken wir nichts als Tod — nicht die geringsten Lebensmittel, keine Hoffnung welche zu bekommen. Sehen wir aber auf das Unsichtbare: so erblicken wir das Leben. Dem unsichtbaren Weltregierer ist es etwas Leichtes uns ganz unerwartet zu retten. Bey ihm ist kein Ding unmöglich. Er kann überschwenglich thun über alles, was wir bitten und verstehen. Gesezt aber er ließe uns umkommen: so sinken wir in seinen Arm, wo wir ein seliger Leben finden werden, als diese Welt uns geben kann. Darum bitte ich euch, lieben Freunde! Laßt den unsichtbaren ja nicht aus den Gedanken: so werdet ihr immer Trost und Beruhigung finden, vor Verzweiflung bewahret werden, und den Ausgang eurer Leiden ruhig erwarten können. So brachte ich einen tröstenden Spruch der Bibel nach dem andern

vor,

vor, der wenigstens mir und meiner Familie zur Erquickung diene. Sie werden sich verwundern, daß ein Weltmann so bekannt mit der Bibel ist. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich mich in meiner Jugend dem Predigerstande gewidmet, auch verschiedene mahl, in Birmingham, nicht ohne Beyfall gepredigt habe. In der Folge aber wurde ich durch verschiedene Schicksale bestimmt, den Predigerstand mit dem Kaufmannsstande zu vertauschen. Doch ich muß in unserer Leidensgeschichte fortfahren. Am Abende des zwenten Tages war der Hunger und noch mehr der Durst schon so peinlich, daß wir nicht glaubten es länger auszuhalten zu können. Den folgenden Tag fingen wir wieder mit einem Morgenliede und einer Ermahnung an. Meine Familie und ich, suchten die Pein des Hungers dadurch zu besiegen, daß wir nur immer an Gott, an seine Güte, Macht und Weißheit dachten, und mit biblischen Sprüchen und Versen aus guten Liedern uns stärkten. Die Uebrigen waren aber äußerst ungeduldig, und führeten unanständige oft gotteslästerliche Reden. Der nächste Tag wurde wieder, wie gewöhnlich mit einer Andachtsübung angefangen. Am Ende derselben trat

trat einer von der Gesellschaft wie ein Wüthender auf, und sagte: wozu dieß singen und bethen? Habt ihr nur einen Hering herbey gebethet? Ich will zu fressen haben. Da nichts zu fressen da ist, als wir selbst, so laßt uns loosen und den schlachten und verzehren, den das Loos trifft. Wollt ihr dieß nicht, so nehme ich den ersten den besten, und schneide ihm die Gurgel ab.

Die Angst und das Schrecken gaben mir Kräfte. Ich stand auf und sagte: Unmensch! was sagst du? Wir haben keinen Retter, als Gott. Und diesen sollen wir auch verlassen und Mörder werden? Wer will uns da retten?

Hier brachte der Unmensch eine Gotteslästerung vor, die ich unmöglich nachsagen kann. Unglücksgefährden! rief ich wollt ihr euere Hände mit unschuldigen Blute beflecken, und dann zum Teufel fahren? Gesezt wir müssen auch verhungern: so ist unsere Quaal in ein Paar Tagen geendigt. Die Verdammniß aber dauert ewig. Wer von euch den Menschenmord verabscheuet, der stehe auf?

(Die Fortsetzung folgt.)

# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Dreßigstes Stück.

---

1811.

Bote. Wirth.

**B.** Zuletzt erzählte ich ihm, wie ein wüthender Engländer verlangte, daß einer von den Unglücklichen, die halb verhungert auf einem Boote herum schwammen, geschlachtet und verzehrt werden solle, und wie der Engländer dem der holländische Capitain das Leben rettete, sich dagegen setzte und sagte: wer den Menschenmord verabscheuet, der stehe auf! Dieß that gute Wirkung. Sie standen alle auf! Als der Unmensch dieß sah, knirschte er mit den Zähnen, sagte: so verhungert denn ins Teufels Rahmen! und stürzte sich ins Meer.

Ich rief den andern zu: was betrübst du dich meine Seele, und bist so unruhig in mir. Harre auf Gott, denn

Juli 1811.

G 9

ich

ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist.

Gegen Abend fiel ein starker Regen, der uns durchaus naß machte. Dieß gab uns einige Erquickung. Das kalte Bad stärkte uns, und das Regenwasser, das wir in unsern Kleidern auffingen und einschlurften, löschte unsern brennenden Durst. Ich rief meinen Unglücksgefährden zu: verzaget nicht! Der unsern Durst gelöscht hat, wird auch unsern Hunger stillen können. Bey dem Anbruche des nächsten Tages wurden wir aber alle merklich schwächer. Die nassen Kleider, die wir nicht wechseln konnten, verursachten einen fieberhaften Schauer, wir konnten uns kaum noch regen, niemand sprach mehr ein Wort und nach und nach fasten wir ganz von Gedanken. Was von dieser Zeit an mit uns vorgegangen ist, weiß ich nicht, und wohin meine übrigen Unglücksgefährden gekommen sind, ob sie sich auch in das Meer gestürzt haben, oder ob sie hineinfielen, das ist mir unbekannt. Erst da ich in der Hangematte, nach einem sanften Schlafe, erwachte, kam ich wieder zu mir selbst. Ach wie freuete ich mich, da ich mich unter lauter

guz

guten Menschen sahe, die mein und der meinigen Leben zu retten suchten.

Nun habe ich doch einen neuen Beweis, daß Gott mein Vater ist, der seine Kinder auch dann zu retten weiß, wann keine Rettung mehr möglich zu seyn scheint. Und der Engel, den Gott zu meiner Rettung schickte, waren Sie edler Mann. Ich werde, so lange ich lebe, dafür dankbar seyn.

E. Danken Sie nicht! Ich habe bloß meine Schuldigkeit gethan. Wenn Sie mich in gleicher Noth gefunden hätten, würden Sie nicht ein Gleiches an mir gethan haben?

E. Nun dafür bürgt mir mein Herz, daß ich gewiß auch ein Gleiches an Ihnen gethan haben würde. Vergelten kann ich Ihre Güte nicht, und ich weiß auch, daß ein Mann, wie Sie, keine Vergeltung erwartet. Allein der Sie zu meiner Rettung schickte, der wird Ihr Vergelter seyn. Ueber lang oder kurz werden Sie auch in Noth gerathen, da wird Ihnen Gott gewiß auch Errettung zuschicken. Die Worte des Psalms: wohl dem, der sich des Dürstigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit, das sind wahre Worte, die werden bey Ihnen in

Erfüllung gehen. Jetzt fiel der Capitain dem Engländer um den Hals und weinte. Ein großer Theil der Schiffsgesellschaft, der dem Gespräche zugehört hatte, war dadurch sehr gerührt.

Es währte nicht gar lange, so trat für den guten Capitain schon die Noth ein, die ihm der Engländer geweissaget hatte. Der Mastrose, der im Mastkorbe die Wache hatte, meldete, daß in der Ferne ein Schiff sich zeige, das auf sie loszusegeln schien. Der Capitain suchte es mit seinem Fernrohre auf, und, da er es einige Zeit beobachtet hatte, rief er: ein Englischer Kaper! ließ sogleich alle Segel aufspannen, und both alle Kräfte auf um ihm zu entfliehen. Aber umsonst! der Kaper war ein guter Segler, hohlte nach einigen Stunden das Schiff ein, und sobald er glaubte, daß es schußrecht sey, gab er ihm eine Ladung, die aber zum Glück nicht traf, da die Schiffe zu weit auseinander waren. Sogleich ließ der Capitain die Segel streichen und rief seinen Leuten zu: Kinder! wir sind in Gottes Hand. Wollen wir uns wehren, so kostet es einigen von euch das Leben, und am Ende müssen wir



wir uns doch ergeben, und erbittern unsere Feinde, noch mehr durch unsere Gegentwehr.

Jetzt war das Kaperschiff da. Der Kaper nebst vier und zwanzig Soldaten, sprangen mit gezogenem Säbel in das holländische Schiff und alle schrien, mit gräßlicher Stimme: das Gewehr gestreckt und abgeliefert! Bendes geschah sogleich. Hierauf befahl der Kaper seinen Leuten, daß sie sogleich die Holländer auf das andere Schiff bringen sollten, untersagte ihnen aber, bey schwerer Strafe, daß keiner den Gefangnen das Geringste abnehmen solle. Während dieses geschah, stand die Schiffsgesellschaft todtenblaß da, und erwartete ihr Schicksal. Die bläßeste war die Engländerin. Sie sahe mit unverwandten Augen den Kaper an und auf einmahl schrie sie laut auf: Bruder James! kennst du deine Schwester Fanny nicht? Breitete die Arme aus und fiel dem Kaper um den Hals.

Diesem, der ganz von der Begierde Beute zu machen wie vom Satan besessen war, kam diese Umarmung sehr ungelegen. Er riß sich mit einiger Gewalt los, und sagte: was Schwester, was Schwester, ich habe keine Schwester.

F.

F. Bruder James! Wo hast du denn deine Gedanken? Sieh mir doch in die Augen! sind wir nicht Beide aus Lincoln gebürtig? sind wir nicht Kinder des Doctor William Smith?

J. Schwester Fanny! wie kommst du hier her unter die Holländer? Gewiß haben sie Dich gefapert.

F. Nein Bruder! sie haben mich nicht gefapert, sie haben —

J. Laß es gut seyn, liebe Fanny! erst muß ich diese Leute abführen lassen, und die Brute aufnehmen, hernach wollen wir uns satt mit einander plaudern.

F. Bruder! ehe du diesen Leuten einen Schilling abnimmst, mußt du dir erst sagen lassen was es für Leute sind.

J. Das brauchst Du mir nicht zu sagen, es sind Holländer, Großbritanniens Feinde.

F. Diese Holländer haben uns nicht als Feinde behandelt, sie haben

J. Zum Henker! so erzähle, aber kurz, ganz kurz!

F. So kurz als möglich. Ich war mit meinem Manne und Sohne auf einem Englischen Schiffe abgereiset, um nach Barbados

zu segeln, und da unsern ältesten Bruder zu besuchen.

J. Kurz! kurz!

F. Nur Geduld! ich bin gleich am Ende meiner Erzählung. Unser Schiff litt Schiffsbruch. Mein Mann rettete mich und unsern Sohn auf ein Boot, einige andere vom Schiffsvolke sprangen nach, und so schwammen wir vielleicht zehn Tage auf der See, ohne Lebensmittel, ohne Werkzeuge, selbst ohne Steuerruder herum, und wurden von Hunger und Durst fürchterlich gepeinigt. Am Ende fingen wir an zu sterben, konnten uns nicht mehr regen, nicht mehr besinnen, hörten nicht mehr, sahen nicht mehr. Endlich schlugen wir die Augen auf, und, stelle Dir unser Erstaunen vor, wir lagen in Hangematten, mit warmen Decken bedeckt, und einige gute Menschen standen da, wie Gottes Engel, stobeten uns sogleich Fleischbrühe, mit kleingeschnittenem Fleische ein. —

J. Und das Alles hat wohl der Capitain dieses Schiffs veranstaltet?

F. Das hat er, der edle Mann!

J. Dieß ist mir lieb zu vernehmen. Da hat er nicht mehr, als seine Schuldigkeit, gethan.

than. Er wäre ein schlechter Kerl, wenn er anders hätte handeln wollen. Jeder Seefahrer ist verbunden den Verunglückten in der Noth beizuspringen. Jetzt laß nur, damit ich von der Beute, die mir von Rechts wegen zukommt, Besitz nehmen kann.

F. Was willst Du thun? von der Beute Besitz nehmen? Du willst den Mann plündern, der deiner Schwester Fanny, ihres Mannes und ihres Sohnes, Leben gerettet hat? (Hier fiel sie dem Bruder um den Hals weinte bitterlich.). Hast Du deine Schwester Fanny nicht lieber?

Die Weiberthränen haben eine besondere Kraft, und erweichen oft das härteste Herz, das gegen alle Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen fühllos war. Sie erweichten auch den fühllosen Bruder.

Gut! sagte er, daß du sehest, Schwester Fanny, daß ich dich lieb habe: so will ich um deinet wegen dem Capitain Alles, was sein Eigenthum ist, schenken.

Jetzt laß mich, damit ich das Eigenthum der Uebrigen in Besitz nehmen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Ein und dreyßigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

B. Der Englische Kaper erklärte also, wie ich ihm zuletzt erzählte, daß er das Eigenthum der Holländischen Schiffsgesellschaft in Besitz nehmen müsse. Darauf fragte ihn seine Schwester Fanny: Wessen Eigenthum denn? sind sie nicht alle unsere Wohlthäter? Sieh hier diese Leute — jetzt sah sie sich nach Herrn Blaufohl und Consorten um — aber weg waren sie, weg war die ganze Schiffsmannschaft, weg war auch ihr Mann und ihr Sohn. Alle waren auf das Englische Schiff geschleppt worden.

Ach Gott! sagte sie, was hast du gethan Bruder! meine Ketter, sogar meinen Mann und meinen Sohn hast du zu Gefangnen gemacht! du willst sie doch nicht auch plündern?

August 1811.

H h

Schaff

Schaff mir meinen Mann und meinen Sohn wieder.

Du sollst sie haben, war die Antwort. Sogleich ging er in das Englische Schiff, und brachte den Mann und den Sohn, wie auch den Holländischen Capitain zurück.

Die Engländerin fiel ihrem Manne um den Hals und sagte: weißt du schon, daß ich hier meinen Bruder James wieder gefunden habe?

M. Ich merkte es, da du ihm so herzlich um den Hals fielst; aber noch habe ich nicht Gelegenheit gehabt die alte Bekanntschaft zu erneuern.

Sehn Sie mir, lieber Herr Bruder (indem er ihm die Hand reichte) herzlich ges grüßt!

J. (Ihn umarmend) willkommen guter Herr Bruder! Ich freue mich unendlich, daß ich Sie hier gefunden habe.

F. Nun stelle dir aber vor lieber Mann! was der gute Bruder für ein böser Bruder ist. Er will nun die Leute plündern, die dir und mir und unserm Sohne das Leben gerettet haben.

J. Peperlepep! Das verstehst du nicht. Sie lieber Herr Bruder! sind ein verständiger Mann, laß

lassen Sie sich einmahl den Casus erzählen, und urtheilen Sie selbst! Meine Schwester erzählte mir, wie brav der Holländische Capitain an Ihnen gehandelt habe. Sogleich erklärere ich daß ich von allem, was dem Herrn Capitain eigenthümlich zustände, nichts verlange. Und dieß erkläre ich hier öffentlich.

(Der Capitain machte eine Verbeugung).  
M. Schön!

J. Nun verlangt dieß Weib von mir, ich soll von allem, was auf dem Schiffe sich befindet, mir nichts zueignen. Ich bin, wie Sie sehen, ein Kaper. Ich habe fast mein ganzes Vermögen auf die Ausrüstung des Schiffes gewendet, ich muß das Schiffsvolk ernähren und besolden, und kann mich durch nichts schadlos halten, als durch die feindlichen Schiffe, die ich wegnehme. Jetzt ist mir so ein Schiff in die Hände gefallen. Habe ich nicht ein Recht mir dasselbe, mit allem, was drauf ist, zuzueignen?

M. Ey das versteht sich. Das Recht kann Ihnen niemand streitig machen.

J. Da hörst du es Schwesterchen!

M. Nur erlauben Sie Herr Bruder! daß ich noch eine Bemerkung beifügen darf. Zwischen

H h 2

schen

schen Recht und Edel ist noch ein großer Unterschied. Wenn ich z. E. einer Familie auf ihr Haus zwey hundert Pfund geborgt habe, und sie kann die Zinsen davon nicht bezahlen, und ich kündige ihr deswegen das Kapital auf, welches sie auch nicht beschaffen kann, und ich bemächtige mich des mir verschriebenen Hauses, nachdem ich Mann, Weib und Kinder, habe auf die Straße werfen lassen: so handele ich Recht, denn die Gesetze schützen mich dabei, handele ich aber auch edel?

J. Hum!

M. Die Britten haben sonst ihren Ruhm immer darinne gesucht, daß sie sich durch edele Handlungen auszeichneten. Dießmahl scheint aber das Recht auf Seiten der Britten, und das Edele auf Seiten der Holländer zu seyn.

J. Zum Guckguck! ein Holländer soll edeler handeln als ein Britte? Nein das darf nicht seyn. Ich werde Ihnen zeigen Herr Bruder! daß James Smith auch edel handeln kann. Jetzt lassen Sie mir ein Paar Augensblicke Zeit, um zu überlegen, wie ich es anfangen, daß ich das Eigenthum des Holländischen Schiffsvolks rette, und auch meine Leute befriedige. Denn wenn diese gar keine Beute  
 bez



Bekommen: so muß ich besorgen, daß sie rebels  
 liren. Er ging darauf auf sein eigen Schiff  
 und Fanny dankte ihrem Manne mit einem  
 herzlichem Kusse und Händedrucke.

Bald darauf kam er zurück und sagte:  
 Der Entschluß ist gefaßt. Was für Holländis-  
 sche Rechnung geladen ist, das ist nicht zu retz-  
 ten, das muß ich meinen Leuten als eine gute  
 Prise überlassen. Um sie zu beruhigen habe  
 ich Ihnen meinen ganzen Antheil daran ges-  
 chenkt. Aber von alle dem, was den Perso-  
 nen zusteht, die sich auf dem Holländischen  
 Schiffe befinden, verlange ich keinen Faden.

Jetzt kam das Holländische Schiffsvolk, das  
 diese Erklärung des Kapers bereits vernommen  
 hatte, wieder angezogen, und rief Hurrah! es  
 lebe der brave Herr James Smith!

Hierauf mußte der Holländische Capitain  
 seine Briefe vorzeigen, und alles Gut, das  
 für Holländische Rechnung geladen war, den  
 Engländern übergeben. Während dieses ge-  
 schah hatte der Kaper eine gute Mahlzeit bes-  
 reiten lassen. Sie bestand aus Pökelfleisch,  
 Seefischen, Holländischem Käse und gutem Weine.  
 Die Vornehmsten von der Englischen und Hol-  
 ländischen Schiffsgesellschaft nahmen daran Theil,  
 Dem

Dem übrigen Volke aber wurde Munsch in Menge gereicht. Aller Herzen wurden dabei guter Dinge, und von beyden Schiffen erkönete ein Hurrah! und Vivat! nach dem andern.

Jetzt freute sich die Gesellschaft, und der Kaper nahm seine Schwester, ihren Mann und ihren Sohn, zu sich, mit dem Versprechen, daß er sie nach Barbados bringen wolle.

Der Mann erhielt noch von dem Holländischen Capitain und Herrn Blaufohl eine Umarmung und einen stillen, aber herzlichen und thränenreichen Dank.

Herr Blaufohl und der Capitain standen jetzt einander gegenüber beyde in tiefen Gedanken. Der Capitain unterbrach das Stillschweigen und sagte: sehen sie lieber Blaufohl, wie gut es ist, seine Pflicht zu thun. Der Erfüllung unserer Pflicht gegen die Verunglückten haben wir allein die Rettung unseres Schiffs und unsers Eigenthums zu verdanken. Hätten wir sie nicht aufgenommen, hätten wir sie nicht mit solcher Treue gepflegt, daß sie wirklich am Leben erhalten wurden: so wären wir jetzt alle Kriegsgefangne. Gott weiß daß ich meine Schuldigkeit gethan habe, ohne auf Belohnung zu

zu rechnen, desto mehr bin ich gerührt, daß mir Gott sogleich einen so großen Lohn gegeben hat.

B. Dieß ist meine Meinung auch. Wer in dieser Geschichte nicht die Hand Gottes erkennen wollte, der müßte ganz blind seyn. Ich freue mich vorzüglich deswegen so sehr darüber, weil ich dadurch noch mehr im Vertrauen auf Gott bin bestärkt worden. So augenscheinlich, so unmittelbar pflegt Gott freylich nicht immer das Gute zu belohnen.

C. En das versteht sich. Belohnte Gott alles Gute auf der Stelle: so würden bald alle Menschen gut und wohlthätig seyn. Was wäre aber diese Wohlthätigkeit? nichts als grober Eigennuß, der eben nicht mehr werth wäre, als wenn sich ein Mensch in den Strom stürzet, und ein Kind, mit Gefahr seines Lebens rettet, um die funfzig Thaler zu bekommen, die dem Retter versprochen wurden.

B. Wenn die Englische Familie nicht so sehr brav und dankbar gewesen wäre, und sich nicht so nachdrücklich für uns verwendet hätte: so würde die Sache einen ganz andern Gang genommen haben.

C.

C. Das versteht sich. Nun lieber Blaufohl! wir wollen jeden Augenblick unsere Pflicht thun, ohne Belohnung dafür zu erwarten. Erfolgt sie nicht, bekommen wir anstatt derselben wohl gar Undank, so werden wir uns dann nicht darüber grämen, und doch nicht unbelohnt bleiben: weil das Zeugniß eines guten Gewissens uns hinlänglich lohnen wird.

Beide gaben einander die Hände drauf, daß sie stets so handeln wollten.

Die Fahrt hatte ihren ruhigen Fortgang. Weil aber das Schiff einen großen Theil der Ladung verloren hatte, und der Capitain besorgte, daß es wegen seiner Leichtigkeit, bey dem ersten Sturme, würde umgeworfen werden: so landete er an einer wüsten Insel, wo er das Schiff, um ihm die nöthige Schwere zu geben, mit Steinen beladen ließ. Die Matrosen, die dieß Geschäfte übernommen hatten, fanden die Insel ganz mit Vögeln, bedeckt, die so zahm waren, daß sie sich mit Händen greifen ließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Zwen und drenßigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

**B.** Von den Vögeln, welche die Holländis-  
schen Matrosen auf der wüsten Insel fanden,  
wurden eine große Anzahl gefangen, ihre Eyer  
gesammelt und der Schiffsgesellschaft damit ein  
Paar gute Mahlzeiten verschafft.

Jetzt kamen sie in Holland an, landeten  
glücklich und wurden mit großem Jubel auf-  
genommen. Als aber der Capitain vor der  
Holländischen, Westindischen Compagnie ers-  
chien, und ihr die Anzeige that, daß die  
ganze, für sie bestimmte, Ladung durch einen  
Englischen Kaper sey weggenommen worden:  
setzte es finstere Gesichter. Man wollte seiner  
Aussage keinen Glauben beymessen, man sagte,  
wenn die Ladung durch einen Englischen Kas-  
per wäre aufgebracht worden: so hätte er auch

August 1811.

J i

Das

Das Schiff und die Mannschaft weggenommen. Es sey höchst wahrscheinlich, daß er selbst dem Raper die Ladung in die Hände gespielt, und zur Belohnung einen Theil davon erhalten hätte. Umsonst betheuerte der Capitain seine Unschuld, umsonst erzählte er die Rettung der verunglückten Engländer, nach allen Umständen — man hielt diese Geschichte für ein Märchen, warf ihn ins Gefängniß, und nahm sein sämmtliches Eigenthum in Beschlag. Er ging zum Gefängniß unerschrocken, richtete die Augen zum Himmel und sagte: ich habe wenigstens Einen Zeugen meiner Unschuld, und der wird sie gewiß an den Tag bringen.

Er hatte aber wirklich, außer dem Einen, noch viele andere Zeugen seiner Unschuld. Die ganze Schiffsmannschaft wurde Mann für Mann ins Verhör genommen, und wegen der Rettung der verunglückten Engländer umständlich befragt. Jeder mußte seine Aussage eidlich bestätigen.

Da nun alle, ohne Ausnahme, der Aussage des Capitains beistimmten, und besonders Herr Blaukohl die Geschichte nach allen Umständen erzählte: so wurde der Capitain für  
uns

unschuldig erklärt, in Freiheit gesetzt, und ihm sein Eigenthum wieder gegeben.

Nachdem Herr Blaufohl einige Wechsel zu Gelde gemacht, und verschiedenes eingekauft hatte, welches er in Krebsleben mit Vortheil glaubte verkaufen zu können, reisete er ab, und kam nach einigen Tagen in Cleve an. Hier mußte er aber liegen bleiben: weil die Gichtschmerzen, die er schon seit einiger Zeit empfunden hatte, jetzt so heftig wurden, daß er weder gehen noch stehen konnte. Er ließ einen Arzt rufen.

Dieser versah ihn zwar mit Arzneien, versicherte ihn aber, daß er wenigstens acht Wochen liegen bleiben, und die Cur abwarten müsse. Dieß war Herrn Blaufohl gar nicht lieb zu vernehmen, und er bekam etwas üble Laune, die sich aber minderte, als den Nachmittag ein Prediger in das Zimmer trat, der mit holdseligen Blicken sich seinem Bette näherte.

Wer sind Sie? fragte Herr Blaufohl.

Pr. Ich bin ein Prediger, und gekommen um —

Bl. Mich zum Tode zu zubereiten?

J i. 2

Pr.

Pr. Wenn Sie es verlangen. Sonst muß ich Ihnen aber, sagen, daß ich von den Zubereitungen zum Tode kein großer Freund bin. Es ist damit eine mißliche Sache. Entweder befindet sich der Kranke in einer guten Verfassung, ist mit Gott bekannt, und hat sich bestrebt, als ein gutes Kind des Vaters Willen zu thun: so bedarf er der Zubereitung nicht; sein Glaube besiegt die Todesfurcht; oder er hat ohne Gott nach seinen Lüsten gelebt — da wird ihm die Zubereitung zum Tode auch nicht viel helfen. Daher finden wir, daß unser Henland nur einen einzigen zum Tode zubereitete, den Schächer am Kreuz. Hätte er nicht in das Herz desselben blicken, und sich von seiner aufrichtigen Reue überzeugen können: so würde er wahrscheinlich auch diese Zubereitung zum Tode unterlassen haben.

Bl. Wenn Sie also nicht zum Tode zubereiten, wozu denn sonst?

Pr. Zum Leben. Es beruht bloß auf Ihnen, ob ich Sie zum Tode oder zum Leben zubereiten soll.

Bl. Sie sind ein sonderbarer Mann. Ich bin in meinen besten Jahren, und Sie können  
als



also leicht denken, daß ich mich lieber zum Leben, als zum Tode zubereiten lasse.

Pr. Meine Zubereitung zum Leben ist ganz einfach. Ich folge darinne blos dem Beispiele unsers Heylandes. Dieser half vielen hundert Menschen, die dem Tode nahe waren, oder ein sehr freudenloses Leben föhreten, ohne den Gebrauch aller Arzneytrittel, zu einem gesunden und vergnügten Leben. Und wie fing er es an? erst heilete er die Seele, suchte sie zu beruhigen, und ihr einen festen Glauben an Gott zu erwecken. Erst sagte er: dir sind deine Sünden vergeben! dann ermunterte er den Kranken stehe auf! und er stand auf. Die Seele hat einen unglaublichen Einfluß auf den Körper. Ist jene krank, muthlos, unruhig, ungeduldig, zornig; so werden auch die besten Arzneymittel keine Wirkung thun. Ist aber, diese genesen hat sie sich ganz in Gottes Willen ergeben, und ist von dem festen Glauben belebt, daß Gott ihr Vater ist, und alles mit ihr gut machen werde: so ist auch der Körper halb genesen, und die Arzneymittel, wenn sie sonst gut gewählt sind, thun ihre Wirkung. Ja in den mehresten Fällen kann der Glaube, auch ohne alle Arzneymittel, den geschwächten Körper

Körper wieder herstellen. Dieß beweiset ja die Geschichte Jesu. Die Kranken, die ihm zugeführt wurden, sobald sie festen Glauben hatten, wurden wieder gesund. Der Arzt wenn er seinen Patienten helfen will, pflegt ihnen immer den Puls zu befühlen. Erlauben Sie mir, daß ich den Ihrigen auch befühlen darf. Wie steht es mit Ihrer Seele?

Bl. Wie ich glaube, recht gut.

Pr. Dieß ist mir lieb zu vernehmen. Wie ich höre, so kommen Sie aus Surinam?

Bl. Ganz richtig.

Pr. Die Herren Seefahrer pflegen es gewöhnlich mit der Mäßigkeit und Keuschheit nicht gar zu genau zu nehmen. Die Gelegenheit zu Ausschweifungen, die sie täglich haben, die schlechten Exempel, mit welchen sie immer umgeben sind.

Bl. Ich verstehe Sie Herr Prediger! Sie glauben ich hätte mir die Sicht durch Ausschweifungen zugezogen — Sie irren sich gewaltig. Meine Aeltern haben mich zur Gottesfurcht und einen ehrbaren Lebenswandel angehalten. Ein häuslicher Zwist verleitete mich zur See zu gehen. In Surinam — nun da war ich freylich in Gefahr auf Abwege zu ge-

ras

rathen. Die Vorsehung fügte es aber, daß ich bald eine Frau bekam die ich herzlich liebte. Ich kann Sie als ehrlicher Mann versichern, daß ich als ein reiner Junggeselle zu meiner Frau gekommen, und ihr immer treu geblieben bin. Unmäßig zu seyn war mir unmöglich, denn wenn ich mich ein wenig im Essen und Trinken übernahm: so bekam ich sogleich Kopfsweh und Stechen auf der Brust.

Pr. Also waren Sie verheyrathet?

Bl. Wie ich Ihnen gesagt habe.

Pr. Und sind vermuthlich nun Wittwer?

Bl. Ach leider! leider!

Pr. Nun das muß Ihnen doch lieb seyn daß Sie sich ihre Krankheit nicht durch eigne Schuld zugezogen haben. Wie ich merke, sind Sie auch mit Gott bekannt und haben Vertrauen zu ihm?

Bl. Er ist der Einzige, auf den ich meine Hoffnung setze.

Pr. Wohl Ihnen! So glauben Sie also gewiß, daß diese Schmerzen Ihnen von ihm zugeschickt sind, um Ihnen damit wohl zu thun. Ihre Seele ist also beruhigt. Dieses wird gewiß die Wirksamkeit der Arzney sehr befördern. Ich habe Ihnen aber gesagt, lieber Freund!

---

Freund! daß der Glaube, oft auch ohne Arzneymittel den Körper wieder gesund machen kann. Dieß ist gerade der Fall bey Ihnen. Ihre Krankheit hat ihren Sitz in den Gliedmaßen, auf diese kann die Seele am ersten wirken. Sehen Sie, wie meine Gliedmaßen durch meine Seele regiert werden? Jetzt ziehe ich die Arme in die Höhe, jetzt schlage ich sie um den Leib, jetzt bewege ich meine Finger, und nun stehe ich auf, gehe durch die Stube, thue einen Sprung. Da sehen Sie also welchen Einfluß die Seele auf den Körper hat: weil dieser alles thun muß, was sie verlangt. So ist es gewiß auch bey Ihnen. Versuchen Sie es einmahl, und thun Sie es mir nach! die Arme in die Höhe?

Hl. O spotten Sie doch eines Elenden nicht! Sie sehen ja daß ich weder Arme noch Beine bewegen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Dren und drenzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote, Wirth.

B. Er wird sich noch erinnern, Herr Gebat-  
ter, wie der Prediger von Herrn Blaufohl  
verlangte, daß er mit seinen Gliedern allerley  
Bewegungen vornehmen solle, und wie dieser  
antwortete, es sey ihm unmöglich, da er wes  
der Arme noch Reine bewegen könne. Darauf  
erwiederte der Prediger: ja da steckt eben der  
Knoten, lieber Freund! Sie fühlten Schmerz  
in den Gliedern; wenn die Seele sie gebraus-  
chen wollte, so that es wehe. Da fingen  
Sie an sie zu schonen, das heißt, die Seele  
wirkte nicht mehr auf sie, und verlor so nach  
und nach ihren Einfluß auf die kranken Glie-  
der. Sie müssen diesen Einfluß wieder herzu-  
stellen suchen, und sich Mühe geben Ihre Glie-  
der, nach dem Willen der Seele zu bewegen,

August 1811.

R f

dann

Dann wird der Schmerz bald weichen. Versuchen Sie es einmahl, und ziehen die Arme in die Höhe!

Bl. Au weh! es geht nicht.

Pr. Haben Sie nur Glauben, daß es gehen muß: so geht es gewiß. Noch einmahl! frisch! Sehn Sie daß es geht? Die Arme immer in die Höhe gezogen! Noch zehnmahl so! Nun schlagen Sie sie einigemahl um den Leib! gut.

Nun lieber Freund! diese Bewegung wiederholen Sie beständig: so werden Sie Ihre Arme gewiß wieder brauchen können und die Schmerzen werden draus weichen.

Eben so mußte Herr Blaufohl aufstehen, die Stube auf und abgehen, und mit den Fingern allerley Bewegungen machen.

Der Prediger nahm darauf Abschied, Herr Blaufohl dankte ihm, und bath ihn den folgenden Tag ja wieder zu kommen und seine Zubereitung zum Leben fortzusetzen.

Während der Abwesenheit des Predigers wiederholte Herr Blaufohl nun die Bewegungen, die ihm derselbe vorgeschrieben hatte. Anfänglich waren sie sehr schmerzhaft, in der Folge aber ging es immer besser, und der  
Blau

Glaube, daß durch die Einwirkung der Seele auf die kranken Glieder seine Schmerzen können gehoben werden, wurde bey ihm immer lebendiger.

Den folgenden Tag zählte er alle Stunden bis der Prediger kam, zehn Uhr endlich kam er. Herr Blaufohl empfing ihn weit freundlicher, als den Tag vorher, reichte ihm traulich die Hand und sagte: seyn Sie mir herzlich willkommen mein lieber Zubereiter zum Leben! Ich danke Ihnen tausendmahl für den guten Rath, den Sie mir gaben. Ich habe ihn befolgt, und die beste Wirkung davon gespürt.

Pr. Das freuet mich sehr, und ich wünsche nur, daß dadurch Ihre Achtung gegen die Lehre Jesu recht vermehrt werden möge. Diese ist mir vorzüglich deswegen so viel werth gewesen, daß sie so sehr auf den Glauben dringt, und von ihm sagt, daß er Berge versetzen, und alles möglich machen könne. Dieß versteht unter tausenden kaum einer, und die mehresten fallen daher auf allerley Abwege und Verirrungen.

Bl. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich die Stellen, die von dem Glauben handeln, der

alles möglich machen kann, selbst nicht verstehe, und daß sie mir oft austößig gewesen sind. Worinne besteht denn eigentlich dieser Glaube, der alles möglich machen kann?

Pr. In einem festen Vertrauen auf Gott und seinen Beystand.

Bl. Das wollen ja aber alle Christen haben, und gleichwohl —

Pr. Können sie nichts wirken? Dieß glaube ich wohl. Es gibt ein echtes und ein unechtes Vertrauen zu Gott, die so weit von einander unterschieden sind, wie echtes Gold und Messing. Das echte Vertrauen kann nur bey Menschen statt finden, die auf Gottes Wege gehen, und gewiß wissen, daß sie ihre Pflicht erfüllen. Diese haben ein Recht von Gott zu erwarten, daß er sie auf seinem Wege schützen, und zur Erfüllung ihrer Pflicht beförderlich seyn werde.

Bl. Können sie denn aber deswegen Berge versetzen und alles möglich machen?

Pr. Allerdings! Wenn man es nur recht versteht. Berge versetzen, das heißt die größten Schwierigkeiten überwinden, die uns, bey unsern Unternehmungen, wie Berge im Wege liegen, und alles möglich machen, das ist von  
Dins



Dingen zu verstehen, die ihrer Natur nach nicht unmöglich, sondern die wir möglich zu machen verbunden sind. Wenn das Vertrauen da ist: ich thue meine Pflicht, und kann also auf den Beystand des Allmächtigen sicher rechnen: so verschwindet alle Furcht, man geht ohne Bangigkeit den größten Gefahren entgegen und macht Dinge möglich, die uns unmöglich schienen.

Davon will ich Ihnen ein Exempel aus meiner eignen Erfahrung sagen. Vor einiger Zeit war ich Prediger auf dem Lande. Ein Paar Meilen von meinem Dorfe fiel ein Treffen vor, in welchem die Feinde geschlagen wurden. Diese plünderten nun auf ihrer Flucht alle Dörter durch die sie kamen. Unserm Dorfe stand ein ähnliches Schicksal bevor. Da mir Gott diese Gemeine anvertrauet hatte: so hielt ich es für Pflicht mich ihrer anzunehmen, und sie gegen die bevorstehende Plünderung zu schützen, zumahl da im ganzen Dorfe niemand war, der dazu den nöthigen Muth besessen hätte.

Weil ich fest überzeuget war, daß die Rettung meiner Gemeine meine Pflicht sey: so hatte ich auch das Vertrauen zu Gott, er werde mir die Mittel zeigen, meine Pflicht zu

zu erfüllen. In diesem Vertrauen dachte ich nach, und fand bald das Mittel zur Rettung. Ich ließ schleunig die Gemeine zusammen kommen, stellte ihr die Gefahr vor, in der sie sich befände, rein ausgeplündert zu werden. Zugleich aber versicherte ich sie, daß ich mir getraue das Unglück abzuwenden, wenn sie meine Rathschläge befolgen wollte. Sie sollte sogleich von Lebensmitteln, alles was sie hätte, Brot, Speck, Würste, Bier, Brantewein unter die Linde zusammen bringen. Zugleich sollten aber alle Manns- und Weibspersonen sich mit Heu, Mistgabeln und Aexten bewaffnen, und um die Lebensmittel stellen. Für das Uebrige sollten sie mich sorgen lassen.

Bald darauf gab der Thürmer ein Zeichen, daß Feinde sich näherten. Ich faßte Muth und ging ihnen entgegen. Es waren ihrer etwa vierzig Mann. Dem ersten, auf den ich stieß, both ich freundlich die Hand. Willkommen! sagte ich. Sie sind, wie ich sehe, müde, und werden Hunger und Durst haben? Ich werde sogleich etwas zu ihrer Erquickung bringen lassen. Zugleich sagte ich dem Burschen, der mich begleitet hatte, daß er geschwind zum Schulzen laufen, und ihm sagen

gen

gen solle, er müsse sogleich ein Paar Körbe mit Lebensmitteln heraus bringen.

Gleich vor dem Dorfe war ein schöner Rasenrand. Hier! sagte ich, lieben Gäste! setzen Sie sich nieder. Es soll sogleich alles herbeygeschafft werden, was zu Ihrer Erquickung nöthig ist.

Die mehresten setzten sich; einige aber wollten selbst in das Dorf und sich hohlen, was sie bedurften. Wie prallten sie aber zurück, als sie ein Paar hundert bewaffnete Leute erblickten. Zum Henker, was wollen denn die Leute mit ihren Gabeln und Aexten? fragte der eine.

Gar nichts Böses, antwortete ich. Sie haben sich nur zu ihrer Sicherheit bewaffnet. Wenn Sie sich ruhig verhalten: so werden sie Ihnen kein Haar krümmen. Sollten sich aber Leute unter ihnen finden, die Unruhe anfangen oder wohl gar plündern wollten: so würden sie sie sogleich todt schlagen. Ich rathe Ihnen also doch, daß sie vor dem Dorfe bleiben, und genießen, was ich für sie bereitet habe, damit sie mit ihnen nicht etwa Handel bekommen.

Sie

---

Sie murrten, setzten sich zu den andern, aßen und tranken, und wurden alle satt, manche auch trunken. Sie zogen nun weiter und viele dankten.

So gingen die Züge den ganzen Tag. Jeder wurde auf eine ähnliche Art behandelt, und jeder zog im Frieden ab.

Zum Glück wurde es gegen Abend ruhig. Dem ohngeachtet ließ ich die Nacht hindurch stark wachen, und die ganze bewaffnete Manns- und Weiberschaft mußte in einigen Häusern zusammen bleiben und in Kleidern schlafen, damit sie, auf das erste Zeichen, sogleich wieder unter die Waffen treten könnte.

Ich hatte die Zahl der Durchmarschirten aufgeschrieben, und fand daß ihrer 909 Mann gewesen waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Der Bote

aus

# Surinamen.

---

Der und dreyßigste Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

B. Der Prediger, nachdem er erzählt, wie er sein Dorf gegen Plünderung geschützt habe, fuhr fort und sagte: so hatte ich einziger also das Dorf gegen beynähe tausend Mann vertheidigt. Und wodurch? Blos durch den Glauben, durch das Vertrauen zu Gott. Wie wäre es mir sonst möglich gewesen eine so kühne Unternehmung zu wagen. Nun werden Sie hoffentlich verstehen, was es heiße, daß der Glaube Berge versetzen und unmöglich scheinende Dinge möglich machen könne.

Bl. Ich verstehe Sie vollkommen, und muß Ihnen gestehen, daß auch ich, durch diesen Glauben, in Surinam manchen Berg versetzt, und Manches möglich gemacht habe, was andern Leuten unmöglich schien.

August 1811.

L I

Pr.

Pr. Dieß ist mir lieb. Gewiß beweiset dieser Glaube bey allen Menschen, bey Hohen und Niedrigen, seine Kraft und thut Wunder. Schade nur, daß er so selten ist.

Wer mit diesem Glauben wirken will, der muß nicht nur Vertrauen zu Gott, sondern auch Zutrauen zu sich selbst, haben. Dieß kann nur bey Personen Statt finden, die ihre Kräfte fühlen, die sich bewußt sind, daß sie zur Erfüllung ihrer Pflicht die nöthigen Einsichten und Geschicklichkeit besitzen, daß der Geist den Körper vollkommen in seiner Gewalt habe, so daß dieser immer thun muß was jener will. Wo dieses fehlt, wenn der Mensch unwissend, einfältig, ungeschickt ist, seine Gliedmaßen nicht gehörig zu gebrauchen weiß, so wird er nichts Großes zu Stande bringen. Er wird zwar hoffen, daß Gott ihn schützen und retten werde; da er selbst aber nichts Dabey thut, und Gott nicht durch ein Wunder, ohne unser Zuthun, durch uns große Dinge zu Stande zu bringen pflegt: so wird sein Glaube auch keine Wirkung thun.

Deswegen rathe ich Ihnen, lieber Freund! daß Sie doch ja fortfahren ihrem Geiste den nöthigen Einfluß auf ihre leidenden Gliedmaßen,

sen,

sen, zu verschaffen, damit er über dieselben vollkommen Herr werde, und mit Ihnen thun kann was er will.

Bl. Sie haben mir heute sehr viel Gutes gesagt. Ich danke Ihnen herzlich dafür und verspreche Ihnen, daß ich Ihnen treulich folgen will.

Pr. Da ich aber eben mit der Zubereitung zum Leben beschäftigt bin: so muß ich Sie auf noch einen Punct aufmerksam machen. Zu einem vergnügten Leben gehört auch, daß man sein gutes Auskommen habe, und sorgenfrey sey. Wie steht es? haben Sie mit Ihrem Wirthe gerechnet?

Herr Blaufohl, der sonst immer nach der Regel zu handeln pflegte: alles mit Besacht, hatte sie dießmahl, wegen seinen heftigen Gliederschmerzen, doch vergessen. Er hatte nun vierzehn Tage im Gasthose gelegen, ohne dem Wirthe ein einzigemahl Rechnung abzufordern. Jetzt forderte und erhielt er sie. Sie war ungeheuer stark. Herr Blaufohl zeigte darüber seine Verwunderung. Der Wirth aber erwiederte, sie sey freylich stark, das wäre aber Herrn Blaufohls Schuld, dem er so vielerley habe liefern müssen, das er alles auf

das billigste angesetzt habe. Die Sache war nun nicht zu ändern, weil noch nirgends eine Obrigkeit angestellt ist, welche die Reisenden gegen die Prellereien der Wirthe schützt. Er mummelte also in die Zähne: das kommt das her, weil du nicht mit Bedacht gehandelt hast, that einen Griff in seine Ducaten, und zählte auf, was der Wirth verlangt hatte.

Der Prediger entfernte sich und versprach Herrn Blaufohl, ihn in ein gutes Wirthshaus zu bringen, wo er weit wohlfeiler würde leben können. Da er ein Mann von Worte war: so konnte Herr Blaufohl noch denselben Tag seinen Einzug halten.

Der Wirth nahm ihn freundlich auf, sah ihm aber immer scharf in die Augen. Am Ende sagte er: Sie kommen mir so bekannt vor. Ich muß Sie irgendwo schon einmahl gesehen haben.

Herr Blaufohl betrachtete ihn nun auch aufmerksamer, und versicherte, daß ihm sein Gesicht auch bekannt sey.

Nachdem der Wirth ein Paar Minuten den Finger an die Nase gelegt hatte: sagte er endlich, wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Simon Blaufohl.

Der



Der bin ich erwiederte dieser; aber Sie?  
 Ach nun besinne ich mich, Sie sind ja mein  
 Vetter Lebrecht.

Da war nun Freude von beyden Seiten.  
 Die größte war aber auf Herrn Blaukohls  
 Seite. Er hatte zwar mit dem Vetter Lebrecht  
 sonst keine große Freundschaft gehalten; weil  
 er aber aus seinem Geburtsorte war, aus wels-  
 chem er, seit seiner Abreise nach Surinam, nie-  
 manden gesehen hatte: so war er ihm sehr  
 werth. Ach der Geburtsort bleibt uns lebens-  
 lang werth, und jedes Plätzchen, die Kirche  
 die wir Sonntags, die Schule, die wir in der  
 Woche besuchten, der Platz wo Ball gespielt,  
 wo Kirmse oder Jahrmarkt gehalten wurde,  
 die Reine auf denen wir Weilchen suchten, die  
 Büsche, in welchen wir Sprengel stellten, alles  
 ist uns merkwürdig. Ist man mehrere Jahre  
 abwesend gewesen, und kommt einmahl wieder  
 zurück, so empfindet man immer ein besonde-  
 res Wohlbehagen, wenn man die alten Bes-  
 kannten wieder antrifft.

Nachdem also Vetter Lebrecht seine Bes-  
 chäfte geendigt hatte: so mußte er sich zu  
 seinem Gaste setzen, den ganzen Abend bey ihm  
 zubringen und ihm von Krebsleben erzählen.

Er

Er erkundigte sich nach allen, sogar die Base Anna Sabina und ihr Mann Jörgen wurden nicht vergessen. Better Lebrecht machte von ihnen eine sehr traurige Beschreibung. Als ich das letztemahl in Krebsleben war, sagte er, befanden sich diese Leute in den kläglichsten Umständen. Die Frau war so säuisch in ihrem Anzuge und in ihrer Wirthschaft, daß man sie ohne Ekel nicht ansehen konnte. Der Mann war ihr deswegen so gram geworden, daß gewiß selten ein Tag verstrich, da sie nicht durchgeprügelt wurde. Um sich die Grillen zu vertreiben, gewöhnte sich der Mann so an den Brantwein, daß er selten nüchtern wurde. Daß in einer solchen Wirthschaft alles rückwärts gehen muß, versteht sich von selbst. Ein Stückchen Land nach dem andern wird verkauft, in Kurzem werden sie ihr Brot mit Tagelohn verdienen, und am Ende vor den Thüren suchen müssen.

Bl. Und waren sonst so feine Leute. Hätte sich jedes bemühet dem andern nach der Hochzeit eben so zu gefallen, wie sie vor der Hochzeit thaten: so würden sie gewiß jetzt die glücklichsten Leute seyn. Wenn waren Sie denn das letztemahl in Krebsleben?

L.

L. Es ist schon über zwey Jahre. Schwerlich werde ich es auch wieder sehen, da ich nichts mehr dort zu suchen habe.

B. Haben Sie aber kürzlich Briefe von da erhalten?

L. Ich stehe in gar keinem Briefwechsel mehr mit meinem Geburtsorte.

Dies war Herrn Blaufohl nun gar nicht lieb zu vernehmen, der gar zu gern recht neue Nachrichten von dem Wohlbefinden seiner guten Aeltern gehabt hätte. Er fing daher an zu jähnen, seine Reisekameraden thaten ein Gleiches, und Vetter Lebrecht folgete ihrem Benspiele. Dies gemeinschaftliche Jähnen, sahen sie als ein Zeichen an, daß es Zeit sey, sich zur Ruhe zu verfügen, welches sie auch thaten. Am Ende des folgenden Tages, ließ sich Herr Blaufohl seine Rechnung machen, fand sie billig und bezahlete sie. Dies that er täglich. Der Prediger besuchte ihn nun seltener, aber immer war ihm sein Besuch sehr angenehm.

Nachdem Herr Blaufohl noch vierzehn Tage bey seinem Vetter gelebt hatte, hielt er sich für stark genug seine Reise fortzusetzen. Zuvor lud er seinen Zubereiter zum Leben zu einem Mittagsbrote ein, und verlebte mit ihm, unter  
traus

traulichen Gesprächen, einen vergnügten halben Tag.

Den nächsten Tag sollte die Reise angetreten werden, aber der Prediger bath ihn so inständig, daß er auch einmahl mit ihm speisen sollte, daß er es ihm nicht abschlagen konnte.

Ben dem Eintritte in des Predigers Wohnung bemerkte Herr Blaukohl, daß derselbe nicht nur gute Lehren zu geben wußte, sondern dieselben auch wirklich befolgte. Es war da alles in der größten Ordnung und Reinlichkeit. Keine Sache lag oder stand am unrechten Orte. Eben so war es in der Stube. Die Hausfrau nebst drey Kindern verbeugten sich vor ihm bey seinem Eintritte und hießen ihn freundlich willkommen. Alle waren beschäftigt. Die Mutter saß hinter einem Nähramen, die älteste Tochter verfertigte ein Hemde, die jüngste strickte, und der zehnjährige Knabe wickelte Garn. Alle waren sehr reinlich, aber in wohlfeiles Zeug gekleidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Fünf und dreßzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

**H**errn Blaukohl haben wir bey der glücklichen Familie des Predigers gelassen. Jetzt will ich erzählen, wie es ihm ferner in derselben gegangen ist. Sobald die Zeit kam, daß der Tisch sollte gedeckt werden, gab die Mutter ein Zeichen. Sogleich standen die Kinder auf, und jedes brachte dasjenige herben, was ihm aufgetragen war. Binnen acht Minuten war der Tisch gedeckt, und mit dem nöthigen Tischgeräthe besetzt.

En! sagte Herr Blaukohl, lieber Herr Prediger! was für ein glücklicher Mann sind Sie! auf meinen Reisen fand ich nie eine so vortreffliche Familie! alle sind so gesund, so fleißig so gut. Denn daß sie alle, von der lieben Mutter an, bis auf die kleinste Tochter, sehr gut

September 1811.

M m      seyn

senn müssen, dieß sieht man aus ihren unschuldigen freundlichen Gesichtern. Welche Ordnung, welche Keulichkeit ist allenthalben zu sehen. So traf ich sie nirgends an, außer in dem Hause meiner seligen Frau.

Dem Prediger schien dieses Lob zu behagen, er strich sich den Bart und sagte: allerdings halte ich mich für einen sehr glücklichen Mann und habe noch nie einen gefunden, mit dem ich hätte tauschen mögen. Es ist mir allemahl lächerlich, wenn ich von den rauschenden Belustigungen höre, welche die Reichen, mit vielen Kosten anstellen um sich zu vergnügen. Mögen sie! denke ich, so vergnügt sind sie doch nicht, als du, an der Seite deiner lieben Cordula, und in dem Kreise deiner guten Kinder. Ich kann daher auch die ganze Welt entbehren, und nehme an den öffentlichen Vergnügungen keinen Antheil. Auch zu den Kränzchen und Abendgesellschaften, die hier gehalten werden, gehe ich nicht. Mein liebstes Kränzchen ist das, was Sie bey dem Eintritt in das Zimmer, hier fanden. Gott hat es aber auch sehr gut mit mir gemeynet, indem er mir ein sehr geringes Einkommen anwies, bey dem wir alles sehr spärlich einrichteten

ten

ten müssen, wenn wir damit auskommen wollen. Dadurch sind wir genöthiget worden einzugezogen zu leben, uns einfach zu kleiden einfache Kost zu genießen, durch Ordnung und Reinlichkeit das Unsrige zu schonen, und durch unsern Fleiß noch etwas zu erwerben. Hätte mir Gott so viele tausende gegeben, als er mir Hunderte jährlich gab: so wäre wahrscheinlich alles anders gegangen.

Jetzt wurde die Mahlzeit aufgetragen. Sie bestand aus einer Suppe, Erbsen, die der Prediger selbst gezogen, und aus einem Huhne, das auf seinem Hofe erzogen worden war. Statt des Weins wurde ein Bier aufgetragen, welches eben so helle war wie Wein, und noch besser schmeckte, und von der Frau Predigerin selbst war gebrauet worden. Herr Blaukohl befand sich ungemein wohl. Er fand die Mahlzeit sehr schmackhaft und die lebhaftesten Gespräche des Wirths und der Wirthin nebst der Freundlichkeit und Munterkeit der Kinder verschafften ihm die angenehmste Unterhaltung.

Gegen das Ende der Mahlzeit fragte der Prediger, mit welcher Gelegenheit werden Sie denn reisen?

Mit der Post, war seine Antwort.

M m 2

Mit

Mit der Post? erwiederte dieser, dazu kann ich Ihnen nicht rathen. Sie müssen da mehrere Stunden lang sitzen, ohne daß ihr Geist auf die Gliedmaßen wirken kann. Was gilts? sie werden wieder steif und schmerzhaft werden, und wenn Sie auf die nächste Station kommen, so müssen Sie wieder liegen bleiben. Ich rathe Ihnen, daß Sie Ihre Sachen auf die Post geben, Sie selbst aber zu Fuße folgen. Die ordinäre Post fährt so langsam, daß Sie gemeiniglich mit ihr gleichen Schritt halten können. Sollten Sie zu müde werden, oder schlimme Bitterung einfallen: so können Sie sich ja immer wieder aufsetzen. Aber wie wird es des Nachts werden? Die Nächte sind kühle und Ihr Körper ist noch zu schwach, als daß er die nächtliche Kühlung aushalten könnte. Folgen Sie mir, und mieten sich auf der nächsten Station eine eigne Fuhr, auf welcher Sie Ihren Coffre packen, und bald in derselben fahren, bald neben ihr gehen können.

Herr Blaufohl begriff die Güte dieses Raths, daß er ihn nicht nur zu befolgen versprach, sondern auch wirklich befolgte.

Mit



Mit schwerem Herzen und nassen Augen nahm Herr Blaufohl von dieser liebenswürdigen Familie, besonders von dem rechtschaffenen Prediger, Abschied, dem er so vieles zu verdanken hatte. Glauben Sie mir, sagte er, daß Sie, meine Lieben, mir alle unvergeßlich sind, und daß Sie in Krebsleben einen Freund, Namens Simon Blaufohl, haben, an den Sie sich wenden können, so oft Sie in Verlegenheit sind. Jetzt druckte er den Prediger herzlich an seine Brust, küßte die Kinder nach der Reihe, und, auf Verlangen des Vaters, auch die Mutter, und trat ab.

In der Hausthür druckte er dem Prediger ein Papierchen mit den Worten: in die Hände, noch ein kleines Andenken.

Ehe der Prediger es aufwickeln und lesen konnte, war ihm Herr Blaufohl schon aus den Augen verschwunden.

Ich wünsche allen Lesern dieses Blatts, die so verständig und rechtschaffen sind, wie dieser Prediger, daß jeder in der Kürze eben so ein Papierchen erhalten möge. Es wird ihm doch etwas Spas machen.

Der Prediger machte große Augen, als er es las, denn es war ein Wechsel über 50 Ducas

cas

caten. Er war durch dieß unerwartete Geschenk sehr gerührt, theils weil er wußte, daß es aus gutem Herzen kam, theils, weil er es, bey seiner kárglichen Einnahme, sehr gut brauchen konnte.

Seine Frau war vor Freuden auffer sich, als er es ihr zeigte. Dieß kommt, sagte sie, eben recht. Davon können wir manches Nöthige anschaffen, wozu uns bisher das Geld fehlte. Und nun wurde überlegt, wie sie diese 50 Ducaten am Besten anwenden wollten. Zuerst wurde beschlossen, ein recht schönes Fortepiano, das bey einem Instrumentenmacher zum Verkaufe stand, zu kaufen. Denn die ganze Familie war musikalisch, und hatte sich bisher doch mit einem alten, ausgespielten, Claviere behelfen müssen. Ferner wurde der Frau Predigerin ein neuer Sonntagsanzug zuerkannt, den sie sehr nöthig hatte, und für jedes Kind das Kleidungsstück, das es am mehresten bedurfte. Das Uebrige behielt der Herr Prediger für sich, zu einem Sonntagskleide und zur Anschaffung einiger guten Bücher.

Wir wollen die liebe Familie nun ihrer Freude überlassen, und die geneigten Leser mögen unterdessen überlegen, wie sie das Papierschen,

chen, das ich ihnen gewünscht habe, wann es ankömmt, anwenden wollen.

Herr Blaufohl trat nun seine Reise an, und setzte sie fort, gerade auf die Art, wie ihm der Prediger gerathen hatte. Da seine Kameraden sahen, daß er sich nicht aufsetzte, schämten sie sich, ihn allein gehen zu lassen, und leisteten ihm Gesellschaft. Auf der nächsten Station wurde ein eignes Fuhrwerk angenommen, mit welchem Herr Blaufohl ging. Auf dem Wege stießen ihnen allerley Abentheuer auf, bey deren Erzählung wir uns aber nicht aufhalten wollen, weil Herr Kopfstück und Leuchter, sich gar zu sehr nach ihrer Heimath sehnen. Endlich sahen sie sie vor sich liegen. Sie hieß Einsbeck. Vor dem Thore stiegen sie in den Wagen, und als Herr Blaufohl gefragt wurde, im Thore, wer er sey? gab er zur Antwort, der Kaufmann Blaufohl, nebst zwey Handlungsdienern. Die Nahmen der Reisegefellschafter nannte er absichtlich nicht, damit das Gerücht von ihrer Ankunft nicht eher, als sie selbst, ankäme. Sie traten in einem Gasthose ab, und die beyden jungen Leute wollten nun sogleich zu ihren Aeltern,

Alles mit Bedacht! sagte Herr Blaus Kohl. Wenn ihr Herren sogleich euern Aeltern in die Arme stürzt: so könnte die große Freude ihnen schädlich werden. Und da ich doch etwas für Sie gethan habe: so ist es ja wohl billig, daß Sie mich an der Freude des Wiedersehens Theil nehmen lassen.

Das versteht sich, sagten beide.

Wer ist ihr Herr Vater? fragte er Herrn Kopfstück.

Ein Gewürzhändler, erhielt er zur Antwort.

Nach einigem Besinnen sagte ihm Herr Blaus Kohl: so ziehen Sie geschwind ihre schlechteste Kleidung an, und geben sich für einen reisenden Handwerksburschen aus.

Nachdem die Umkleidung geschehen war, wurden noch einige Verhaltensregeln gegeben, dann zogen sie ab, Herr Leuchter mußte indes dessen das Zimmer hüten. Als sie an das Haus kamen, wo Herrn Kopfstücks Vater wohnte, ging Herr Blau Kohl hinein und both dem alten Herrn Kopfstück ein Paar Ducaten zum verwechseln an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Sech und dreszigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

H. Er wird sich noch erinnern Herr Gebatzter, wie Herr Blaukohl den alten Herrn Kopfstück ein Paar Ducaten zum verwechseln angebothen habe.

Dieser schmunzelte, als er die schönen vollsichtigen geränderten Ducaten sah, und noch mehr, da sie ihm sogleich für den Preis überlassen wurden, den er dafür gebothen hatte.

Eben hatte er angefangen das Geld aufzuzählen, als der reisende Handwerksbursche hertrat, und um einen Zehrpfennig bath.

Unwillig warf ihm Herr Kopfstück einen Heller hin.

H. Ein Heller! ist dieß auch eine Gabe für einen so angesehenen Kaufmann?

September 1811.

N n

N.

K. Reiß Kerl! Wenn Du vor allen Thüren in der Stadt so viel bekommst: so kannst Du eine sehr gute Mahlzeit halten.

H. Vor allen Thüren? ach vor zehn werde ich abgewiesen, ehe ich vor einer etwas bekomme.

K. Das geht mich nichts an.

H. Wie können Sie aber so hart seyn. Vielleicht haben Sie auch einen Sohn, der auf der Wanderschaft ist. Nun stellen Sie sich vor, daß dieser auch so hart behandelt würde.

Herrn Kopfstück zitterte die Hand, als er dieß hörte, und gab ihm einen Sechser.

H. Ich danke. Da scheine ich es doch getroffen zu haben. Was für eine Profession hat denn Ihr Sohn gelernt? war er etwa ein Beutler?

K. Ein Landläufer.

H. Nun da muß er mir doch begegnet seyn. Denn ich habe auch gar manches Land durchzogen, wie hieß er denn?

K. Kopfstück.

H. Doch nicht Heinrich Kopfstück?

K. So hieß er.

H.

H. Ach den kenne ich gar gut. Ich habe wohl zwanzigmahl mit ihm auf einer Streue geschlafen.

K. Kerl Du machst Flausen.

Jetzt war das Geld für die 2 Ducaten aufgezählt, und, nachdem es Herr Blaufohl eingestrichen hatte, konnte nun Herr Kopfstück sein Gespräch mit dem Handwerksburschen ungestört fortsetzen.

K. Wie sah denn der Heinrich Kopfstück, den Du willst gekannt haben, aus?

H. Er war gerade von meiner Größe, und hatte eine Stumpfnase.

Jetzt sah Herr Kopfstück den Handwerksburschen erst an, weil bisher seine Augen ganz auf das Geld gerichtet waren, das er aufzählte. Der Handwerksbursche hatte Mühe das Lachen zu verbeißen.

K. Zum Guckguck! Was seh ich denn? am Ende bist Du Heinrich Kopfstück selbst?

H. Könnte wohl seyn.

K. Mein Sohn? mein verlornen Sohn? Mutter! Mutter! geschwinde heraus! Kennst Du den?

Ach mein Heinrich! rief diese und fiel ihm um den Hals. Da ging es an ein Herzen

N n 2 und

und Küssen und Jubeln. Der verlorne Sohn wurde mit in die Stube gezogen und Herr Blaufohl? an den dachte kein Mensch. Wenn ihr, sprach er bey sich selbst, könnt ohne mich leben, so kann ich auch ohne euch leben, und zog, ganz in der Stille ab.

Dies war Herrn Leuchter recht, welcher mit Schmerzen Herrn Blaufohls Zurückkunft erwartete.

Da dieser hörte, daß Herrn Leuchters Vater der Küster sey, so sagte er: ich will mir von Ihrem Vater die Kirche zeigen lassen, und Sie folgen mir und sind mein Bedienter. Da wird sich schon Gelegenheit finden, ihn nach und nach auf Sie aufmerksam zu machen.

Jetzt waren sie bey des Küsters Hause. Herr Blaufohl bath ihn, ihm die Kirche zu öffnen, damit er die, darinne befindlichen Gemählde besehen könne. Dieser war dazu so gleich bereit und erkannte seinen Sohn nicht. Einer seiner Hausgenossen erkannte ihn aber doch, dieß war — der Hund. Dieser sprang an ihm in die Höhe, und war vor Freuden außer sich. Herr Leuchter vergaß sich, und sagte, je Fidel kennst Du mich denn noch?

Dies



Dieß machte den Küster aufmerksam. Er sah seinen Sohn genauer an, erkannte ihn, und rief aus, ach mein Adolph! wo kommst Du denn her?

Aus Surinam gab dieser zur Antwort.

Und nun fiel er ihm um den Hals, zog ihn nach dem Hause zu, und hätte beynabe Herrn Blaukohl auch stehen lassen. Erst als er an die Hausthür kam besann er sich eines Bessern und sagte: verzieh hier mein Sohn! bis ich diesem Herrn die Kirche gezeigt habe.

Dieser Herr lächelte aber und sagte: ich bin eigentlich nicht gekommen um die Kirche zu sehen, sondern um Ihnen Ihren Sohn zuzuführen. Dieß ist nun geschehen, und ich will Sie in Ihrer Freude nicht stören.

Herr Leuchter nöthigte ihn sehr, nur eine halbe Stunde in seines Vaters Haus zu gehen; aber er ließ sich nicht halten, sondern ging fort.

Als er im Gasthose ankam, bestellte er sogleich sein Fuhrwerk, um weiter zu reisen, und den Dank sagungen auszuweichen, die er von den Vätern der verlorren Edhne vermuthete.

Herr Kopfstück erwischte ihn aber doch noch, als er eben in den Wagen steigen wollte, und  
er

er nebst seiner Söhne bath ihn dringend, daß er zu Mittage bey ihm speisen solle, und rühmete das Gute, das er an seinem Sohne gethan hätte.

Statt der Antwort, gab er dem alten und jungen einen Kuß, sprang in den Wagen und fuhr fort, bis er zur Stadt hinaus war, dann ging er wieder zu Fuße.

In Krebsleben kam er Sonntags früh an und stieg im Gasthofs ab.

Ehe er in seines Vaters Haus ging, wollte er erst in die Kirche gehen, theils um Gott für seine glückliche Rückkunft zu danken, theils um seinem Vater, den er in der Kirche zu finden hoffte, erst von ferne sich zu zeigen. Der Weg ging über den Kirchhof. Da er daselbst mehrere frische Gräber fand; trat er näher, um an den darauf stehenden Kreuzen die Rahmen derer zu lesen, die unter denselben begraben lagen. Da fand er nun die Rahmen von einigen Bekannten und Jugendfreunden, auf deren Wiedersehen er sich sehr gefreuet hatte, welches ihn sehr wehmüthig machte. Am Ende kam er an ein Paar Kreuze, die dicht neben einander standen. Auf diesen las er, man stelle sich sein Schrecken vor, die Rahmen seines  
Was

Vaters und seiner Mutter. Er erblaßte, und stand ein Paar Minuten wie versteinert da. Dann fing er an zu klagen: ach mein Vater! ach meine Mutter! heute wollte ich euch umarmen, mich mit euch freuen, und muß euch hier finden? Kann euch nun nicht danken, für das Gute, das ihr mir gethan habt, kann euch in euerm Alter nicht unterstützen. Nun fing er an die Hände zu ringen und wie ein Kind zu weinen.

Jetzt kam der Herr Doctor Glieder, um auch in die Kirche zu gehen. Da er den fremden sich so kläglich gebehren sahe, wurde er aufmerksam, trat ihm näher und betrachtete ihn genauer. Da erkannte er gleich den Herrn Simon Blaufohl.

Er klopfte ihn auf die Achseln und sagte: ich freue mich lieber Herr Blaufohl! Sie wieder in Krebsleben zu sehen; bedauere aber sehr, daß Sie, gleich bey Ihrem Eintritte, einen so traurigen Anblick haben müssen.

Bl. Ach bester Herr Doctor! (ihm um den Hals fallend) der Jammer! der Jammer!

Gl. Ich fühle es ganz, was Sie jetzt leiden.

Bl. Woran sind denn meine Aeltern gestorben.

Gl.

Fl. O kommen Sie mit mir nach Hause. Sie bedürfen Erholung. Zu Hause sollen Sie alles erfahren.

Herr Blaukohl war auf einmahl so schwach auf den Füßen, daß ihn der Herr Doctor führen mußte. Als er ihn auf seine Stube brachte, ließ er ihn auf das Canapee setzen, denn er war so schwach, daß man eine Ohnmacht besorgen mußte. Der Herr Doctor hielt ihm das her Salmiakspiritus unter die Nase. Als er sich etwas erhohlet hatte, war seine erste Frage: woran starben denn meine Aeltern?

Fl. An der Ruhr.

Bl. An der Ruhr? sind Sie denn nicht zu Rathe gezogen worden.

Fl. Das wohl, aber nicht eher bis ihnen der Tod auf der Zunge saß. Die Ruhr ist leicht zu heben, wenn man gleich zu Anfange sie ordentlich behandelt. Hat sie aber einige Tage schon den Körper angegriffen: so ist gemeinlich die Hülfe des geschicktesten Arztes fruchtlos.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Sieben und dreßzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

B. Dießmahl, Herr Gevatter! bin ich nicht aufgelegt Ihm etwas von Herrn Blaufohl zu erzählen: weil ich einen starken Schnupfen bekommen habe. Wenn es Ihm Recht ist: so will ich Ihm etwas vorlesen.

W. Auch gut! Wie heißt denn das Buch, aus dem Er mir vorlesen will?

B. Es heißt: die Natur und die Menschen, von J. A. C. Löhr. Heute soll Er einige Exempel von den sonderbaren Meinungen hören, welche die Wilden haben, die noch nie oder selten mit Europäern umgingen.

Als die Europäer, zum erstenmahl wahrscheinlich, auf den in der Nähe Asiens liegenden Diebsinseln oder Ladronen, (jezt heißen

September 1811.

Do

sie

sie Lazarus oder Marieninseln) landeten, und ein Feuer anzündeten, so wußten die Wilden nicht, was sie daraus machen sollten. Sie schlichen herben, und schlugen mit Prügeln gewaltig in das Feuer. Wahrscheinlich hielten sie dasselbe für irgend ein unbekanntes Thier, das sie auf diese Weise erlegen wollten. Es müßte sehr unterhaltend seyn zu wissen, was sie über die Vergeblichkeit ihrer Prügelen, und über das Auflodern der Flamme für Gedanken gehabt hätten.

\* \* \*

Surville, auf seiner ins Südmeer unternommenen Reise (im Jahr 1769) fing auf einer der Inseln in der Südsee einen jungen Menschen von etwa funfzehn Jahren, dieser wehrte sich tüchtig, und biß wüthend um sich. Er mußte jedoch der Uebermacht weichen. Man band ihn, und brachte ihn aufs Schiff. Hier stellte er sich eine Stunde lang todt — vielleicht in der Meynung, daß man ihm die Banden abnehmen, und in die See werfen sollte? — Man richtete ihn, um ihm diese List zu verleiden, einigemahle gerade auf, und ließ ihn dann hinfallen. Er nahm sich aber klüglich in acht, daß

daß der Kopf nicht eher aufs Berdeck fiel, als  
 die Schultern, die mehr aushalten konnten.  
 Endlich aber wurde er dieses Spieles müde,  
 schlug die Augen auf, und da er die Manns-  
 schaft essen sahe, so ließ er sich auch geben,  
 und es schmeckte ihm vortrefflich. Er mußte  
 den Franzosen einen Wasserplatz zeigen. Auf  
 dem Wege dahin, ließ man ihn an den Stris-  
 cken, an welchen er befestigt war, ein wenig  
 voraus laufen, und er fand Mittel einen Theil  
 seiner Stricke mit einer Muschelschale zu durch-  
 schneiden. Es half ihm aber wenig. Als er  
 sahe, daß man ihn wieder einschiffen wollte,  
 fing er ein entsetzliches Geheul an, biß vor  
 Wuth in den Sand, und wälzte sich hin und  
 her, ohne Zweifel um Hülfe von seinen Lan-  
 desleuten zu erlangen. Es versammelten sich  
 auch einige Eingebornen von verschiedenen Sei-  
 ten. Indessen mußte er dennoch mit. In wes-  
 nigen Monaten hatte er französisch und spa-  
 nisch genug gelernt, um sich nothdürftig aus-  
 drücken zu können. Als er nach Lima (in  
 Südamerika) kam, so erstaunte er am meisten  
 über die Häuser, und konnte sich anfangs durchs  
 aus nicht überzeugen, daß es feste Massen wä-  
 ren, die fest ständen, sondern machte den Verz-

such sie zu erschüttern — (etwa wie einen Baum,) oder wohl gar umzuwerfen. Er wurde bald sehr dankbar und erkenntlich dagegen, daß man ihn vor andern Wilden auszeichnete. Nur wurde er leicht heftig und wild, jedoch auch das nur auf einige Augenblicke.

\* \* \*

Aehnliche Täuschungen, als die dieses Insulaners mit den Häusern, hat man häufig gefunden. Die Eingebornen auf Port Jackson in Neusüdwallis kannten kein kochendes Wasser. Einer derselben wollte aus einem Topfe siedendes Wassers die darin kochende Speise holen, und griff ganz unbesorgt hinein. Zu seinem höchsten Erstaunen verbrannte er sich. Ein anderer, da man ihm zeigte, daß Wasser in einer Theemaschine sey, wollte auch seine hohle Hand unterhalten, damit man ihm etwas Wasser möchte hineinlaufen lassen. Eben so ist es auch den Otahaitern mit kochendem Wasser einigemahle gegangen, da sie dasselbe bey den ersten Besuchen der Engländer noch nicht kannten. Bey eben diesen frühern Besuchen, hatten die Engländer eine Ruckuhr mitgebracht. Die Insulaner sahen das Thier sich bewegen,  
hörs



Hörten es rufen (um die Stunden anzuzeigen,) und brachten ihm anfangs von Zeit zu Zeit etwas zu fressen, damit es nicht verhungerte; Denn sie hatten wohl bemerkt, daß die Engländer es nicht fütterten. Sie müssen frenlich ihren Irrthum bald entdeckt haben, da ihr Futter nicht verzehrt wurde. —

\* \* \*

Als der Lieutenant B l i g h in Otahete war, um Brodfruchtbaume einzutauschen, hatte ein gewisser Herr K i n g, eine Puppe wie eine Engländerin ankleiden lassen. Die Puppe mußte die Schiffsleiter hinauf, und alle Otaheter schrieen; „die schöne Engländerin!“ (Huahaine Britanni mettei!) Eine Frau brachte sogar ein Stück Zeug, und legte es der schönen Engländerin zu Füßen, um ihr ein Geschenk damit zu machen. Der Scherz wurde natürlich entdeckt. Alles war verguügt darüber, nur die Frau maulte ein wenig, die sich so arg geirrt hatte, und nahm ihr Geschenk zurück; die übrigen hingegen sagten, die Engländer möchten doch einmahl ein ganzes Schiff voll Frauenzimmer mitbringen. —

Da

Da sie den Engländern zutrauten, sie könnten nicht nur überall hinkommen, sondern hätten auch großen Gefallen daran, überall hinzureisen, so fragten sie den Lieutenant Blygh oft, ob er nicht bis an Sonne, Mond und Sterne gekommen sey? Es ist aber auch möglich, daß sie es mit dieser Frage so ernstlich nicht meinten. Wenigstens ist das bey ihnen sehr üblich, jemanden etwas aufzubinden, ohne daß man errathen kann, ob es Spas oder Ernst ist?

Der Capitain Meares, hatte auf seiner Reise nach China einige Einwohner von Neusalbion und den Sandwichsinseln mitgenommen, die er wieder in ihr Vaterland zurückbrachte. Unter diesen war Tiana, ein Fürst von einer kleinen Insel Atoui. Als dieser zuerst die europäischen Schiffe sah, nannte er sie „brittische Inseln,“ (er mochte sie also wohl für eine eigene Art von Inseln halten, die eben sowohl von ihren Inseln verschieden wären, als die europäischen Thiere von den inländischen,) nachdem er sie aber im Innern gesehen hatte, wurde er ganz niedergeschlagen — er fand daß es schwimmende große Häuser wären, und das Gefühl seines Unvermögens überwältigte den  
nach

nachdenkenden Menschen so sehr, daß er in Thränen ausbrach. Er forschte nachher nach allen, um, wie er äußerte, seinen Landesleuten nützlich zu werden. Als er in China war, so konnte er doch mit aller Mühe nicht den Werth und Gebrauch der Münze begreifen. So oft er etwas zu haben wünschte oder brauchte, was für Geld käuflich war, so forderte er stets Eisen, statt Geld, weil es seinem Bedünken nach, als das nützlichste Metall, das Mittel des Tauschhandels seyn mußte. — Einmahls kaufte er von einer Frau einige Orangen, und gab ihr einige Nägel dafür. Er glaubte recht viel gegeben zu haben, und bedeutete die Frau, daß er ihr mit dem Uebrigen ein Geschenk machen wolle. Diese aber fing einen gräulichen Lärm an, welcher nur durch einige hinzugekommene Herren gestillt wurde, die statt Lianas in Münze bezahlten.

\* \* \*

Le Baillant auf seiner Reise ins Innere von Afrika, traf auf eine Horde Namaquas, die er durch sein Fernrohr in ein großes Erzstaunen setzte. Er legte sein Fernglas auf ein Gestelle, und richtete es auf den Kraal (oder Dorf

---

Dorf — Lagerplatz, wo sie ihre Hütten aufgeschlagen hatten.) Nun ließ er einen der dreisfesten *Namaquas* durch das Fernrohr sehen. Wenn man erwägt, daß dieser Wilde von einem Fernglase und dessen Wirkung nicht den mindesten Begriff haben konnte, so wird man einigermaßen sein Erstaunen beurtheilen können, als er dicht vor seinen Augen eine Hütte sahe, vor welcher zwei Kinder mit einander spielten. Er fing vor Verwunderung an zu zittern; er wandte sein Auge von dem Fernglase nicht weg, wollte aber doch zugleich mit der andern Hand fühlen was er sahe, und griff mit derselben nach dem andern Ende des Fernrohrs. Nach vielen vergeblichen Greifen, ging er von dem Sehrohr hinweg, und wenn er vorher sehr verwundert war, das so nahe zu sehen, was so entfernt war, so war er jetzt nicht weniger erstaunt, nichts mehr mit den bloßen Augen dicht hinter dem Fernrohre zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Der Bote

aus

Thüringen.

Acht und dreßzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Nun will ich dem Herrn Gebatter noch einige Geschichten vorlesen.

Wie sehr die ungebildeten Nationen durch Kleinigkeiten — die ihnen aber freylich nicht als solche vorkommen — in Entzücken und Erstaunen gesetzt werden können, und wie oft ihre Begierden durch dieselben gereizt werden, — gerade so wie bey unsern Kindern — darüber hat man mehrere Beispiele.

Baillant hatte einmahl seinen Hottentotten, die ihn auf seiner Reise begleiteten, fast ein wenig zu viel Tabak gegeben, und sie fingen bennah an berauscht zu werden. Um sie zu beschäftigen, ließ er sich ein Kästchen bringen, in welchem Maultrommeln waren, und nahm eine heraus, auf welcher er ein französisches

September 1811.

P p

fisches

fisches Gassenlied spielte. Alle fingen an zu erstaunen — langsam nahmen sie die Pfeifen aus dem Munde, streckten die Arme ein wenig vorwärts, spreizten einige Finger auseinander, standen von ihrem Platze auf, und kamen näher und näher, das wunderbare Instrument zu sehen. Nachdem er sie lange belustigt hatte, nahm Baillant einen von den Hottentotten, gab ihm eine Maultrommel und brachte es mit vieler Mühe dahin, ihm den Gebrauch derselben einigermaßen begreiflich zu machen. Jeder der übrigen ruhte nicht eher, bis er auch ein solches köstliches Instrument erhalten hatte, und nun wurde eine Musik gemacht, bey welcher selbst Baillants Ochsen überlaut zu brüllen anfangen.

\* \* \*

Hunter, der im Jahr 1787 nach Neuchâtel fuhr, fand Leute auf einer Insel, die nicht nach Nadel und Eisen begierig waren, wie viele Wilden, wenn sie einmahl den Gebrauch derselben hatten kennen lernen, sondern nur wie unsere Kinder, nach allen hellgefärbten, stark in die Augen fallenden Dingen, z. B. nach rothen Tuchstreifen.

Der

Der Sohn des Königs der Pelewinseln, Li:bu, welchen der Kapitain Wilson mit nach England nahm, erhielt eine Schnur großer Glasperlen zum Geschenk, die er für einen so kostbaren Schatz hielt, daß er sie mehreres mahl an seine Brust drückte, und sogleich mit denselben einen Boten abschicken zu können wünschte, der sie seinem Vater überbringen sollte. Den Ueberbringer, meynte er, würde sein Vater gewiß königlich belohnen, und er selbst wollte ihm, wenn er alles treu ausrichtete, eine oder zwey solcher Perlen noch oben drein geben. Er glaubte, was ihm so gefiele, müsse auch für alle andere einen unschätzbaren Werth haben, und konnte freylich nicht leicht darauf fallen, daß diese Perlen so sehr unbedeutend wären.

Dieser junge Prinz, der sonst sehr leicht begriff, konnte anfangs, als er zu Macao war, durchaus nicht den Bau der senkrechten Wände einer Stube begreifen. Vorzüglich beschäftigte ihn das, daß sie in einem Stücke fortliefen, ohne zusammengesetzt zu seyn. Er befühlte sie, vielleicht um mit dem Gefühl auszufinden, wo sie etwa zusammengesetzt seyn möchten. Die wagerechten Decken schienen ihm vollends un-

begreiflich. Auch da, als er nachher in Canton in einem großen Saale war, schien ihm alles noch eben so sonderbar, und er sagte, er wolle nicht eher wieder zurück, bis er nicht alles heraus hätte. Ich glaube, daß es in der That jedem von uns eben so würde gegangen seyn, wenn wir nie vorher etwas Aehnliches gesehen hätten. Eine große Stube, wo wir weder an den Wänden, noch an der Decke, die Merkmale einer Zusammensetzung aufständen, würde uns so vorkommen, als wäre sie gleich anfangs aus einem Stücke entstanden.

Als Li-bu sich zum erstenmale in einem großen Spiegel sahe, ging es ihm fast wie unsern Nothkehlchen im gleichen Falle. Er sah hinter den Spiegel, und bildete sich ein, es sey jemand dahinter. Merkwürdig war es, daß er auch bey einem kleinen Spiegel hinter demselben zusah, ob dort etwas vorhanden sey. Da es auf seiner Insel wahrscheinlich keine andern vierfüßigen Thiere gab, als Katzen — wenigstens hatte Wilson und seine Gefährten keine andere darauf gefunden, einige magere Katzen etwa ausgenommen, — so waren die Einwohner der Pelewinseln ganz außer sich, als sie die beyden Hunde erblickten, welche  
mit



mit den Engländern beim Sch'ffbruch gerettet waren. Besonders gefiel ihnen der eine, ein Neufundländer, welcher der Liebling der Matrosen war, und mancherley Künste konnte. Der Bruder des Königs hatte vorzüglich seine große Freude an demselben, und ließ auch nicht eher nach, bis ihm derselbe bey der Abreise geschenkt wurde. Wann die Hunde bellten, so erhoben die Eingebornen ein fürchterliches Geschrey; liefen vor Freuden zum Zelte hinein und wieder heraus, und wollten, daß sie noch mehr bellen sollten. Da nachher immer neue Insulaner kamen, so wollten sie alle die Hunde füttern, und verlangten, daß sie stets bellen sollten. Der Neufundländer unter diesen beyden Hunden, heiß Sailor (Matrose) da nun Li;bu in Makao Ziegen, Schaaf, und andere Thiere sahe, nannte er sie alle Sailor. Ein Pferd z. B. hieß: klau Sailor (großer Sailor.) Als er zuerst einen Menschen zu Pferde sahe, konnte er sich vor Verwunderung nicht fassen. Er hielt vielleicht beyde, den Menschen und das Pferd, für ein Geschöpf, wie ehemals die Amerikaner, da sie zuerst berittene Europäer sahen. Er rief jeden hinzu, um das Wunder mit anzuschauen.

Nach:

Nachmahls führte man ihn in den Stall, wo er die Pferde anfühlte, dieselben streichelte, und sie mit Apfelsinen füttern wollte. Er lernte indessen bald, ein Pferd besteigen.

Bisher hatte er noch kein großes englisches Schiff gesehen. Wilson hatte nur, um bis nach China kommen zu können, ein kleines Fahrzeug zu Orolong (eben derjenigen Insel, an welcher er gescheitert war, und die dem Oberhaupte, oder König von Pelew gehörte) erbauet. Als das Gerippe des neuerbaueten Fahrzeugs da stand, konnte der König nicht begreifen, wie die Engländer damit fahren, und das Eindringen des Wassers verhindern wollten. Er wußte freylich nicht, daß das Gerippe mit Planken würde überkleidet werden. — Mit diesem kleinen Fahrzeuge war Lisbu nach Makao gekommen, und von da nach Canton. Jetzt schiffte sich Wilson mit ihm auf ein großes englisches Schiff ein, da flüsterte er dem Kapitain leise in die Ohren, das sey ein großes Haus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anzeige für Aeltern, Schulmänner und Erzieher.

Der erste Lehrmeister.

Ein Inbegriff des Nöthigsten und Gemein-  
nützigsten für den ersten Unterricht,

werde er in Schulen oder im Hause  
gegeben,

wird von mehreren Verf. bearbeitet werden.

Die ersten sieben Theile sind bereits erschies-  
nen. Der 1ste enthält die Geschichten der  
Bibel, von J. A. C. Löhner, welche hoffentlich  
auch als Lesebuch unsere Kleinen anziehen werden,  
wozu auch das schöne Kupfer von Ramberg mit  
der Unterschrift: Lasset die Kindlein zu  
mir kommen, mit beitragen wird. (13 Bogen.)  
Pr. 6 Gr. — Der 2te Theil, den fleißigen  
Rechen Schüler, von J. Ph. Schellenberg.  
(10 Bogen.) Pr. 4 Gr. — Der 3te Theil, klei-  
ne Weltgeschichte, von J. A. C. Löhner.  
(16 Bogen.) Pr. 8 Gr. — Der 4te Theil, klei-  
ne Geschichten und Erzählungen zur  
Bildung des sittlichen Gefühls, von  
J. A. C. Löhner. (21 Bogen.) 8 Gr. Der 5te  
Theil, Materialien zur Erweckung des  
Verstandes und der Urtheilskraft,  
von J. A. C. Löhner. (17 Bogen.) 8 Gr. Der  
6te Theil, Lehren der Weisheit und Tug-  
gen, von F. L. Wagner. (19 Bogen.) 8 Gr.  
und der 7te Theil, Nützliche Kenntnisse,  
von J. A. C. Löhner. (28 Bogen.) 12 Gr. —  
Das Wichtigste aus der Erd- und Himmels-  
kunde, der Naturlehre und Naturgeschichte; eine  
Deuts

deutsche Sprachlehre; die Religionslehre (oder Katechismus,) und die Methodenlehre, oder die Anweisung, wie man recht lehren, Zucht und Ordnung erhalten, Eifer erwecken müsse n. s. w. folgen nach. Auch ein allgemeines Lesebuch ist in dem Plane befaßt, so wie auch als Vorläufer ein kleines ABC, Buch mit Bildern und mit einer höchst klaren Anweisung leicht lesen zu lehren, bereits erschienen und der Preis davon 4 Gr. ist.

Aus obigen Preisen, wie aus der Güte des Drucks und Papiers, ersieht sich, daß es hier nicht auf großen Gewinn, sondern mehr auf das Bedürfniß armer Schullehrer sowohl als Schulkinder abgesehen ist. Der Reichthum und die Wohlhabenheit könnten sich hier mit geringer Auslage ein großes Verdienst um die Bildung der Armuth erwerben. — So viel möglich, wird alle halbe Jahr ein Bändchen erscheinen, von welchen sich jeder wählen kann, was ihm brauchbar ist; denn niemand ist gebunden, alle zu nehmen.

Eine ausführlichere Weltgeschichte zur Erläuterung der kleinen hat gleichfalls in 2 Bänden die Presse verlassen und kostet 2 Thlr.

Die sieben ersten Bände des Lehrmeisters sind bereits in vielen Händen und in mancher geachteten Schule eingeführt.

Gerhard Fleischer d. J.,  
Buchhändler in Leipzig.

Obiges ist in der Erziehungs, Anstalt in Schnepfenthal zu haben.

# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Neun und dreßzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

**N**un will ich dem Herrn Gevatter noch etwas vom Prinz Lisbu und dann noch ein Paar andere Geschichten vorlesen.

Wie er nachmahls nach London kam, so sagte er, die Engländer hätten für alles Häuser; Häuser zum Fahren — die Kutschen, die einen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht hatten, und Häuser zum Schlafen — die Betten. Da er das erstemahl in einem Bette schlafen sollte, sprang er erst ein paarmahl hinein und wieder heraus, ehe er sich niederlegte. Da er nachmahls die Lebensart der Engländer sahe, ihr Essen, Trinken, Stühle, Tische, und ihre ganze Einrichtung, begriff er wohl, wie armselig hier sein Vater erscheinen würde, und

September 1811.

29

er

er sagte, daß sich der ganz anders behelfen müsse.

\* \* \*

Merkwürdig ist es, wie sich die Niedergeschlagenheit eines unglücklichen, zum Sklaven verkauften Negerknaben beim Anblick der Weissen und ihrer Schiffe äußerte. Er hieß nachmahls Gustav Wassa, und beschrieb seine Schicksale selbst. Mit Gewalt hatte man ihn aus dem väterlichen Hause entführt. Mehr als durch sechs Monate hindurch, war er von einem an den andern verkauft, und dabei weiter geschleppt worden. Indessen war er doch fast immer unter Menschen geblieben, deren Lebensart, Sitten und Sprache, ihm bekannt waren, und auf einem Boden, der dem Boden seines Geburtslandes ähnlich war, auch hatte man ihn fast allenthalben menschlich behandelt. Jetzt aber kam er an die Küste Afrikas, und sahe zum erstenmahl die Flächen des unübersehbaren Meeres, und am Ufer ein Sklavenschiff. Wesen, die ihm schrecklich schienen, mit langen, gelblichen und glatten Haaren, mit wilden Blicken, mit einer Sprache, der keiner der bisher gehörten Laute ähnlich war,

war, und von einer Farbe, wie er sich den bösen Geist gedacht hatte, traten auf ihn zu, und betasteten ihn; oder durchgriffen vielmehr alle seine Glieder mit einer rohen Art. Da glaubte er unter lauter fleischfressende Teufel gerathen zu seyn. Als er auf das Schiff geschleppt wurde, und dort die Menge der unglücklichen Schwarzen, die Verzweiflung auf ihrem Gesichte, einen großen dampfenden Kessel voll Fleisch erblickte, und als ein erstickender Geruch ihm entgegen schlug, so konnte diese schreckliche Vorstellung gewiß nicht gemildert werden. Da ihn aber nun einige Schwarze noch zu trösten suchten, und ihm zu seiner Erquickung ein Glas Brandtwein reichten, da fuhr er mit Entsetzen zurück, als die brennende Flüssigkeit seine Lippen und seinen Gaumen berührte. — Er sahe auch bald wie die Weissen einen ihrer Mitgenossen am Mastbaum zu Tode peitschten, und den Leichnam kalt in die See warfen — er selbst wurde gepeitscht, als er die angebotenen Speisen verweigerte, um durch den Hungertod von diesem Elend erlöst zu werden, und acht andere Schwarze wurden ebenfalls bis auf den Tod gezeißelt — er fragte einige Schwarzen deren Sprache er

verstand, und die er endlich entdeckt hatte, wer diese weißen Ungeheuer wären? woher sie kämen? ob sie immer in solchen Höhlen auf dem Wasser wohnten? ob sie ein Vaterland hätten, und warum sie es verließen, und zu den Schwarzen kämen, und was sie mit ihnen wollten? Die Antwort, die ihm die Befragten geben konnten, war sehr unvollständig. Da eben noch ein Schiff mit vollen Segeln ankam, bey dessen Erblickung die Weißen ein gräßliches Freudengeschrey erhoben, da das Schiff auf eine unbegreifliche Weise je näher es kam, desto größer wurde, und auf einmahl plötzlich stehen blieb, da mußte er alles für Zauberey halten. Und da endlich das Schiff seine Ladung hatte, und die armen Neger in den untern Schiffsraum hinab mußten — in diesen scheußlichen Abgrund voll Elend und Gestank voll Jammergeschrey der Kinder und Weiber, wo sie gepreßt und durch das Aneinanderstoßen verwundet wurden, da die Matrosen mit wildem Geschrey die Anker lichteten, und über ihren Köpfen handhierten, um das Schiff in Bewegung zu setzen, da glaubte er in eine Hölle voll versschlagener und boshafter Teufel gerathen zu seyn.

\* \* \*

Ben



Ben den Neuseeländern, ben den Nuts  
 kasunbewohnern und ihren Nachbarn,  
 und ben vielen andern Nationen ist es nicht ge-  
 nug, den gefangenen Feind zu tödten, sondern  
 er muß auch gefressen werden, woben es oft-  
 mahls sehr feyerlich zugeht. Cook fragte die  
 Neuseeländer, ob sie denn auch ihre in  
 der Schlacht gebliebenen Freunde verzehrten? —  
 Da bezeugten sie einen großen Abscheu, und  
 sagten, „Nein;“ aber die Feinde müssen, wenn  
 ihrer nicht zu viel sind, alle gefressen werden,  
 und dies ist für den, den es trifft, ein um  
 so größeres Unglück, weil die Seele eines sol-  
 chen gefressenen Gefangenen, ewig im Feuer  
 brennen muß! — Und diese Unglücklichen leb-  
 ten alle untereinander in Feindschaft und Krieg,  
 und fast jede Dorfschaft bat den Capitän Cook  
 ihre Nachbarn umzubringen. Sie selbst füh-  
 ren ihre Kriege fast nur durch Ueberfälle, und  
 wenn ihnen einer derselben gelingt, — was  
 aber ben ihrer außerordentlichen Wachsamkeit  
 nicht ganz leicht sein mag — so erschlagen sie  
 Weiber und Kinder eben sowohl, als die Kries-  
 ger, und geben nie Pardon; — was sie nicht  
 auf der Stelle verzehren, wird mit in ihre  
 Wohnungen geschleppt.

Die

Die Bewohner des Prinz Wilhelmslandes scheinen sich fast ganz in dem nämlichen Falle zu befinden. Meares erzählt, daß sie niemahls des Nachts Feuer anzündeten, aus Furcht vor ihren Feinden. Ein von Meares erkauftes Weib machte ihm verständlich, daß sie eine Kriegsgefangene sey, die blos das Durch wäre gerettet worden, daß man sie zum Dienst der Weiber des Königs in Prinz Wilhelmsland bestimmt gehabt hatte. Die übrigen Landsmänninnen seyen alle erschlagen und gefressen worden.

Hearne traf eine Frau aus dem Stamme der Hundsruppenindianer, auf seiner Reise an, deren Stamm von den Ataspuskowindianern des Nachts überfallen wurde. Alles wurde niedergemacht, was Leben hatte, nur sie und drey andere junge Weiber nicht, die ihre Schönheit rettete. Diese hier hatte noch ein kleines Kind, welches sie sorgfältig verbarg. Ihre Tyrannen entdeckten es dennoch und zerschmetterten es vor ihren Augen. Sie war nachmahls diesen Unmenschen entflohen, und hatte sich eine Zeitlang allein eben so mühsam als künstlich erhalten.

Nicht

Nicht nur die Männer sind bey diesen Völkern so roh, sondern auch die Weiber, und bitten ihre Männer ihnen einen Gefangenen mitzubringen, damit sie das Vergnügen hätten, denselben zu tödten, und vielleicht mit ausgesuchten Qualen zu tödten. Selbst von sechszehnjährigen Weibern hat man solche Bitten gehört. Es ist auch bekant genug, daß es bey den nördlichen und nordwestlichen Indianern in Amerika grade die Weiber waren, die ehemals die Kriegsgefangenen mit den ausgesuchtesten Martern peinigten, damit sie eines recht langsamen und schmerzvollen Todes sterben möchten.

In Südamerika sind unter den menschenfressenden Bewohnern Guianas jetzt viele gegen die gefangenen Feinde etwas menschlicher wie ehemals, und machen sie zu Slaven, welchen die Haare abgeschnitten werden — denn die Haare sind bey ihnen ein Zeichen des freyen Mannes. Andere Völker und Stämme hingegen, als die Noragues, die Karannes und mehrere, wissen nicht, was Quartier geben heißt. Zieht sich der Feind zurück, so wird alles in den Karbets oder Hütten zerschlagen. Macht man Gefangene, so werden dieselben  
an

---

an Pfähle oder Bäume gebunden, geschimpft und bespottet. Man schießt eine Menge Pfeile auf dieselben ab, und an diesen Wunden müssen sie langsam sterben. Oft zerreißt man die Unglücklichen in kleine Stücke, die alsdann am Feuer gedörrt, dann ausgetheilt und verzehrt werden — nicht weil sie Wohlgeschmack daran finden, denn das leugnen sie selbst, sondern aus Rache. Die Köpfe der Vornehmsten ihrer erschlagenen oder zu Tode gemarterten Feinde stecken sie auf ihre Häuser und aus den Knochen derselben machen sie sich Flöten. Nicht immer haben die Weiber an diesen Greueln Gefallen. Oft mögen sie es nicht ansehen, und sie zerschlagen selbst die Geschirre, die bey diesen Gelegenheiten gebraucht worden sind. — Sie mögen also in den Gesinnungen nicht weniger als im Klima, von ihren nördlichen Landsmänninnen, vortheilhaft unterschieden seyn.

---

Der Bote

aus

Thüringen.

---

Bierzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

**M.** Nun wie befindet sich denn Herr Blaus Kohl?

**B.** Danke der gütigen Nachfrage. So viel ich weiß recht wohl. Wenn das nächstemahl ich wiederkomme, werde ich ihm wieder etwas von ihm erzählen. Jetzt will ich ihm noch etwas vorlesen: Edwyn bewohnte ein Landhaus, auf der Insel Ceylon, von welchem ein Hügel mit drey oder vier Palmbäumen bepflanzt, nicht weit entfernt lag. — Eines Morgens schien ihm ein dicker Zweig wunderliche Bewegungen zu machen. Er drehete sich von einer Seite zur andern, bog sich zur Erde, zog sich wieder zurück, und verlor sich unter den übrigen Zweigen. (Blättern). Ein Zingalese (Eingesbohrner in Ceylon) wurde blaß vor Schres-

October 1811.

N r

cken,

cken, als ihm Edwyn das zeigte, und bat denselben, stracks seine Thüre und Fenster zu verriegeln, denn das sey eine fürchterliche Schlange, welche der Hunger aus dem Walde vertrieben habe. — Edwyn fand die Angasbe des Menschen bestätigt. Denn bald kam die Schlange hervor, ergriff ein kleines Thier, und nahm es mit sich in die Zweige des Baums. — Edwyn mit noch elf andern wohlberittenen Männern, und mit geladenen Gewehren versehen, zogen in der Absicht aus, dieselbe zu erlegen. Als sie aber die Schlange nun näher in ihrer Größe beobachteten, unterstand sich keiner, nur einen Schuß nach ihr zu thun, aus Furcht zu fehlen.

Mit dem Schwanze hing dieses Ungeheuer an einem der obersten Zweige des Baums und ihr Kopf berührte die Erde. Die Wendungen welche sie machte waren überaus schnell und behende. Sie kam herab, wickelte den Schwanz um den Stamm des Baums, legte sich so lang sie war auf die Erde, und verlor sich dann im Augenblicke wieder unter den Zweigen. Auf einmahl zog sie sich, mitten unter diesen lebhaften Bewegungen eiligst zurück, und hielt sich ganz stille. — Sie hatte nämlich einen  
 fleis

kleinen Fuchs gesehen, der vor dem Baume vorbehen wollte, schoß auf ihn herab, und in wenigen Minuten, sog sie ihn aus, oder leckte ihm vielmehr mit einer breiten schwärzlichen Zunge das Fleisch ab, wobei sie sich gemächlich auf die Erde niederlegte, indessen aber doch immer der Schwanz um den Stamm gewickelt blieb.

Nachdem sie alle die Schlange genug betrachtet, und einen vergeblichen Schuß nach ihr gethan hatten, gingen sie fort um in stärkerer Anzahl am folgenden Tage wieder zu kommen. — Sie fanden die Schlange wieder, und in kurzer Zeit ging ein Tiger vorbei, der nicht viel kleiner war als eine junge Kuh. Augenblicklich hörten sie ein schreckliches Geräusch in den Zweigen des Baums — die Schlange schoß auf den Tiger herab, in die Gegend hinter den Schultern, und packte mit ihrem Maule ein großes Stück des Rückens, welches größer war, als ein Menschenkopf. Der Tiger brüllte fürchterlich, und wollte mit seinem überlegenen Feinde davon laufen, dieser aber umwickelte ihn dreis oder viermahl, und legte sich so fest um ihn herum, daß er in Todesängsten niedersank. Jetzt da sie ihren

Raub gefällt hatte, ließ die Schlange den Rücken fahren, zog sich weiter nach dem Kopfe hin, öffnete ihren ungeheuren Rachen, so weit sie nur konnte, und umfaßte damit das Gesicht des Tigers, welches sie entsetzlich zersfleischte. Dieser welcher sich einigermaßen wieder erhohlt hatte, erhob sich wieder, suchte sich dadurch loszumachen, daß er sich hin und her wand, und brüllte kläglich und schrecklich dazu im Rachen der Schlange. — Es half ihm nichts, wiewohl er der Schlange genug zu schaffen machte. Er richtete sich einigemahl auf, und lief auch einige Schritte fort, aber das Gewicht der Schlange sowohl als ihre Umwindungen warfen ihn wieder nieder.

Nach Verlauf von einigen Stunden schien er ganz entkräftet und fast tod zu seyn, und die Schlange versuchte nun seine Rippen ihm dadurch zu zerbrechen, daß sie sich immer enger und fester um ihn herumwand; allein es ging nicht. Sie wickelte sich daher wieder los, umwand mit ihrem Schwanz seinen Hals, und schleppte ihn an den Baum, welches ihr aber sehr sauer wurde. Jetzt sahe man, was ihr der Baum für Dienste that. Sie faßte den, nun beynabe wirklich todten Tiger an,  
und



und stellte ihn aufrecht an den Stamm des Baums, umschlang dann Tiger und Baum, und nun zog sie sich so enge zusammen, daß die Knochen und Rippen — eine nach der andern mit lautem Krachen zerbrachen. Wie sie mit dem Leibe fertig war, machte sie sich auch über die Beine auf gleiche Weise, und zerbrach dieselben an vier oder fünf Orten, dann versuchte sie ihre Kräfte auch am Hirnschädel, aber hier waren alle ihre Anstrengungen vergebens. Da ihr der Tiger nicht mehr entlausfen konnte, und sie wohl sehr ermüdet seyn mochte — denn über dem Knochenbrechen waren einige Stunden vergangen — so zog sie sich unter die Blätter des Baums zurück.

Den dritten Morgen — sahe man keinen Tiger mehr, sondern ein rothes Glas, ohne bestimmte Gestalt, mit einem gelben Kleister überzogen, um es desto schlüpfriger zum Verschlängen zu machen. Erst verschlang sie den Hirnschädel — dann nach und nach den übrigen Körper, welches ihr aber viel Mühe machte. — Es wurde Abend ehe sie völlig mit dem Tiger fertig war.

Am vierten Morgen gingen Weiber und Kinder zu der Schlange hin, denn sie wußten

ten

ten aus Erfahrung, daß nun keine Gefahr zu fürchten sey, nachdem dieselbe so dick war. Sie hatte sich so überladen, daß sie weder sich zur Wehre setzen, noch auch durch die Flucht sich retten konnte. Sie suchte sich zwar auf den Baum zu begeben, allein auch dazu war sie zu unbehülflich, und die Zingalesen schlugen sie tod, denn sie hatten sich schon gleich anfangs auf das Fleisch (es sahe weißer aus als Kalbfleisch) gefreuet, welches sie als einen zarten Leckerbissen rühmten. — Diese Schlange war 33 Fuß und vier Zoll lang.

Den Angriff des Sekretairvogels auf eine Schlange, und deren Vertheidigung beschreibt uns Vaillant. Dieser ausländische Vogel hält sich sehr häufig am Vorgebirge der guten Hoffnung auf. Seinen Namen hat er von einem im Nacken befindlichen Federbusch, und von seiner Nahrung heißt er auch sonst Schlangenfresser. An den Flügelgelenken hat derselbe drey knochenartige Vorsprünge, die ihm als Waffen dienen. Uebrigens gehört derselbe zu den größern Raubvögeln, und nährt sich vorzüglich von Schlangen und andern Amphibien.

Vaill

Baillant stieg einen Berg hinunter und sahe unter sich einen solchen Sekretair, der bald in die Höhe flog, bald wieder schnell herunter schoß, und mancherley sonderbare Bewegungen machte. Baillant schlich sich, unter dem Schutze einiger Felsen, ungesehen heran, und sahe, daß es einer Schlange galt. Die Schlange schien die Ueberlegenheit ihres Feindes anzuerkennen, und suchte in ihre Höhle zu entfliehen. Der Vogel dagegen mochte wohl ihre Absicht recht gut errathen und stellte sich ihr durch einen Sprung grade in den Weg, um ihr auf diese Weise den Rückzug abzuschneiden. Ueberall, wo sie einen Weg zur Flucht suchte, stellte er sich ihr entgegen. Jetzt nahm sie daher alle ihre Kraft und Kunst zusammen; sie richtete sich gerade in die Höhe, zischte ihn schrecklich an, streckte ihm den gräßlichen mit Zähnen besetzten Rachen entgegen, um den Feind in Furcht zu setzen, und die Augen funkelten eben so sehr vor Zorn, als der Kopf von Gifte strotzte.

Dieser Widerstand unterbrach zwar von Zeit zu Zeit den Vogel in seinem Angriffe; in dessen erneuerte er denselben doch immer wieder, und sprang auf die Schlange los, indem  
er

---

er zugleich einen Flügel, wie ein Schild vorhielt, und mit den knöchernen Vorsprüngen des andern Flügels, der Schlange tüchtige Schläge gab, welchen sie in ihrer Stellung nicht wohl ausweichen konnte. Durch so mancherley Schläge wurde die Schlange bald matt; sie wankte und fiel, und wurde endlich durch einen Schlag mit dem Schnabel, womit der Sekretair ihr den Kopf zerbrach, völlig getödtet.

Es schien natürliche Feindschaft zu seyn, welche diesen Vogel antrieb, die Schlange zu tödten, und nicht der Hunger, denn nachdem dieselbe getödtet war, schoß Baillant den Vogel, und fand in dem Kropfe desselben, elf ziemlich große Eidechsen, drey armslange Schlangen, elf kleine Schildkröten von welchen einige zwey Zoll im Durchmesser enthielten, nebst einer ziemlichen Menge Heuschrecken und anderer Insekten. Die Eidechsen, Schlangen, und Schildkröten, hatten alle den Schlag auf den Kopf erhalten.

---

Der Bote

aus

# Thüringen.

Ein und vierzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

**W.** Um Wort zu halten, erzähle ich Ihm heute wieder etwas von Herrn Simon Blaus Kohl. Diesen ließen wir zuletzt bey dem Herrn Doctor Flieder, der sich gewaltig ereiferte über den Unverstand, mit welchem die Krebsleber die Ruhr behandelten. Alle die frischen Gräber, sagte er, die Sie gesehen haben, sind mit Ruhrfranken gefüllt. Aber woher kommt es? unsere lieben Bürger lernen allerley, nur nicht ihre Gesundheit erhalten und sich gegen Krankheiten schützen.

**Bl.** Wie schützt man sich denn gegen die Ruhr?

**Fl.** Diese Krankheit zeigt sich gemeiniglich in den heißen Monathen, wo die Menschen stark schwitzen und hernach sich der Zugluft

October 1811.

S 3

aus

aussetzen, des Nachts entblößen, oder auf andere Art erkälten. Dann findet sich gemeiniglich dieser unangenehme Gast ein. Wer sich also in den heißen Tagen, und überhaupt wann er geschwitz hat, vor Erkältung hütet, der ist ziemlich gegen diese Krankheit gesichert.

Sie zeigt sich anfänglich gemeiniglich nicht als Ruhr, sondern als Durchlauf. Diesen muß man sogleich zu hemmen suchen, ehe er zur Ruhr wird. Wenn man den Unterleib warm hält, ein Paar Tassen Fliederthee trinkt, der die Ausdünstung befördert, und statt der Mahlzeit eingebrannte Mehlsuppe, Haberkrütsuppe, oder Graupen, kein frisches, sondern gedämpftes oder gebacknes Obst genießt: so verliert sich der Durchlauf gemeiniglich. Will er aber nicht weichen: so nimmt man den andern Tag, alle zwei Stunden, eine Messerspitze voll Rhabarber, und trinkt auf den Abend ein Gläschen rothen Wein. Will dieß alles aber nicht helfen, dann ist es Zeit, daß man sogleich einen geschickten Arzt rufen läßt und sich seiner Pflege übergibt. Dieß alles haben nun die lieben Aeltern nicht gethan. Sie haben ganz verkehrte Mittel gebraucht, und mich dann erst rufen lassen, da keine Hülfe mehr möglich war.

Bl.

Bl. Ach Gott! die guten Aeltern!

Fl. Ja wohl, gute Aeltern. Sie waren liebe, brave Leute, die von der ganzen Stadt geschätzt wurden. Sie haben an ihnen viel verloren. Die Sache ist aber nun geschehen und ist nicht zu ändern. Sie müssen dieß harte Schicksal als Gottes Fügung betrachten, die doch allemahl gute Absichten hat.

Bl. Ja das muß, das werde ich thun. Ach Gott hat mich sehr hart angesehen, und ich habe mich dabey immer durch das Vertrauen auf ihn beruhigt. Es wird mir ja gelingen, daß ich mich auch bey diesem harten Schlage beruhigen kann. Bester Mann! stellen Sie sich vor, eine Frau, die ich wie meine eigne Seele liebte, habe ich verloren. Sie hinterließ mir ein Söhnchen, an dem mein ganzes Herz hing — auch dieß nahm Gott zu sich. Ich konnte nicht länger in Surinam leben, wo Gräber die Freuden meines Lebens deckten. Ich packte ein und ging nach Europa zurück, um mein Leben in Gesellschaft meiner guten Aeltern zuzubringen. Ich zählte alle Stunden bis zu ihrer Umarmung, und — da ich ankomme — deckt sie auch das Grab. Nun

Habe ich alles verloren — nun stehe ich ganz einsam da.

Fl. Sie haben ja Ihre gute Schwester noch.

Bl. Wie geht es dieser?

Fl. Sie ist glücklich mit dem Förster Hirschhorn verheyrathet, und hat zwey allerliebste Kinder.

Bl. Nun, die muß ich gleich besuchen.

Fl. Sie wird in der Kirche seyn. Verzieshen Sie bey mir, bis der Gottesdienst geendigt ist.

Er verzog, und ließ sich nun von Herrn Dr. Glieder alle die Neuigkeiten erzählen, die in den letzten zwey Jahren, in Krebsleben vorgefallen waren. Dadurch wurde er so angenehm unterhalten, daß er bis zur Tischzeit bey dem Herrn Doctor blieb. Dann aber eilte er nach dem Hause seiner Schwester hin. Da er die Thür offen fand, ging er hinein, öffnete die Stubenthür, und fand da seine gute Schwester, die sich eben mit ihrem Manne zu Tische gesetzt hatte. Ist, fragte er, für einen ungesethenen Gast noch ein Plätzchen da?

Beide betrachteten ihn, vom Kopf bis auf die Füße. Der Förster fragte, mit wem er die Ehre habe zu sprechen? ehe aber Herr Blaus

fohl



fohl noch antwortete, sagte die Schwester: Mann! das ist mein Bruder Simon, umarmte ihn, und nun erfolgte von beyden Seiten eine Ergießung von bitter süßen Thränen, die theils die Freude des Wiedersehns, theils der Schmerz über den Verlust der Aeltern verursachte.

Das Essen wurde unterdessen kalt, und Herr Blaufohl, den die Wehmuth dem Appetit benommen hatte, genoß äußerst wenig.

Nachmittags kam halb Krebsleben herben geströmt, um den zurückgekommenen Landsmann zu sehen. Es geschahen so viele, zum Theil höchst alberne, Fragen an ihn, daß er nicht genug antworten konnte, und am Ende der Sache recht herzlich müde wurde. Es half aber nichts, er mußte aushalten, bis zur Tischzeit, dann entfernten sich die Besucher nach und nach. Aber auch bey Tische blieben ein Paar ungebethene Gäste, und Herr Blaufohl konnte also mit seiner Schwester und seinem Schwager kein vertrauetes Wörtchen sprechen.

Erst den folgenden Tag konnten sie ihre Herzen gegen einander ergießen. Nachdem Bruder und Schwester einander die Freuden und Leiden mitgetheilt hatten, die sie seit ihrer Trennung erfuhren, fiel die Rede auch auf die Erbs

Erbchaft. Herr Blaufohl ließ sich das Inventarium davon vorlegen, und fand: daß der Vater ein ziemlich beträchtliches Vermögen an Haus und Hof und andern liegenden Gründen, nebst einigen Capitalien, hinterlassen hatte. Die ganze Erbschaft war zu 11500 Thalern angeschlagen.

Herr Blaufohl machte nun einen kleinen Spaziergang außer dem Städtchen, um zu überlegen, wie er am kürzesten die Theilung beendigen wollte. Nach dem er alles wohl bedacht hatte, kam er zurück, faßte liebevoll seines Schwagers und seiner Schwester Hand, und sagte: lieben Freunde! Ihr habt ein Haus und ich keins. Wenn Ihr mir aus unserer Erbschaft das Haus, die Mobilien und die vorräthigen Waaren überliehet, die zusammen auf 4500 Thaler taxirt sind: so wollte ich Euch alles Uebrige lassen, ohne darauf den geringsten Anspruch zu machen.

Ach! sagte die Schwester, das ist zu viel, das können wir nicht annehmen.

Bl. Und warum nicht? Wenn ich Dir es gebe, liebe Schwester, so kannst Du es mit gutem Gewissen annehmen. Geben kann ich es Dir aber. Gott hat mich in Surinam so gesegnet, daß ich der väterlichen Erbschaft gar  
nicht

nicht bedarf. Da nahmen denn der Förster und die Försterin dieß Anerbieten mit Dank an, und wünschten, daß Gott den guten Bruder für diese Uneigennützigkeit segnen möge.

Er bezog nun das väterliche Haus, brachte alles in Ordnung und machte Anstalt, die Handlung des seligen Vaters, der sich mit dem Verkauf von sogenannten Gewürzwaaren, wie auch Bauholz und Bretern beschäftigt hatte, fortzusetzen. Unterdessen hatte sich das Gerücht von seinem mitgebrachten Reichthum, durch ganz Krebsleben verbreitet. In den ersten Tagen hatte er 50,000 Thaler, am Ende der Woche eine Tonne Goldes, zu Anfang der nächsten Woche vier Tonnen Goldes, und zu Ende derselben eine Million.

So wie nun der Geruch von einem Korb voll reifer Birnen, eine Menge Wespen herbeilockt: so wurden auch durch das Gerücht von Herrn Blaukohls Reichthume sehr viele Bettern, Bekannte und sonst gute Freunde herangezogen, die sich alle seines Wohlstandes freueten und von seinem Ueberflusse etwas abzuzwacken suchten. Der eine suchte ein Capital auf sichere Hypothek, der andere ein Paar hundert Thaler auf einen Wechsel, der dritte einen  
Wors

Vorschuß auf sein ehrliches Gesicht, der vierte wollte mit ihm in Compagnie eine Handlung mit Leinwand anfangen und eine Fabrik errichten u. s. w. Herr Blaufohl blieb aber seinem Grundsatz treu: alles mit Bedacht. Er nahm sich vor, niemanden etwas zu geben, bis er seine Leute besser hätte kennen lernen. Lieben Leute, pflegte er zu denen, die Geld bey ihm suchten, zu sagen, jetzt kann ich noch niemanden helfen, meine Güter, die ich mir in Surinam erwarb, sind noch auf dem Meere, und das Wenige, was ich mitgebracht habe, brauche ich selbst zur Einrichtung meiner Haus-  
haltung.

Nur mit Meister Schmelztiegeln ließ er sich in ein etwas weitläuftiges Gespräch ein. Dieser kam zu ihm in der Abenddämmerung, druckte ihm treuherzig die Hand und sagte: ich freue mich herzlich, daß der barmherzige Gott Sie glücklich wieder zu uns gebracht, und Sie in Surinam so reichlich gesegnet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Zwanzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

**W.** Der Meister Schmelztiegel, von dem er das letztemahl erzählte, scheint mir ein Schleicher zu seyn, der, unter dem Scheine der Frömmigkeit Herrn Blaukohl seine Ducaten abzulocken sucht.

**B.** Er wird es wohl errathen haben. Da er Herrn Blaukohl seine Freude darüber bezeuget hatte, daß dieser glücklich aus Surinam zurückgekommen und von Gott mit irdischen Gütern gesegnet sey, antwortete ihm dieser: Dieß alles ist dankens werth. Ich freue mich auch Meister Schmelztiegeln gesund wieder zu sehen.

**Schm.** Ich bin eigentlich gekommen Ihnen einen guten Rath zu geben. Sie sind von Gott mit irdischen Gütern gesegnet, und werz

October 1811,

Z t

den

den nun wünschen Gelegenheit zu finden wie sie dieselben auf Zinsen sicher anlegen können. Da will ich Sie nur warnen, daß Sie nicht jedem trauen, der bey Ihnen Geld sucht.

Bl. Danke für guten Rath. Er ist aber überflüssig, so klug bin ich selbst schon, daß ich mein Geld nicht in jedermanns Hände gebe. Hat mir Meister Schmelztiegel sonst etwas zu sagen?

Schm. Jetzt komme ich zur Hauptsache. Ich wollte Ihnen einen Vorschlag thun wie Sie Ihr Geld recht sicher, und so vortheilhaft anlegen könnten, daß Sie mit jedem Hundert Zweyhundert gewinnen.

Bl. Mit jedem Hundert Zweyhundert? Das wäre ja schrecklich viel. Was sollte ich denn mit alle diesem Gelde thun? Nein, Meister Schmelztiegel? von solchen Projecten bin ich kein Freund. Wenn ich mein Geld zu fünf von Hunderten benutzen kann: so bin ich vollkommen zufrieden. Wie sollte ich es denn anfangen, wenn ich mit jedem Hundert Zweyhundert gewinnen wollte?

Schm. Herr Blaufohl! Sie sind ein rechtschaffener Mann, deswegen will ich Ihnen ein Geheimniß entdecken, das sonst niemand von mir

mir erfährt. Es bleibt abet unter uns (hier faßte er Herrn Blaukohls Hand). Sehen Sie Gott hat mir große Barmherzigkeit erzeuget, und mir besondere Einsichten in die Alchymie mitgetheilt.

Bl. In die Alchymie? Die kenne ich nicht.

Schm. Das ist die göttliche Kunst die Metalle zu verwandeln.

Bl. Also kann Er wohl gar Bley in Gold verwandeln.

Schm. Mit Gottes Hülfe.

Bl. Nun da kann er viel. Da muß er ein steinreicher Mann seyn. Ich will es mir merken. Wenn ich einmahl ein Capital suche: so weiß ich doch, an wen ich mich wenden soll.

Schm. Lieber Herr Blaukohl! Bisher war bey mir die Zeit der Aussaat, aber die Ernte ist vor der Thür. Um die Sache ganz zu Stande zu bringen fehlen mir etwa noch vierz Hundert Thaler. Wenn sie die Güte haben wollten dieß Sümmlen vorzuschießen: so verspreche ich Ihnen, als ehrlicher Mann, daß ich den Gewinn redlich mit Ihnen theilen will.

Bl. Wie viel Gold hat er denn bereits bey seinem Laboriren gewonnen?

Schm. Wie gesagt, es ist bey mir noch die Zeit der Aussaat.

Bl. Also hat Er noch nichts gewonnen? Nun da glaube ich auch von der ganzen Sache nichts. Ich habe es bisher immer für unmöglich gehalten, daß man Bley in Gold verwandeln könne, und werde es nicht eher glauben, bis mir Meister Schmelztiegel vor meinen Augen ein Pfund Bley in Gold verwandelt.

Schm. Dieß sollen Sie sehen, sobald ich die Tinctur zu Stande habe.

Bl. Gut! so lasse er mich rufen, wenn er die Tinctur zu Stande hat und das Bley in Gold verwandeln will. Bin curios die Sache zu sehen.

Schm. Das werde ich gewiß thun, aber um die Tinctur zu Stande zu bringen muß ich eben die vierhundert Thaler haben.

Bl. Vergeß er seine Rede nicht Meister Schmelztiegel! Er warnte mich, daß ich nicht jedem trauen sollte, der von mir borgen wollte. Wie kann ich ihm denn trauen? Hypothek hat Er nicht, alles, was er mir zum Unters  
pfans



pfande geben kann, ist das Gold, das er noch machen will. Daß er das kann, glaube ich nicht, wie kann er mir denn da zumuthen, Daß ich ihm vierhundert Thaler borgen soll? und kurz von der Sache zu kommen, seine ganze Alchymie will mir nicht gefallen. Ehe ich nach Surinam ging war er ein Töpfer, ein sehr geschickter Töpfer. Seine Ofen, seine Schüsselfen und Töpfe wurden weit und breit gesucht, und er konnte nicht Waare genug liefern. Damahls ging er so sauber gekleidet, wie wenn er aus einem Ene gescheelt wäre, hatte volle rothe Backen, seine beyden Zungen waren munster, wie die Hirsche; und jetzt — er zieht ja auf wie ein Bettler, ist zerlumpt, das Gesicht ist verfallen, wie wenn er im Grabe gelegen hätte, seine beyden Zungen waren heute bey mir und bettelten?

Schm. Sie sehen also daß ich alles dieser göttlichen Kunst geopfert habe, nächstens werde ich die Früchte davon einernten, wenn ich nur die erbethene Unterstützung erhalte.

Bl. Wer hat ihn denn dazu berufen, sich mit der Goldmachten abzugeben?

Schm. Der barmherzige Gott, der mir das zu die Einsichten mitgetheilt hat.

Bl.

Bl. Er schwärmt Meister Schmelztiegel. Gott hat ihn berufen ein Topfer zu seyn: weil er ihm zu diesem nützlichen Geschäfte Einsichten und Geschicklichkeit gab. So lange er seinen Berufe treu blieb, segnete ihn Gott. Zur Goldmacheien hat er ihn nicht berufen, denn er versteht ja nichts davon, er kann ja nicht ein Quentchen Gold zeigen, das er hervorgebracht hätte. Seine Habsucht, seine Begierde, ohne Arbeit ein reicher Mann zu werden, hat ihn dazu verleitet. Er ist also dem Rufe Gottes ungehorsam gewesen, und hat dem Rufe seiner Habsucht gefolgt. Daher ist auch Gottes Segen von ihm gewichen, und der Fluch ruht auf ihm. Wie kann ich also einen Mann retten der Gottes Weg verlassen hat! Wenn ich ihm auch, statt vierhundert, tausend Thaler gäbe: so würde ihm dieß nichts helfen. Kehre er zu seinem Töpferhandwerke zurück, dieß ist das einzige Mittel sich zu retten.

Schm. Lieber Herr Blaukohl! Ich habe heute noch keinen Bissen über meine Zunge gebracht. Wollen Sie mir denn nicht die Barmherzigkeit erzeigen, und mir wenigstens so viel geben, daß ich für mich und die Meisnigen eine Suppe kochen kann?

Bl.

Bl. Ja das will ich.

Er gab ihm einen Speciesthaler, wofür er Herrn Blaufohl die Hand küssen wollte, welches dieser aber nicht annahm.

Meister Schmelztiegel war, durch die nachdrückliche Ermahnung des Herrn Blaufohl, zum Nachdenken gebracht worden. Er entschloß sich wirklich, das Töpferhandwerk wieder zu treiben. Da fehlte es aber an nicht mehr, als an allem. Seine ganze Werkstatt war verwüstet, und keinen Heller Geld hatte er in den Händen. Da schenkte ihm Herr Blaufohl zu seiner Einrichtung nach und nach hundert Thaler, und hatte dafür das Vergnügen der Stadt einen geschickten und fleißigen Bürger erhalten zu haben.

Die Haushaltung des Herrn Blaufohl war anfänglich sehr einfach. Er hatte niemanden um sich, als einen Lehrling, den er von seinem seligen Vater geerbt hatte. Da dieser aber weder Kochen noch Waschen, noch andere weibliche Dienste verrichten konnte: so nahm er seine Zuflucht zur Schwester, die ihn beköstigte, seine Wäsche besorgte, und durch ihre Magd die übrigen weiblichen Arbeiten verrichten ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr

Herabgesetzter Preis bis zur Jubiläummesse 1812  
von 9 Rthlr. 8 Gr. auf 5 Rthlr. sächs.

der

Ersten und Zweyten Postille

von

C. F. Sintenis.

In 8 Bänden, gr. 8. Zerbst, 1798 - 1800.

Dieses allgemein anerkannte vorzügliche und sehr schätzbare Werk des würdigen Verfassers, in dem er bemüht gewesen, das eigentlich wahre und reine Christenthum mehr zu verbreiten, und gemeinnützige Wahrheit aller Art, die gesagt werden muß, zu sagen, und so zu sagen, wie sie gesagt werden muß, hat zwar bisher schon einen billigen Ladenpreis gehabt; da ich jedoch häufig ersucht worden bin, in jetzigen geldarmen Zeiten durch einen noch billigern Preis dasselbe kaufbarer und gemeinnütziger zu machen, so habe ich dem Wunsche des Publikums nicht länger widerstehen wollen, und setze darum den Preis von dato bis zur Jubiläum-Messe 1812 von 9 Rthlr. 8 Gr. auf Fünf Thaler sächs. herab. Durch jede deutsche Buchhandlung ist obiges Werk im herabgesetzten Preis zu erhalten, so wie bey dem unterzeichneten Verleger

Zerbst, den 1sten September 1811.

Andreas Fuchsel,  
Buchhändler in Zerbst.

Oblates ist in der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal zu haben.

# Der Bote

aus

## Thüringen.

---

Drey und vierzigstes Stück.

---

1811.

Bote. Birtk.

**W**eil Herr Blaufohl durch seinen Lehrling seine Birttschaft nicht besorgen lassen konnte: so fühlte ganz Krebsleben, daß es nicht gut wäre, daß Herr Blaufohl allein sey, daß er einer Gehülfin bedürfe, und jeder Vater, der eine mannbare Tochter hatte, fühlte bey sich einen Drang, ihm dieselbe zur Gehülfin zu geben. War dieser Drang christliche Liebe? oder sonst etwas? Das weiß ich nicht. Genug Herr Blaufohl wurde von einem Vater nach dem andern zu Tische gebethen. Es wurden Bälle angestellt, bey denen er immer zugegen seyn mußte. Aller Augen, besonders die Augen der Krebsleber Schönen, waren auf ihn gerichtet. Sie ließen sich frisiren, legten ihre besten Kleider an, manche ließen sich auch neue

October 1811.

U u'

mas

machen. Immer umgaben sie ihn, setzten sich zu ihm, blinzelten ihn an und bathen ihn, ihn uen etwas aus Surinam zu erzählen.

Herr Blaufohl aber dachte: alles mit Bedacht! Abgeneigt war er gar nicht, sich unter den Krebsleber Schönen eine Gehülfin auszusuchen; er glaubte aber bey der Wahl nicht bedachtsam genug zu Werke gehen zu können. Deswegen war er mit allen freundlich, tanzte mit allen und sprach mit allen, damit er es mit keiner verderbe. Er nahm sich aber auch sehr in Acht, daß er mit keiner freundlicher war, mit keiner länger tanzte und sprach, als mit der andern.

Uebrigens ließ er sie alle die Musterung passiren, und beobachtete die Bildung, den Wuchs, den Anzug und das Benehmen einer jeden. Die Zahl derer, die sich geneigt fühlten, sich mit ihm und seinen Holländischen Ducaten zu vermählen, war vierzehn.

Von diesen waren drey sehr hoch frisiert und man roch sie, wegen der Pomade und des Lavendelwassers, womit sie einbalsamirt waren, weiter, als man sie sahe; drey trugen Peruquen und hatten theure Kleider mit langen Schwänzen; eine hatte vier Ringe mit Diamanten an

Den

den Fingern. So oft sie mit Herrn Blaufohl sprach, legte sie die Hand so, daß ihm die Ringe in die Augen fallen mußten. Ihr guten Mädchen! Hättet ihr Herrn Blaufohls Gesdanken gewußt, ihr hättet euern Anzug anders gewählt. Dieser dachte bey sich selbst: „Diese Dirnen taugen alle nichts für dich — das sind Putzdocken. Du brauchst eine Frau, die sich der Wirthschaft und der Küche annimmt, und mit welcher du ein vernünftiges Wort sprechen kannst. Zu dem allen sind diese Märrinnen, die nur auf Putz denken, nicht geschickt.“ Sie wurden also sämmtlich aus der Liste der wahlfähigen gestrichen, die nun bis auf sieben zusammen schmolz. Davon wurde wieder eine gestrichen, weil Herr Blaufohl einen körperlichen Fehler an ihr bemerkte. Sie kann, dachte er, ein braves Mädchen seyn, deine Frau kann sie aber nicht werden, denn du kannst sie nicht lieb haben, und — ohne Liebe — ist eine Ehe nie glücklich. Herrn Blaufohl blieb also nur die Wahl unter sechsen übrig.

Der Ball war nun zu Ende, und Herr Blaufohl beschloß seine Musterung bis zum nächsten Balle zu verschieben.

Jetzt waren aller Augen auf ihn gerichtet, weil alle neugierig waren, welcher Schönen er seinen Arm biethen, und sie nach Hause begleiten würde. Wer aber keiner den Arm both, war Herr Blaufohl. Dieser schlich sich in der Stille fort, ohne etwas in seinen Arm zu schließen. Er mochte dazu wohl seine gute Ursache haben.

Bald darauf gerieth einer der angesehensten Krebsleber, Herr Bürgermeister Zinngießer, in Coacurs, weil er für seinen Schwager, der in einer benachbarten Stadt banquerout geworden war, Bürgschaft geleistet hatte. Auf dem nächsten Balle benutzte Herr Blaufohl diesen Unglücksfall zum Probiersteine, an welchen er die noch wahlfähigen Schönen strich. Er suchte eine Gelegenheit eine nach der andern zu sprechen und lenkte das Gespräch immer auf Herrn Zinngießer.

Aber was sagen Sie nur, fragte er jede, zu Herrn Zinngießer?

Dem Manne geschieht schon recht, sagte Mademoiselle Pelz. Warum ist er so ein Dummkopf. Das konnte ja der Pinsel sich an seinen fünf Fingern abzählen, daß es so kommen müsse. Er kannte ja seinen Schwager.

Aber



Aber was sagen Sie zu unserm Herrn Bürgermeister Zinngießer? fragte er Mademoiselle Langnas.

Hum! antwortete diese, Hochmuth geht vor dem Falle. Der Mann trug ja die Nase so hoch und war so stolz auf seinen Bürgermeister, daß er andere kaum über die Achsel ansah. Nun wird er anders pfeifen lernen.

Was sagen Sie aber zu unserm Hrn. Zinngießer? fragte er die übrigen Schönen, eine nach der andern.

Diese bedauerten nun alle den unglücklichen Bürgermeister, versicherten, daß er ein sehr rechtschaffner Mann sey und erzählten mancherley Gutes von ihm. Freylich, sagten sie, war es unklug, daß er sein ganzes Vermögen für seinen Schwager auf das Spiel setzte; aber sein gutes Herz hat ihn dazu verleitet.

Nachdem Herr Blaukohl diese Probe angestellt hatte, verließ er in der Stille den Ball, und verfügte sich nach Hause. Weder Mademoiselle Pelz, noch Mademoiselle Langnas, dachte er bey sich selbst, kann deine Frau werden. Diese Mädchen haben schlechte Herzen, sind so fühllos bey dem Unglücke ihres Mitmenschen, beurs

theils

theilten ihn so lieblos. Weg mit ihnen! Blaufohls Frau muß ein gutes Herz haben.

Herr Blaufohl hatte sich schon lange gewöhnt, bey allem, was er that, auf Gott und seinen Willen Rücksicht zu nehmen: weil er der Meynung war, daß nichts gelingen könne, was man gegen den Willen des Weltsregierers unternähme. Er hoffte also auch zu Gott, er werde bey dem wichtigen Schritte in die Ehe ihn vor Verirrung bewahren, und ihn die Person finden lassen, die er selbst für ihn bestimmt habe. Da er aber nicht erwartete, daß dieß durch eine Stimme vom Himmel werde bekannt gemacht werden: so handelte er eben deswegen so mit Bedacht, und hütete sich, daß seine Begierden ihn nicht täuschten. Hätte er diesen gefolgt: so hätte er sicher Mademoiselle Pelz gewählt: da sie wirklich viel körperlichen Reiz hatte.

Da Herr Blaufohl sich so vielmahl hatte tractiren lassen: so meynete er, es wäre seine Schuldigkeit es wieder gleich zu machen, und stellte daher ein großes Gastgeboth an, zu welchem, die ihn tractirt hatten, nebst ihren Weibern, Söhnen und Töchtern, eingeladen wurden. Weil er selbst die Ausrichtung nicht besorgte

sorgen konnte: so ersuchte er den Wirth zur Blaumeise, daß er sie übernehmen möchte. Dieser, ein gelernter Koch, in dessen geräumigen Gasthose die Krebsleber oft ihre Hochzeitschmäuse und andere Mahlzeiten ausrichten ließen, übernahm dieß Geschäft mit Vergnügen. Herr Blaufohl ließ es dabei, gegen seine Gewohnheit, etwas hoch hergehen, und die besten Weine herbei schaffen.

Es war eine Lust zu sehen, wie gut es sämtlichen Gästen schmeckte, wie die Karpfen Forellen, Gänse und Hasenbraten, Kuchen und Torten zusammen gearbeitet, und die Gläser ausgeleert wurden. Wenn's immer, wenn's immer so wäre! sagte der Herr Förster Hirschhorn, als er eben ein Glas Champagner geleeret hatte! Es war aber nicht immer so. Als die Gesellschaft am fröhlichsten war, trug sich etwas zu, daß eine allgemeine Verstimmung verursachte.

Es trat der Briefträger in die Stube, der an Herrn Blaufohl einige Briefe abgab. Er trat wieder ab, und noch blieb alles gut gestimmt. Herr Blaufohl las den einen Brief, und alles blieb gut gestimmt. Als er aber den zweyten gelesen hatte: da begann die Verstimmung.

mung.

mung. Er ließ den Kopf sinken und that einen tiefen Seufzer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vor hiesigen Gerichten soll auf nächstkommenden

zwölften December d. J.

der von dem verstorbenen hiesigen Einwohner und Gastwirth weil. Georg Heinrich Künzer hinterlassene Gasthof allhier, der oberste Gasthof genannt, an Haus, Hof, Scheune, Seiten- und Hintergebäuden, Zucht- und Zugviehställen, Baum- und Grasegarten, nebst 38 $\frac{1}{2}$  Acker Landes, auch einigen Wiesenflecken, sammt allen übrigen Zubehörungen, Schulden halber öffentlich versteigert und an den Meistbiethenden gegen baare Bezahlung in Königl. Sächsischen Conventions- Münz- Sorten überlassen werden: welches hierdurch bekannt gemacht, und auf das allhier an öffentlichem Orte ausgeschlagene Subhastations- Patent und die demselben angebogene Specification sich bezogen wird. Auch ist von der näheren Beschreibung dieses Gasthofes und Zubehör bey den Gerichten noch besonders Nachricht zu erlangen.  
Henningleben, den 2ten October 1811.

Adel. Berlepschische Gerichte allhier.

Carl Friedrich Göschel,  
G. D.

Der Bote

aus

# Shüringen.

---

Vier und vierzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

**W.** Ich bin doch begierig zu erfahren, was der tiefe Seufzer des Herrn Blaufohl bedeutete.

**B.** Da geht es Ihm wie der Frau Nachbarin des Herrn Blaufohl. Diese fragte, mein Gott! Was ist Ihnen? Haben Sie keine gute Nachrichten erhalten?

**Bl.** Schreckliche Nachrichten.

**N.** Nun? Was denn da?

**Bl.** Im Vertrauen kann ich es Ihnen wohl sagen, es muß aber unter uns bleiben.

**N.** Darauf können Sie sich verlassen.

**Bl.** Stellen Sie sich vor, da habe ich mein ganzes Vermögen, das ich in Surinam erwarb, auf zwei Schiffe laden lassen, und jetzt meldet mir mein Correspondent aus Amsterdam,

November 1811.

X x

daß

daß beyde Schiffe untergegangen sind, und keine Stecknadel gerettet worden ist.

N. Das wäre ja schrecklich. Ist es denn aber gewiß?

Bl. Leider mehr als zu gewiß.

N. Das bedauere ich sehr. Ich hoffe aber doch, daß Sie ein hübsches Sümichen werden mitgebracht haben, davon Sie mit Anstand leben können.

Bl. Das wohl. Ich muß aber gestehen, daß ich dieß Sümichen, das größtentheils schon verzehrt ist, in Amsterdam gegen Wechsel aufgenommen habe. Wenn ich nun diese Wechsel bezahlen soll: so muß ich Haus und Hof losschlagen, und die Asche auf dem Herde bleibt mir nicht übrig.

N. Armer Mann.

Während dieses Gesprächs herrschte in der ganzen Tischgesellschaft eine tiefe Stille, und aller Blicke waren auf Herrn Blaukohl und seine Frau Nachbarin gerichtet.

Diese saß, wie auf Kohlen, und konnte kaum das Zeichen erwarten, das zum Aufstehen gegeben wurde.

Sobald dieses erfolgte, stand sie auf, und jung und alt versammelte sich um sie, wie die  
Biez

Bienen um den Weiser, um das Geheimniß zu erfahren, das ihr Herr Blaufohl anvertrauet hatte. Freulich hatte sie versprochen es bey sich zu behalten; aber es lag centner schwer auf ihrem Herzen. Da sie besorgen mußte, daß es ihr das Herz abstoßen möchte, so macht sie sich ein wenig Luft, und zischelte es ihrer Frau Gewatterin ins Ohr. Auf wiederhohletes Bitsen erfuhr es auch, unter dem Versprechen der Verschwiegenheit, ihre Frau Schwester, und endlich auch Mademoiselle Pelz. Binnen einer Viertelstunde wußte es die ganze Gesellschaft.

Man steckte die Köpfe zusammen und murmelte. Verschiedene Männer traten zu Herrn Blaufohl und fragten: haben Sie gute Nachrichten erhalten?

Er zuckte die Achseln und sagte: nicht die besten. Dieß war alles, was sie von ihm erfahren konnten.

Die ganze schöne Welt war umgestimmt. Sie, die sonst den Besitzer von Tonnen Goldes beständig umflatterte, fehrte nun dem verarmten Herrn Blaufohl den Rücken zu.

Nur Mademoiselle Kunknagel machte eine Ausnahme. Diese trat in ihrem leinenen Anzuge, ohne Frisur und Peruque, ganz treuhers

zig zu ihm und fragte: ist es denn wahr, Herr Blaukohl? daß Sie heute so unangenehme Nachrichten erhalten haben?

Bl. Nicht die besten.

R. Nun hoffentlich auch nicht die schlimmsten. Man zischelt sich zwar schreckliche Dinge in die Ohren, man sagt Sie hätten alles verloren.

Bl. Leider wahr!

R. Und wenn Sie dieß gleich selbst versichern: so sage ich doch; es ist nicht wahr. Sie haben ja Ihren Kopf und Ihr rechtschaffenenes Herz noch.

Bl. Ja, Gott lob! diese habe ich noch.

R. Wie können sie denn sagen, daß Sie alles verloren hätten? Ein Mann von Ihrem Kopfe und Ihrem Herzen darf den Muth nicht sinken lassen. Mit diesem Kopfe und Herzen erwarben Sie sich in Surinam, wie man sagt, Tonnen Goldes. Krebsleben ist nun freylich der Ort nicht, wo man großen Reichthum erwerben kann; aber sich so viel zu verschaffen, daß Sie davon mit Anstand leben können, wird Ihnen gewiß nicht schwer seyn.

Bl.



Bl. Sagen Sie dieß im Ernst?

R. Im völligen Ernste.

Bl. Solchen Glauben habe ich in Israel nicht funden.

Nun Mademoiselle, (ihre Hand sanft drückend) ich werde Ihnen zeigen, daß Sie sich an mir nicht geirret haben, und daß ich wirklich Muth genug besitze, mich aus der Verlegenheit, in welcher ich mich gegenwärtig befinde, herauszuzwickeln.

Jetzt merkte Herr Blaukohl, daß die Augen der ganzen Gesellschaft auf ihn und Mademoiselle Nunknagel gerichtet waren. Er brach also geschwind ab und suchte seinen Schwager auf. Herr Schwager! sagte er, ich habe so eben fatale Nachrichten erhalten, durch die ich so verstimmt bin, daß ich unmöglich länger hier bleiben kann. Thun Sie mir den Gefallen, und vertreten meine Stelle, sorgen dafür, daß es an nichts fehle, lassen den Ball angehen, und ermuntern die Gesellschaft, daß sie guter Dinge sey, und bitten, daß sie meine Abwesenheit entschuldigen möchte.

Der Schwager drang in ihm, ihm zu sagen was es nur eigentlich gäbe. Herr Blaukohl druckte ihm aber die Hand und sagte:  
 jetzt

Jetzt ist die Zeit nicht von dieser unangenehmen Sache zu sprechen. Morgen sollen Sie alles erfahren.

Hierauf schlich er sich fort, bestieg sein Lager und genoß einer angenehmen Ruhe in der Zeit, da in der Blaumeise auf seine Kosten gejubelt wurde.

Den folgenden Tag kam sein Schwager zu ihm und wollte recht klar und deutlich wissen, was für unangenehme Nachrichten eigentlich Herr Blaufohl erhalten habe. Es war aber Nichts aus ihm zu bringen. Er sagte, lieber Schwager! verschonen Sie mich mit dieser unangenehmen Sache! Ich werde mir schon zu helfen wissen. Wenn alle Stricke reißen: so ist mir der Weg nach Surinam noch immer offen, wo ich in wenig Jahren wieder erwerben kann, was ich verloren habe.

Kaum war der Schwager fort: so trat der Stadtschreiber Kunknagel herein. Verzeihen Sie, sagte er, Herr Blaufohl! daß ich unangemeldet zu Ihnen komme. Ich habe gehört, daß Sie unglücklich gewesen sind, da bin ich nun gekommen, mich bey Ihnen zu erkundigen, ob ich Ihnen nicht, als Rechtsgelehrter, mit meinem Rathe dienen kann.

Bl. Danke! danke! ich muß Ihnen aber sagen, daß ich mit den Herrn Rechtsgelehrten nicht gern etwas zu thun habe.

St. Warum denn das?

Bl. Die Herren Rechtsgelehrten geben uns gemeiniglich Rathschläge, die ungerecht sind, und von Ungerechtigkeit ist Simon Blaukohl kein Freund. Man wird mir Vorschläge thun, wie ich meine Gläubiger täuschen, und sie unter dem Scheine des Rechts um ihre Forderungen betrügen kann, und dazu verstehe ich mich nicht. Meine Gläubiger müssen alle bis auf den letzten Heller bezahlt werden, und sollte ich mit dem Stabe aus Krebsleben wandern müssen.

St. Herr Blaukohl! Sie müssen den Stadtschreiber Kunknagel nicht kennen: sonst würden Sie ihm nicht zutrauen, daß er Ihnen solche Zumuthungen machen könne. Wie ich höre, haben Sie Wechsel ausgestellt. Wenn nun diese eingeklagt werden: so müssen Sie auf der Stelle bezahlen. Sollte nun hierzu Ihre Baarschaft nicht hinreichen: so ging es über Ihre Handlung her, und dann könnten Sie leicht ruinirt werden; Sie können ja aber sich von Ihren Gläubigern eine Frist erbitten.

Bl.

Bl. Das Bitten steht mir freylich frey, wird es aber etwas helfen?

St. Es wird allerdings etwas helfen, wenn es nur klug angefangen wird.

Bl. Wie sollte man es denn anfangen?

St. Sie brauchen sich ja nur vom Stadtsrathe ein Zeugniß geben zu lassen, daß Sie Haus und Hof, eine Handlung und ein Waarenlager besitzen, die schuldenfrey sind. Dieß wird gewiß helfen. Erhalten Sie nun zur Zahlung Frist: so gewinnen wir Zeit mit einander zu überlegen, wie wir das Geld beschaffen wollen.

Bl. Wenn Sie es so meinen: so will ich mich Ihres Raths gern bedienen. In den ersten Tagen will ich zu Ihnen kommen, und Ihnen mein Buch vorlegen, woraus Sie sehen werden, wie es mit mir stehe.

St. Kommen Sie doch ja recht bald, denn mit Wechselgeschäften darf man nicht zaudern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

# Thüringen.

---

Fünf und vierzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

**B.** Wir haben Herrn Blaufohl im Gespräche mit dem Herrn Stadtschreiber Runknagel verlassen, der ihm bey der Geldverlegenheit, in die er so plötzlich gerathen war, seinen guten Rath anbot. — Er würde weiter gesprochen haben; weil aber der Wirth aus der Blaumeise herein trat: so brach er ab und empfahl sich bestens.

Hier lieber Herr Blaufohl! sagte dieser, bringe ich Ihnen die Rechnung über den Schmaus, den ich gestern auf Ihren Befehl ausrichtete. Sie sind doch wohl mit mir zufrieden gewesen?

**Bl.** Mit dem Schmause sehr zufrieden. Ich hoffe ich werde es ja mit der Rechnung auch seyn.

November 1811.

V v

W.

W. Ich hoffe es auch.

Herr Blaufohl schüttelte den Kopf, da er sie durchgelesen hatte, zog aber seinen Beutel, und zählte holländische Ducaten auf. Hier! Herr Wirth, sagte er haben Sie einstweilen die Hälfte Ihrer Rechnung. Mit der andern Hälfte müssen Sie ein Paar Wochen Geduld haben.

W. Ja lieber Herr Blaufohl! so haben wir nicht gewettet. Ich habe auf baare Zahlung gerechnet.

Bl. Die würden Sie auch bekommen haben, wenn mir nicht ein Unglück zugestoßen wäre. Wer kann für Unglück?

W. Ein Unglück? bedauere es sehr. Aber was hilft das alles. Ich muß mein baares Geld haben, und gehe nicht eher von der Stelle, bis ich völlige Zahlung erhalten habe.

Bl. Wenn Sie nicht gehen wollen: so setzen Sie sich, hier ist ein Stuhl. Aber das sage ich Ihnen, daß Sie, wenn Sie auch diese ganze Woche hier säßen, deßwegen doch keinen Ducaten bekommen würden. Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

W. Aber der Wirth zur Blaumeise nicht.

Ich

Ich werde Ihnen zeigen, daß in Krebsleben noch Recht ist. Ich werde Sie verklagen.

Pl. Das können Sie.

W. Also wollen Sie mich wirklich nicht bezahlen?

Pl. Am Willen fehlt es nicht, es ist mir aber unmöglich.

W. So leben Sie wohl! Hätte ich das gewußt —

Wirklich wurde Herr Blaufohl den folgenden Tag auf das Rathhaus gefordert. Er gestand die Richtigkeit der Forderung des Births sogleich ein, und, da er mit einem Handschlagge versprach, daß er ihn nach vier Wochen bezahlen wolle: so mußte sich dieser dabey beruhigen.

Dieser Vorfall erregte noch mehr Aufsehen in Krebsleben. Herr Blaufohl wurde das allgemeine Stadtgespräch. Man nannte ihn einen Großprahler, der ohne alle Ueberlegung handele. Er getraute sich am Tage gar nicht mehr auszugehen: denn man wies mit Fingern auf ihn. Die Schönen, die sonst so schmachztend nach ihm blickten, schlugen die Fenster zu, wann er unter denselben wegging; und, begegneten sie ihm auf der Straße: so wendeten sie

U n 2 — Das

Das Gesichte von ihm weg. Mademoiselle Pelz war sogar so boshaft, daß sie ihn nicht mehr Blaufohl, sondern Prahlfohl nannte.

Dieser Name fand Beifall. Von Herrn Blaufohlen war nun die Rede nicht mehr, sondern blos von — Prahlfohlen.

Er mußte sich dieses gefallen lassen. Einmahl schlich er sich auf den Abend zu seinem Schwager und seiner Schwester, und suchte sich da aufzuheitern. Er sagte ihnen, was der Stadtschreiber Kunknagel ihm für einen Rath ertheilet habe, und fragte, ob sie wohl glaubten, daß er sich ihm anvertrauen dürfe?

Ohne Bedenken, antwortete Herr Hirschs Horn. Der Stadtschreiber ist der rechtschaffenste Mann, den wir in Krebsleben haben. Allen Unglücklichen steht er bey, und hat gar viele gerettet. Auch den armen Bürgermeister Zinngießer würde er gerettet haben, wenn Rettung möglich gewesen wäre.

Gelegentlich lenkte er das Gespräch auch auf die Jungfer Stadtschreiberin, und spitzte die Ohren gar gewaltig, da ihm seine Schwester ihr Lob erzählete, und unter andern versicherte, daß sie, seit drey Jahren, nach dem Tode der Mutter, des Vaters Wirthschaft ganz allein  
gar



gar vortrefflich geführt habe. Wärest Du noch ein reicher Mann, lieber Bruder! setzte sie hinzu, kein besser Mädchen hätte ich Dir zur Frau vorschlagen können. Nun aber ist an so etwas nicht zu gedenken: Denn frenlich ist sie arm, und was soll ein armer Mann mit einem armen Mädchen machen?

Das bedauere ich, versetzte Herr Blaufohl, brach auf und wünschte dem Herrn Schwager und der Frau Schwester eine angenehme Ruhe.

Den folgenden Tag ging er zu dem Herrn Stadtschreiber, gerade in der Stunde, von welcher er wußte, daß dieser auf dem Rathshause wäre. Warum er dieß wohl mochte gethan haben? natürlich fand er ihn nicht zu Hause. Es war niemand da, als — die Jungfer Tochter, die in der Küche stand, und sich mit Zubereitung der Mahlzeit beschäftigte. Sie war schlecht, aber reinlich gekleidet, und hatte einen schwarzen Schmiß über der Nase, den sie mit ihren, vom Topfe geschwärzten, Fingern gemacht hatte. Herr Blaufohl versicherte in der Folge, daß er ihr recht artig angestanden habe.

Verzeihen Sie, sagte die Jungfer Stadtschreiberin, daß Sie mich so im Schmuze finden!

Bl.

Bl. Verzeihen? so sollten Sie sprechen, wenn ich Sie vor dem Spiegel gefunden hätte. Ich achte ein Frauenzimmer immer höher, das ich bey seinen häuslichen Geschäften antreffe, als ein anderes, das seine Zeit vor dem Spiegel verändelt.

J. St. Nun wenn Sie dieser Meynung sind —

Bl. Dieser Meynung bin ich wirklich. Eigentlich bin ich in der Absicht gekommen, Ihren Herrn Vater zu sprechen.

J. St. Und dieser ist gerade nicht zu Hause.

Bl. Wird er nicht bald wieder kommen?

J. St. Unter einer Stunde schwerlich.

Bl. Wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich indessen in Ihr Zimmer treten darf.

J. St. Wenn es Ihnen gefällig ist.

Er trat also herein, und die Jungfer folgte ihm. Und als sie hinein getreten waren, standen sie da, einander gegen über, und sahen einander an. Endlich sagte Friedrichen, so hieß die Jungfer Stadtschreiberin, wollen Sie sich nicht setzen?

Bl. Ich danke; ich bin nicht gar müde. Aber um auf die Hauptsache zu kommen, ich wollte Ihnen, liebe Mademoiselle (ihre Hand  
faß

fassend) eigentlich danken für die gute Meinung, die Sie von mir haben.

Fr. Danken? kann man eine andre, als gute Meinung von Ihnen haben? Nach allem, was ich von Ihnen sah, und was mir mein Vater von Ihnen erzählete, hatte ich immer die beste Meinung von Ihnen?

Bl. Wirklich? Nun da will ich Ihnen sagen, daß Sie sich nicht ganz in mir irrten. Ich habe es wirklich durch Nachdenken dahin gebracht, daß ich von keinem ausgestellten Wechsel etwas befürchten darf, und daß ich wenigstens mein Haus und Hof und meine Handlung behalte.

Fr. Nun da freue ich mich herzlich.

Bl. Aber in etwas haben Sie sich doch an mir geirret.

Fr. Und worinne?

Bl. Darinne, daß Sie glaubten, ich hätte den großen Reichthum, den ich in Surinam besaß, blos meinem Kopfe und Herzen zu danken. Bey weiten der größte Theil kommt von meiner seligen Frau her, die sehr reich war.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

 T o d e s : A n z e i g e .

Die Leser des Boten aus Thüringen werden gewiß nicht ohne herzliche Theilnahme die Nachricht von dem Ableben eines Mannes vernehmen, dem sie so manche angenehme Unterhaltung, so manche nützliche Belehrung verdanken; aus dessen Feder auch ihnen viele kräftige Worte des Trostes und der Beruhigung zugeflossen sind: — die Nachricht von dem Ableben unsers rechtschaffenen Vaters Christian Gotthilf Salzmänn, welches am 3ten October Abends elf Uhr, sieben Tage nach dem Eintritte einer heftigen Brustverschleimung erfolgte, welche die ärztliche Hülfe nur zu lindern, nicht gänzlich zu heben vermochte. Der Selige war geboren zu Sommerda im Erfurtischen am 1ten Juni 1744, und verlebte von seinen männlichen und Greisen: Jahren: sieben als Prediger zu Rohrborn bey Sommerda; sieben als Prediger an der Andreas: Gemeinde in Erfurt; drey als Lehrer der Religion an einer Erziehungsanstalt (dem sogenannten Philantropine) in Dessau; und sieben und zwanzig als Director der Erziehungsanstalt, die er im Jahre 1784 hier zu Schnepfenthal gegründet hatte. Möge sein Andenken noch lange bey Allen, die ihn persönlich oder aus seinen Schriften kannten, im Segen bleiben!

Schnepfenthal am 1ten November 1811.

Die nachgelassene Familie.

---

Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Sechs und vierzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

**W.** Nun, Herr Gebatter, brachte denn Herr Blaukohl sein Wort bey der Jungfer Stadtschreiberinn noch an, da sie sich, im Zimmer der letztern, unter vier Augen sprachen?

**B.** Er soll es gleich hören. Zuletzt hatte Herr Blaukohl seine Geliebte darauf aufmerksam gemacht, daß er seinen vormahligen großen Reichthum größtentheils mit seiner seligen Frau erhalten hätte. Hierauf erwiederte nun

Friederike (erröthend und die Augen niederschlagend): So! nun es gibt ja auch reiche Mädchen in Krebsleben.

**Bl.** Die mag es wohl geben. Wird sich aber eins entschließen, dem armen Prahlkohl seine Hand zu geben?

November 1811.

31

Fr.

Fr. Also haben Sie es auch gehöret, daß man Ihnen diesen Spottnahmen beygelegt hat?

Bl. Ich werde ja, und habe gar herzlich darüber lachen müssen.

Fr. Das haben Sie gut gemacht.

Bl. Was nun die reichen Krebsleberinnen betrifft: so werde ich keine heyrathen. Denn erstlich wird mir keine ihre Hand geben, zwenstens werde ich mich nicht entschließen können, einer die meinige zu geben.

Ich kenne die Krebsleber Schönen recht gut. Die reichste hat etwa vier bis fünftausend Thaler im Vermögen. Diese tragen höchstens 250 bis 260 Thaler jährlich ein. Wenn nun dieß in die Haushaltung gegeben würde: so wäre es freylich ein ganz feiner Zuschuß. Allein ein Mädchen, das seinem Manne so viel zubringt, das will nun die Rolle einer großen Dame spielen, macht alle neue Moden mit, treibt sich in Gesellschaften umher. Wie bald sind da 250 Thaler verthan? reicht es nicht: so muß der Mann von seinem Verdienste zuschießen; und anstatt sich der Küche und Wirthschaft anzunehmen, steht sie vor dem Spiegel und

und Fuß; Tische. Was nützt mir so eine Frau?

Ich kenne einen andern Reichthum, der mir weit schätzbarer ist, als alles baare Geld, dieß ist ein rechtschaffen Herz, ein gesunder Menschenverstand, und Fleiß und Wirthschaftlichkeit. Ich habe ein liebes Mädchen kennen lernen, das diesen Reichthum besitzt. Wenn dieses sich entschließen könnte, mir seine Hand zu geben: so wollte ich mich für den glücklichsten Mann schätzen.

Fr. In Krebsleben?

Bl. Ganz in der Nähe.

Hier trat Friedrikchen das Blut an das Herz; sie entfernte sich, und sagte, sie müsse in die Küche gehen, und die Mahlzeit zurichten.

Bald darauf trat ihr Vater in die Stube und entschuldigte sich wegen seiner Abwesenheit.

Ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, lieber Herr Stadtschreiber! (so redete ihn Blaus Kohl an) daß ich mir aus meiner Wechselgeschichte glücklich geholfen habe. Im ersten Schrecken habe ich mir die Sache weit schlimmer vorgestellt. Jetzt, da ich meinen baaren

Cassenbestand, und meine ausstehenden Schulden richtig überrechnet habe, finde ich, daß ich nicht nur meine ausgestellten Wechsel alle bezahlen kann, und noch einen beträchtlichen Ueberschuß behalte, sondern daß mein ganzes Krebsleber Vermögen vollkommen sicher ist. Glauben Sie mir das wohl auf mein Ehrens wort?

St. Aufs bloße Wort. Ich habe zu Ihnen ein solches Zutrauen, daß ich Ihnen alles, was Sie sagen, auf ihr bloßes Wort glaube.

Bl. Es das freuet mich sehr, daß Sie von mir eine so gute Meynung haben. Darf sich ein Mann, der bey Ihnen so sehr in Credit steht, wohl unterstehen, bey Ihnen anzufragen, ob Sie sich entschließen können, ihn zu Ihrem Schwiegersohne anzunehmen?

St. Diese Frage kommt mir ganz unerwartet.

Bl. Glaube wohl. Ich verlange aber auch jetzt keine Antwort. Ich habe die Regel: alles mit Bedacht! dieß muß man besonders beobachten, bey einer so wichtigen Sache, wie die Wahl eines Tochtermanns ist. Bedenken Sie die Sache, lieber Herr Stadtschreiber, so  
lang



lange Sie wollen, überlegen Sie sie mit der Jungfer Tochter, und dann erst, wann Sie einen festen Entschluß gefaßt haben, lassen Sie mich ihn wissen.

St. Haben Sie mit meiner Tochter darüber gesprochen?

Bl. Von ferne her. Sobald sie aber merkte wohin ich zielte, lief sie fort, und ließ mich ohne Erklärung.

St. Das machte sie gut.

Bl. Allerdings machte sie es gut, und ich würde ihr gewiß keine Erklärung abgefordert haben.

St. Da wären wir ja in allen Stücken einerley Meinung.

Bl. Gott gebe daß wir es auch in der Hauptsache sind! Leben Sie recht wohl, und verzeihen meine Freymüthigkeit.

St. Ich danke für Ihr Zutrauen.

Als Herr Blaukohl sich entfernt hatte, rief der Herr Stadtschreiber seiner Tochter zu, daß sie mit dem Anrichten der Mittagsmahlzeit noch eine halbe Stunde verziehen möchte, und begab sich in das Gärtchen, welches er gleich hinter seinem Hofe hatte. Denn, wie er überhaupt ein großer Freund der lieben Natur war, und sich durch einen Spaziergang von  
eis

einer halben Stunde ein größeres Vergnügen und dauerhaftere Aufheiterung zu verschaffen wußte, als Andern eine reichlich besetzte Tafel, eine Tanzlustbarkeit oder eine Spielgesellschaft zu gewähren im Stande war: so pflegte er besonders dann gern unter Gottes freiem Himmel sich aufzuhalten, wenn sein Gemüth ungewöhnlich bewegt war, wenn in einer wichtigen Angelegenheit ein Entschluß gefaßt werden sollte.

Etwas hastiger, als gewöhnlich, ging er in dem Hauptwege der zwischen seinen Gemütsbeeten hin führete, mehrmahls auf und nieder; und musterte Herrn Blaukohls Verhalten seit seiner Ankunft in Krebsleben so genau durch, als es ihm möglich war. Da fiel denn die Musterung allerdings sehr zu dessen Vortheile aus. Das friedliche Verhalten, welches Herr Blau Kohl gegen seine Schwester und seinen Schwager bey der Auseinandersetzung der Erbschafts- Angelegenheiten beobachtet hatte, gab ihm das Zeugniß, daß er ein friedliebender Mann seyn müsse. Daß er, der als Eigenthümer eines großen Vermögens in Krebsleben angekommen war, nicht die Hände in den Schooß gelegt, sondern sogleich Anstalt gemacht

macht hatte, die Handlung fortzusetzen, die  
 vordem im väterlichen Hause war betrieben  
 worden, zeigte seine Liebe zur Thätigkeit an.  
 Die Art, wie er sich die Bettern, guten Freun-  
 de und Bekannten vom Halse zu schaffen wußte,  
 die ihn, sobald sein Reichthum kund ge-  
 worden war, mit Bitten um Vorschüsse, Dar-  
 lehne, Geschäftsverbindungen u. s. w. bestürm-  
 ten, bewies seine Vorsicht im Umgange mit  
 andern Menschen, seine Lebensklugheit. Daß  
 Blaukohl kein Slave seiner Sinnlichkeit seyn  
 könne, schloß Herr Runknagel theils aus dem  
 mäßigen Aufwande, den er bisher für Speisen,  
 Getränke und andere leibliche Bedürfnisse ge-  
 macht hatte, theils daraus, daß er bey der  
 Wahl seiner künftigen Gattinn sich nicht durch  
 äußere Schönheit hatte blenden lassen. Die  
 Unterstützungen, welche Herr Blaukohl dem  
 Meister Schmelztiegel zufließen ließ, um ihn  
 in dem Stand zu setzen, daß er für sich und  
 seine Familie wieder auf eine rechtliche Art  
 Brot verdienen könne, überzeugten den Herrn  
 Stadtschreiber daß derselbe auch die Pflicht des  
 Wohlthuns kenne, und zu üben wisse. — Und  
 so entdeckte er, bey Betrachtung seines bisheris-  
 gen Wandels, noch gar manche gute Eigens-  
 chaft

---

schaft an Herrn Blaufohl; er kam zu der Ueberzeugung, daß in Ansehung seiner Denkungsart kein Hinderniß Statt finden könne, ihn zu seinem Schwiegersohne anzunehmen.

Eben so wenig war Herr Kunknagel wegen des künftigen Auskommens der beiden Leutchen in Sorgen. Daß Herr Blaufohl einen guten Anfang zu seiner neuen Wirthschaft habe, wußte er; als einen thätigen, betriebsamen Mann kannte er ihn auch; und daß seine künftige Gattinn das Ihrige zur Erhaltung und Mehrung des Eigenthums durch fluge Sparsamkeit, und sorgfältige Wirthschaft beitragen würde, dafür glaubte er ebenfalls bürgen zu können. Er durfte also nicht besorgen, ohne Bedacht zu handeln, wenn er seiner Tochter Herrn Blaufohls Wunsch, sie zu ehelichen, sogleich eröffnete, und ihre Meynung darüber vernahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Der Bote

aus

Thüringen.

---

Sieben und vierzigstes Stück.

---

1811.

~~~~~  
Bote. Wirth.

W. Der Herr Stadtschreiber Runknagel hatte also, wie Er mir das vorige Mahl erzählte, beschlossen, mit seiner Tochter über Herrn Blaus Kohls Henraths Antrag zu sprechen.

B. Ganz recht. Ben Tische wollte Friederiken das Essen gar nicht recht schmecken. Ihr Vater, der wohl wußte, was ihr die Eklust benommen habe, schwieg dazu. Sobald aber die Mahlzeit vorüber war, machte er mit ihr allein einen Spaziergang vor die Stadt; und da sie sich weit genug von derselben entfernt hatten, daß er keine Störung durch Vorübergehende mehr zu befürchten hatte, redete er zu Friederiken, die eben von ihrer seligen Mutter mit ihm gesprochen hatte, so weiter:

November 1811.

A a a

St.

St. Du weißt, liebe Tochter, wie glücklich ich mit deiner guten, seligen Mutter gelebt habe; wie herzlich wir uns freueten wenn Eins von uns nach kurzer Abwesenheit wieder nach Hause zurückkehrte, und zu dem Andern hinein trat; wie gern wir immer uns mit einander unterhielten, wie gern einander Freude machten; wie selbst dann, wenn wir einmahl in einer Sache nicht ganz übereinstimmend dachten, oder wenn Eins dem Andern in der Uebereilung ein unfreundliches Wort gesagt hatte, doch das vorige gute Vernehmen, das herzliche, vertraute Wesen, das zwischen uns Statt fand, immer gar bald wieder hergestellt war. Was meynst du wohl, daß es gewesen sey, was uns in dieser glücklichen Stimmung für einander so unausgesetzt erhalten habe?

Fr. Ach, wenn Ihr nicht beyde so gute, tugendhafte Menschen gewesen wäret: so hättet Ihr wohl unmöglich so glücklich mit einander leben können.

St. Lasterhafte Menschen, in so fern hast Du allerdings recht, können sich nie eines Dauerhaften Glücks erfreuen. Aber vollkommen gut ist, wie ich dir oft gesagt habe, kein Mensch auf dieser Erde; jeder hat noch seine
Fehls

Fehler, seine Schwächen. Wenn nun zwei Menschen in so enger Verbindung mit einander leben, wie Mann und Frau, so ist nichts natürlicher, als daß jedem des andern Fehler recht bemerkbar werden, und ihm oft beschwerlich fallen müssen. Kann daraus aber nicht leicht eine Abneigung gegen einander, kann daraus nicht der Wunsch entstehen, daß man von seinem Manne oder von seiner Frau wieder getrennt leben möchte; und auf diese Weise der Hausfrieden für immer gestört werden?

Fr. Dazu hättet, Du und die selige Mutter, Euch ja viel zu lieb, als daß Ihr je auf solche Gedanken hättet kommen können.

St. Nun sieh, liebe Friederike, da kommst Du ja selbst auf den Punct, auf welchen ich dich aufmerksam machen wollte. Eine herzliche Liebe, eine aufrichtige Zuneigung sind unerläßliche Bedingungen zu einer glücklichen Ehe. Auch solche Personen, die man im Vergleich mit andern gut nennen kann, würden doch in einer so engen Verbindung wie die eheliche ist, nicht glücklich mit einander leben können, wenn sie nicht eine wahre, innige Liebe für einander empfänden, welche jede kleine Störung des guten Vernehmens bald wieder aus-

zugleichen, und Eins mit dem Andern auszusöhnen im Stande wäre. Deine gute Mutter und ich, wir liebten uns aufrichtig, wie Du selbst weißt. Wir hatten einander genommen, weder um zu Reichthum zu gelangen, noch um dadurch in vortheilhafte Familiensverbindungen zu kommen, noch weil schöne äußere Bildung uns blendete, noch auch bloß deshalb, weil wir wußten daß keines von uns beiden mit groben Fehlern behaftet wäre: sondern weil wir, bey dieser Ueberzeugung, zugleich eine recht herzliche Zuneigung für einander fühlten, weil wir einander liebten. Und so ist denn auch unsere Ehe glücklich gewesen, und ich segne noch heute die Stunde, in der ich von deiner seligen Mutter das Jawort erhielt. —

Die lebhafteste Rückerinnerung an die glücklichen Tage, welche Herr Runknagel an der Seite seiner geliebten seligen Frau verlebt hatte, machte ihn so wehmüthig, daß er eine gute Strecke mit Friederiken gehn mußte, ohne weiter reden zu können. Dann knüpfte er das Gespräch folgendermaßen wieder an.

St. Was mich bewogen hat, mit dir, gute Tochter, jetzt über die glückliche Ehe zu sprechen,

chen, in welcher deine gute Mutter und ich mit einander gelebt haben, das kann Dir, nach dem was Dir heute Herr Blaufohl zu verstehen gegeben hat, nicht mehr ganz unerwartet seyn. Er hat wirklich bey mir um deine Hand angehalten, und mich ersucht, mit Dir über seinen Antrag zu sprechen.

Fr. (die schon vorher durch des Vaters Aeußerungen bis zu Thränen gerührt worden war, und ihm nun weinend um den Hals fiel) Ach, bester Vater! ich hatte mir schon vorgenommen auf diesem Spaziergange noch mein Herz vor Dir auszuschütten, und mir deinen väterlichen Rath zu erbitten. Freylich merkte ich wohl aus Herrn Blaufohls Aeußerungen, daß ich ihm nicht ganz gleichgültig wäre. Eine bestimmtere Erklärung mochte ich aber nicht abwarten, sondern entfernte mich unter einem schicklichen Vorwande.

St. Das war vernünftig gehandelt: denn eine überlegte Antwort ihm auf eine so unerwartete Erklärung zu geben, wärst Du ja doch nicht im Stande gewesen. Er würde übrigens, als ein verständiger Mann, eine entscheidende Antwort auch gar nicht von Dir auf der Stelle verlangt haben. Wahrscheinlich
hatte

Hatte er dabey, daß er sich mit seiner Liebesers-
 klärung an dich selbst zuerst wandte, keine an-
 dere Absicht, als deine Gesinnung gegen ihn
 aus deinem Benehmen bey der Sache einiger-
 maßen erforschen zu können. Und da es ihm
 nun geschienen hatte, als wärst Du nicht ganz
 abgeneigt, dich mit ihm zu verbinden, so ents-
 deckte er auch sogleich mir, deinem Vater, sei-
 nen Wunsch, und überließ, wie es sich ge-
 bührte, mir die weitere Leitung der Sache.
 Du weißt nun, wie herzlich ich dich liebe, und
 wie sehnlich ich daher wünsche, daß dein Ers-
 denglück durch eine zufriedene Ehe eben so
 dauerhaft unterstützt werden möge, als das
 meinige es war. Befolge also ja den väterlis-
 chen Rath, den ich Dir gebe, dich wohl zu
 prüfen, ob Du auch eine recht aufrichtige Liebe
 für den Mann empfindest, mit dem Du dich,
 bis der Tod euch trennt, so eng würdest ver-
 binden müssen, wenn Du seinen Antrag eins-
 mahl genehmigt hättest.

Fr. Habe herzlichsten Dank, liebster Vater,
 daß du für mein künftiges Wohl so treulich
 besorgt bist! Gern will ich deinen Rath befol-
 gen, und Alles wohl überlegen, ehe ich einen
 festen Entschluß fasse. Aber vor Allem sage
 mir

mir doch nur, wie Du gegen Herrn Blaufohl
gesinnet bist; dein Urtheil über ihn kann mich
ja doch am sichersten leiten.

St. Daß ich ihn, als einen verträglichen,
fleißigen, wohlthätigen und allen überflüssigen
Aufwand scheuenden Mann kenne, weißt Du
aus meinen mehrmahligen früheren Aeußerun-
gen über ihn. Wirklich ist mir auch in keiner
andern Hinsicht je etwas Nachtheiliges über
ihn zu Ohren gekommen. Für einen Engel
halte ich ihn deshalb aber noch keinesweges,
so wenig als ich mich selbst dafür halte. Ge-
wiß hat er auch seine Fehler, seine menschliz-
chen Unvollkommenheiten; die wir frenlich bey-
de noch nicht durch die Erfahrung kennen zu
lernen Gelegenheit hatten, da wir in keiner en-
gen Verbindung mit ihm lebten. Du aber,
liebes Kind, Du wirst sicher künfftig mit den-
selben bekannt werden, wenn Du ihm deine
Hand gibst; Du wirst dann manche Schwäche
an ihm wahrnehmen, an die Du jetzt nicht
denkst. Schlechterdings will ich Dich also durch
die gute Meinung, die ich von Herrn Blau-
fohl habe, nicht dahin bestimmen, daß Du in
seinen Antrag willigest. Frage Du vielmehr
dein Herz, und frage es zu wiederhohltten Mah-
len,

len, ob es eine innige, eine vorzügliche Liebe für ihn empfindet; ob diese Liebe auch wohl stark und unerschütterlich genug sey, um durch die Wahrnehmung so mancher Unvollkommenheit an dem Gegenstande derselben, nicht vermindert, und endlich gar in Abneigung verwandelt werden zu können. Fällt nun die Antwort immer bejahend aus: so sage Du in Gottes Namen auch Ja, und tritt dann mit einem Herzen voll Zuversicht in die für dein künftiges Leben so wichtige Verbindung. —

Während dieser Unterhaltung hatten der Herr Stadtschreiber und seine Tochter sich unvermerkt der Stadt wieder genähert. Sie mußten daher das Gespräch abbrechen, und ersterer bestimmte Friederiken nur noch eine Bedenkzeit von acht Tagen, nach welcher sie ihm eine entscheidende Antwort geben solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Acht und vierzigstes Stück.

1811.

An die Leser.

Im December des vorigen Jahres war der selisge Salzmann fest entschlossen den Boten aus Thüringen in dem folgenden Jahre nicht weiter fortzusetzen, weil die Zahl der Interessenten sich von Jahr zu Jahr verminderte. Er hatte bereits für das letzte Stück des Jahrgangs 1810 einen Aufsatz niedergeschrieben, in welchem er von seinen ihm noch treu gebliebenen lieben Lesern förmlich Abschied nahm. Aber durch das Zureden mehrerer Mitglieder selner Familie und einiger Freunde aus der Nachbarschaft ließ er sich doch noch bewegen, den gefaßten Entschluß wieder zu ändern — und so blieb jener Aufsatz damahls ungedruckt. Er fand sich nach dem Tode des biedern Verfassers unter seinen Papieren. Da nun die Leser des Boten aus Thüringen die Abschiedsworte

December 1811.

B b b

ihz

ihres verstorbenen Freundes und Lehrers gewiß gerade jetzt mit besonderer Theilnahme lesen werden: so folgt hier ein Abdruck derselben. — In dem nächsten Jahrgange dieser Zeitschrift wird die Geschichte des Herrn Pappel erzählt werden, wie sie der selige Salzmann aufgesetzt, und zu einem Andenken für die Leser des Boten aus Thüringen noch wenig Tage vor seinem Ende ausdrücklich bestimmt hat.

* * *

Kein Stück des Botens aus Thüringen schrieb ich mit so schwerem Herzen, als das letzte dieses Jahrgangs: weil ich in demselben von meinen lieben Lesern Abschied nehmen, und dieß Wochenblatt schließen muß. Dieß Blatt zu schreiben war immer eins meiner angenehmsten Geschäfte: weil ich in der Meynung stand, daß ich dadurch Gutes stiftete, meine Leser unterhielte, aufheiterte, belehrte, warnte, tröstete. Deswegen habe ich es seit 1788 fast ununterbrochen fortgesetzt, obgleich viele andere Arbeiten mir aufgelegt waren. Nur bisweilen ließ ich einen Jahrgang, oder einzelne Stücke durch einige meiner Freunde schreiben. Es war auch mein Vorsatz dieß Blatt bis

aus

ans Ende meiner Tage fortzusetzen *), und es in demselben den Lesern anzuzeigen wann ich abgerufen wäre. Allein — (hier folgen die Gründe die ihn zur Aenderung dieses Vorsatzes bewogen hatten). — Wer unterdessen das Blatt gern las, kann in der Geschichte Sebastian Kluges, Ernst Habersfelds und Joseph Schwarzmantels die in allen Buchhandlungen zu haben sind, manches Gelesene wiederzuhohlen. In diesen Büchern mache ich die Leser aufmerksam auf gewisse Güter, die sich jeder verschaffen kann, der sie ernstlich zu besitzen wünscht, und die mit keinem Impost belegt werden. Im Kluge zeige ich nämlich den großen Werth der Zeit; im Ernst Habersfeld, wie man frey, und seiner Begierden Herr werden könne; und in Joseph Schwarzmantel die wichtige Wahrheit: was Gott thut das ist wohlgethan, und den großen Werth des Vertrauens auf Gott.

Dies Letzte wünsche ich besonders, zum Lebewohl, allen meinen lieben Lesern. Es ist das

B b b 2 Eins

*) Dies ist geschehen. Noch am Abend vor seinem Todestage schrieb der Selige an Herrn Blaukohls Geschichte; und das war die letzte Arbeit die ihn hier auf Erden beschäftigte.

Einziges was uns beruhigen, bey allen Widers
wärtigkeiten und Gefahren, von denen wir bes
drohet werden zufrieden stellen kann. Alles Ue
brige, Reichthum, hoher Stand, Verbindung
mit den Mächtigen der Erde ist dagegen nichts.

Wir Alten, denen die Zeit die Haare gebleicht
hat, können davon ein Wort aus Erfahrung
sprechen. Wie Kinder, wann sie vor der Thür
des Zimmers stehen, in welchem der Vater die
Weihnachtsbescherung zubereitet, und durch das
Schlüsselloch die vielen Lichterchen und Wachs
stöckchen sehen, sich freuen, und vor Freude stramp
peln: so freueten wir uns, als wir auf Freyersfü
ßen gingen und unsere eigene Haushaltung ein
zurichten suchten. Da hing uns, wie man zu
sagen pflegt, der Himmel voll Geigen. Wir ers
blickten in der Zukunft nichts, als Freude und
Seligkeit. Und nun, da unsere Wünsche erfüllet
sind, haben wir denn die Herrlichkeit gefunden,
von der wir träumten? Machten uns die Gü
ter, die wir zu besitzen wünschten wirklich so
glücklich als wir glaubten? War nicht alles mit
Mühe, Kummer und Verdruß verknüpft? Vers
loren wir nicht vieles davon? und — trafen uns
nicht eine Menge Leiden und Unglücksfälle, die
wir durch das Schlüsselloch nicht wahrnehmen
konnen

konnten? Mir hat der gute Vater weit mehr bescheeret, als ich erwartet habe, und ließ mir, fast alles, was ich vornahm, gelingen. Nun, da mir alles gelungen ist, finde ich doch, daß es mir keinen Frieden, keine wahre Beruhigung gebe. Nichts finde ich worauf ich mit Zuversicht bauen, wovon ich, bey den trüben Aussichten in die Zukunft, sichere Hülfe erwarten könnte.

Ich erziehe mehrere Kinder, die meiner Aufsicht anvertrauet wurden. Diese pflegen gewöhnlich, wann der Schnee anfängt weich zu werden, einen Goliath von Schnee aufzuführen, und freuen sich gar herzlich wenn das Ungeheuer vor ihnen steht. Ich sehe ihren Anstrengungen mit Vergnügen zu. Wann aber Einer und der Andere davon spricht, wie herrlich dieser Goliath sich nach vier Wochen ausnehmen werde: so muß ich lächeln. Gemeiniglich ist er, schon vor Ablauf der ersten Woche verschwunden.

Last uns keine Kinder seyn, und von Dingen, die so vergänglich sind, als ein Schneemann, unser Heil erwarten. Denn alles was irdisch, was sterblich ist, gleicht einem Schneemann. Wo sind die Vorfahren, unter deren Augen wir aufwuchsen? Wo die Schulkammeraden, mit denen wir den Ball schlugen? Wo
die

Die Freunde die an unserm Hochzeitstage so fröhlich waren und so lustig tanzten? Hier und Da bemerken wir vielleicht noch einen davon, die übrigen modern in den Gräbern. Wo ist der Glanz und der Reichthum so mancher angesehenen Familie? Wo ist — — —? Es ist alles verschwunden. Und so wird die jetzt lebende Welt mit ihrer Herrlichkeit einst auch nicht mehr seyn. Und auf diesen Schneemann wollten wir bauen, und von ihm unser Heil erwarten?

Nur der da war, ehe die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, der da bleibt wie er ist und dessen Jahre kein Ende nehmen, ist es, auf den wir sicher rechnen, von dem wir die Beförderung unsers Wohls mit Gewißheit erwarten können.

Das feste Vertrauen auf ihn war zu allen Zeiten für die Menschen Bedürfniß, und schon vor Christi Geburt geschah an die Menschen die Ermahnung: es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen; verlasse dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlasse dich nicht auf deinen Reichthum. Vielleicht ist es aber noch nie so einleuchtend gewesen, wie wenig wir es entbehren können, als in den bedenklichen Zeiten, in welchen wir leben. Nach dem

zu urtheilen, was seit einigen Jahren vorgefallen ist, können wir nicht anders, als glauben, daß Gott beschlossen habe, die ganze menschliche Gesellschaft umzuschmelzen, und ihr eine andere Gestalt zu geben. Wie vieles wird da zusammenschmelzen, was uns lieb war, und woran, von Kindheit auf unser Herz hing. Wie manchen heißen Tag wird diese Umschmelzung uns und unsern Kindern verursachen. Daher bemerkt man hier und da große Niedergeschlagenheit.

Was soll uns dagegen sichern? was bey der dunkeln Zukunft, welcher wir entgegen gehen, Aufheiterung und frohen Muth verschaffen? Allein das Vertrauen auf Gott. Sobald der Glaube bey uns lebendig wird, daß der Schöpfer Himmels und der Erde unser Vater sey, daß alle Weltbegebenheiten durch ihn regiert werden, daß er eine solche Einrichtung getroffen habe, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen: so wird es Helle in der Seele; alle Schreckbilder, die man vor sich sahe, verschwinden und — man fürchtet kein Unglück.

Mag doch alles, was um uns ist sich ändern, wenn wir uns nur nicht ändern, und Gottes Weg nicht verlassen: so wird auch seine
Lies

Liebe unveränderlich seyn. Mögen uns Schicksale treffen, die sehr schmerzhaft sind; wenn wir den festen Glauben haben, daß sie von Gott kommen: so können wir gewiß hoffen, daß sie zu unserm Besten dienen müssen. Mag alles drunter und drüber gehen: Gott wird immer diejenigen zu schützen wissen, die ihr Vertrauen auf ihn gesetzt haben.

Aber wer dieses feste Vertrauen erlangen will, der muß freylich auch vor Gott wandeln und fromm seyn, und so wie der Schullehrer Lichtknecht that, bey allem was er denkt und thut auf Gott und sein Geboth Rücksicht nehmen.

So gehabt Euch denn wohl, lieben Leser! daß Vertrauen auf Gott möge uns alle durch die dunkeln Gänge dieses Lebens leiten, uns vor Verirrung und Kleinmuth bewahren, wie ein Licht in der Finsterniß leuchten und zu einer bessern Welt führen, wo wir mit Dank erkennen werden, daß uns Gott sehr gut geleitet habe. Herzlich wünsche ich, daß ich in dieser bessern Welt recht viele Leser des Botens aus Thüringen finden möge.
Schneppenthal, im Christmonath 1810.

C. G. Salzmänn.

Der Bote

aus

Thüringen.

Neun und vierzigstes Stück.

1811.

Bote. Birtk.

Der Herr Stadtschreiber hatte, wie Er sich von meiner letzten Erzählung her noch besinnen wird, mit seiner Jungfer Tochter einen Spaziergang gemacht, und ihr Herrn Blaukohls Anliegen eröffnet.

Als sie noch ein Paar hundert Schritte vom Thore waren, kam eben Herr Blau Kohl durch dasselbe gegangen, um auch einen Spaziergang zu machen. Da er sie aber von fern bemerkte, war er bescheiden genug einen Seitenweg einzuschlagen, um sie durch sein Zusammentreffen mit ihnen nicht in Verlegenheit zu setzen. Der Seitenweg führte ihn erst noch eine Strecke weit durch die Vorstadt, und unter andern an einem Hause vorüber, aus welchem ihm lustige Musik, und dazwischen ein

December 1811.

E c c

Gez

Gemisch von freudigen und von rohe Ausgelassenheit verkündigenden Tönen entgegenschallte.

Herr Blaufohl blieb an der Hausthür einen Augenblick stehen, und da eben ein Mädchen heraustrat, das einen Teller voll Kuchen in der Hand hatte: so fragte er, was denn hier vorgehe. Er bekam zur Antwort, die Tochter vom Hause habe Hochzeit. Das Wort Hochzeit erregte in ihm, so unangenehm auch der erste Eindruck gewesen war, den der wilde Lärm auf ihn gemacht hatte, doch eine freudige Empfindung; und sein Friederikchen schwebte ihm dabei gleich vor der Seele. Da er nun durch die offen stehende Hausthür gewahr wurde, daß der Vorplatz mit einer nicht geringen Anzahl von Zuschauern gefüllt wäre, die durch die gleichfalls geöffnete Stubenthür die Hochzeitgäste in Augenschein nähmen: so lockte der Gedanke, hier ist Hochzeit, ihn ebenfalls in das Haus, und er fand bald einen Platz, wo er deutlich sehen konnte, was in der Stube vorging.

Das, was er sah, war ihm aber nichts weniger als erfreulich. Der Hochzeitschmaus näherte sich eben seinem Ende. Die warmen Gerichte waren abgetragen worden, und Kuchen

und

und geistiges Getränk füllten die Tafel um welche die sämtlichen Hochzeitgäste herum — zwar nicht alle mehr ordentlich saßen, sich aber doch wenigstens befanden. Nur einige von ihnen schienen noch den freyen Gebrauch ihrer Vernunft zu haben, und diesen sah man es an, daß sie mit Widerwillen in dieser Gesellschaft verweilten: Alle übrigen waren, durch unmäßigen Genuß des geistigen Getränks, aus der Classe der vernünftigen Wesen, der sie eigentlich angehörten, auf einige Zeit in die Classe der vernunftlosen Geschöpfe herabgesetzt worden. Denn weder in ihrem Blick, noch in ihren Handlungen und Worten war mehr eine Spur von Vernunft zu entdecken. Das Gesicht war häßlich verzerrt, der Blick ohne Geist und Ausdruck. Die noch der Sprache mächtig waren, brachten das unverständigste Zeug vor, sagten Dinge, über die sie bey gesundem Verstande selbst würden vor Scham haben erröthen müssen, beleidigten einander durch unartige Reden, und sangen zum Theil Sassenlieder, deren Inhalt bald ohne Sinn, bald wider den guten Anstand war. Einige waren aber auch so tief gesunken, daß sie nicht einmahl mehr menschliche Töne hervorzubringen

vermochten, sondern nur noch thierische Laute von sich gaben, die bald unbändige Freude bald rohen Unwillen ausdrücken zu sollen schienen. Daben fuhren sie, so lange es gehen wollte, immer noch fort von dem geistigen Getränke hinterzugießen; legten sich auf die unanständigste Weise zurück oder auf die Seite, statt in menschlicher, aufrechter Stellung zu sitzen, und thaten alles, was sie vornahmen mit plumper Ungeschicklichkeit.

Herrn Blaufohl, der lange nicht in eine ähnliche Gesellschaft gekommen war, standen von dem Anblick die Haare zu Berge; und er konnte nicht unterlassen, seinen Abscheu gegen solch ein ungebührliches Betragen den Umstehenden laut zu erkennen zu geben. Nur fünf Minuten etwa blieb er ein Augenzeuge dieser saubern Hochzeitsfeier; dann eilte er wieder ins Freie und setzte seinen Spaziergang fort.

Nein wahrlich! so soll es bey deiner Hochzeit nicht hergehen, wie es da herging: das war der erste Gedanke den er in die Seele faßte, sobald die Entfernung von dem, noch weit durch die Straße schallenden wilden Gesetze, ihm das ungestörte Denken wieder möglich

lich

lich gemacht hatte; und an diesen Gedanken knüpfte sich denn gar leicht noch eine ganze Reihe anderer, die größtentheils die Art und Weise betrafen, auf welche er seine Hochzeit begehen wollte. Mit allerhand Entwürfen dazu beschäftigt, flog ihm die Zeit, die er zu dem Spaziergange bestimmt hatte pfeilschnell vorüber, und er stand wieder vor seiner Haus-
thür, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen wäre.

Aber so blieb es nicht immer. Vielmehr schienen, obgleich Ungeduld Herrn Blaukohl's Fehler eben nicht war, die folgenden Tage ihm immer langsamer zu verfließen; indem er von einem zum andern auf eine entscheidende Antwort vom Herrn Stadtschreiber und seiner Jungfer Tochter hoffte.

Sechs Tage waren ihm schon auf diese Weise verstrichen, ohne daß Etwas vorgefallen wäre, das ihm hätte eine kleine Zerstreuung machen, und seine Gedanken von dem Gegenstande seiner Wünsche ein wenig ablenken können. Am siebenten aber, als er eben sein Frühstück genossen hatte, und wieder in seine Holz-Niederlage gehen wollte, wo er an dem

Das

Tage Geschäfte hatte, trat der Briefträger herein und überreichte ihm einen Brief.

Die Aufschrift schien von einer bekannten Hand herzurühren, und doch wußte er sich nicht zu besinnen, wann und wo er diese Schrift schon einmahl gesehen hätte. Er erbrach den Brief, sah nach der Unterschrift und fand da den Namen — Kopfstück. Mehr konnte er aber auch für dießmahl nicht lesen: denn einer seiner Arbeitsleute trat herein, und meldete, daß ein Käufer ihn in der Holz-Niederlage erwarte.

Auf dem Wege dahin dachte er bey sich selbst darüber nach, was doch wohl Herr Kopfstück für ein Anliegen haben möchte. Er rieth hin und her, fand aber immer eins unwahrscheinlicher als das andere; und darüber war er in der Niederlage angelangt und mußte nun seine Gedanken auf den abzuschließenden Handel richten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues

Französisch = Deutsches

und

Deutsch = Französisches

Schul = Lexicon

für den ersten Unterricht.

2 Bände. 8. Leipzig, bey Gerhard Kleischer
dem Jüngern 1811. Ladenpreis für beyde Bände
(70 Bogen stark) Einen Thaler Sächs. oder
1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Unter der großen Menge von Französisch =
Deutschen und Deutsch = Französischen Wörter-
büchern gibt es keins, das für den ersten Un-
terricht in der Französischen Sprache im All-
gemeinen, so wie auch besonders für die ärs-
mern Volksklassen und Anfangsschulen zur Er-
lernung dieser jetzt so nothwendig gewordenen
Sprache berechnet wäre. Diesem Mangel glaubt
der Verleger dadurch abgeholfen zu haben,
daß er ein Wörterbuch bearbeiten ließ, wel-
ches mit der möglichsten Wohlfeilheit eine zweck-
mäßige Vollständigkeit verbindet. Wenn nun
unbemittelte Aeltern beyde Theile eines Frans-
zösisch = Deutschen und Deutsch = Französischen
Wörterbuchs von 70 Bogen, worin nicht nur
alle gangbare Wörter in beyden Sprachen,
sondern auch die nöthigen Redensarten zur Er-
klärung derselben enthalten sind, um den äußerst
geringen Preis von 1 Rthlr. Sächs. für ihre
Kinder anschaffen können, so dürfte der Zweck,
den man bey Bearbeitung dieses Werks beabs-
ichtigen zu müssen glaubte, die Verbreitung
der

der Französischen Sprache allgemeiner zu machen, nicht verfehlt werden.

Bei demselben Verleger sind auch noch folgende Schriften zum Unterricht in der Französischen Sprache erschienen, die sowohl ihres innern Werthes, als ihrer Wohlfeilheit wegen, für den Schulgebrauch gleichfalls sehr zu empfehlen sind:

Numa Pompilius, second roi de Rome par M. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregister für den Schulgebrauch. 2te Aufl. 1811. 8. (21 Bogen). 8 Gr.

Guillaume Tell, ou la Suisse libre, par M. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregister zum Behuf des Unterrichts. 8. 1810. 4 Gr.

Französische Sprachlehre für Anfänger, von C. F. Le Mang. 3te verbesserte Aufl. 8. 1811. (20 Bogen). 8 Gr.

Fables de la Fontaine. In 3 Theilen. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister, für Schulen. 8. (44 Bogen). 1 Rthlr.

Neues Französisches Lesebuch, oder Anleitung zur Uebung in der Französischen Sprache. Mit einem Wortregister von E. C. Laufhard. 3te Aufl. 8. 1811. (23 Bogen). 8 Gr.

G. Fleischer der jüngere,

Vorstehendes ist gegen Einsendung des Betrags zu haben:

in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt
zu Schnepfenthal.

Der Bote
aus
Thüringen.

Funfzigstes Stück.

1811.

Bote. Wirth.

W. Das Herr Blaufohl einen Brief vom Herrn Kopfstück erhalten hätte, hat Er mir zuletzt erzählt, Herr Gevatter. Nun theile Er mir doch auch den Inhalt des Briefs mit.

B. Recht gern. Auch Herr Blaufohl konnte nicht sogleich ans Lesen kommen, wie Er sich noch erinnern wird. Sobald aber seine Arbeitsleute Mittag machten, eilte er in seine Wohnung zurück, nahm den Brief wieder zur Hand und las:

Werthgeschätzter Herr Blaufohl!

Längst schon wäre es meine Pflicht gewesen, an Sie zu schreiben, und Ihnen nochmals meinen innigsten Dank für die Barmherzigkeit zu versichern, die Sie an mir und

December 1811.

D D D meis

meinem Unglücksgefährten, Herrn Leuchter, gethan haben: da Sie uns verlorne Söhne in Surinam, wo wir von aller Welt verlassen waren, aufnahmen, von unserer Thorheit uns heilten, zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft uns umzubilden anfangen, und endlich unsern bekümmerten Familien uns wieder zuführten. Verzeihen Sie mir ja, daß ich die Erfüllung dieser meiner Pflicht so lange verschoben habe. In meinem Herzen bleibt die Schuld, die ich nie ganz wieder auszugleichen im Stande seyn werde, in unvergeßlicher Erinnerung.

Auch die Ermahnung, die Sie mir und Herrn Leuchter vor unserer Abreise aus Surinam gaben, ist bey mir noch im frischen Andenken. „Solltet Ihr, so sagten Sie zu uns, in Zukunft auch einmahl jemand antreffen, der sich in großer Verlegenheit befände und sich nicht daraus zu retten wüßte: so denkt daran wie euch zu Muth war, als ihr durch einen ehrlichen Mann aus der Noth errettet wurdet, und thut dann an jenem desgleichen!“ — So wehe es mir nun thut, daß Ihnen, wie ich gestern von einem durchreisenden Kaufmanne zufälliger Weise erfuhr, der größte Theil Ihes
res

res Vermögens auf dem Meere verlohren gegangen ist, und daß Sie dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden sind: so freue ich mich doch auf der andern Seite, dadurch Gelegenheit zu erhalten, Ihnen einen schwachen Beweis von meiner aufrichtigen Bereitwilligkeit geben zu können, die gute Ermahnung, die Sie mir gaben, treulich zu befolgen.

Mein Vater hat mir sehr bereitwillig die Hände zur Ausführung meines Vorhabens gebotzen. Er wollte sich damahls gar nicht wieder zufrieden geben, als er Sie, nachdem er von der Freude, die meine Rückkehr ihm verursacht hatte, wieder zu sich selbst gekommen, und Ihnen dann mit mir sogleich in den Gasthof nachgeeilt war, daselbst nicht mehr antraf. Gar oft hat er nachher den Wunsch geäußert, Ihnen auf irgend eine Weise seine Dankbarkeit bezeugen zu können. Sobald ich ihm das her gestern meine Absicht erklärt hatte, überließ er mir mit Vergnügen befolgende Anweisung auf Ein tausend Reichsthaler. Ich bitte Sie recht sehr, von derselben Gebrauch zu machen, und sich das Geld von dem darin benannten Handlungshause auszahlen zu lassen. Ohne Umstände behalten Sie dann diese Summe so

lange in Händen, als sie Ihnen nützlich seyn kann: Und sollte es Gottes Wille seyn, Sie künftig in eine Lage zu versetzen, in welcher die Rückerstattung des Geldes Ihnen unmöglich fiele: so thue ich auf dieselbe im Voraus gänzlich Verzicht. Ich betrachte die übersandte Summe nur als einen kleinen Wiederersatz für das, was ich von Ihnen empfangen habe, und nie ganz werde vergelten können; und bleibe daher bis ans Ende meiner Tage

Ihr

dankbarer Verehrer

E. C. Kopfstück.

Die Thränen waren Herrn Blauzohl in die Augen getreten, während er diesen Brief durchgelesen hatte. Das Andenken an die gute That, die ihm mit der Errettung der beiden jungen Thoren so wohl gelungen war, und der Beweis von aufrichtiger Dankbarkeit den er jetzt von dem einen derselben erhielt, hatten ihn bis zu Thränen gerührt. Gott! dachte er bey sich selbst, wenn doch alle Menschen, die Gelegenheit haben, Andern eine Wohlthat zu erweisen, sich die süßeste aller Freuden verschafften, die man auf dieser Erde genießen kann: die Freude welche der Rückblick auf eine gelungene

ges

gene gute That uns verursacht! Es ist wahr, die Rettung jener zwey Jünglinge hat mir manche Mühe verursacht, manche Stunde Zeit gekostet, die ich auf ihren Unterricht verwendete, manchen Thaler Geld, der für ihren Unterhalt in Surinam und auf der Rückreise nach Deutschland ausgegeben werden mußte. Aber was hätte ich von der aufgewandten Zeit, was von dem aufgewandten Gelde wohl jetzt noch für einen Nutzen, wenn es nicht die Freude über die gute Anwendung wäre, die ich das von machte? Wäre nicht das Geld wahrscheinlich auch größtentheils mit vom Meere verschlungen worden, wie meine übrigen Reichthümer?

Diese und ähnliche Gedanken hatten ihn wohl eine Viertelstunde still beschäftigt, als die Stadtuhr, die halb Eins schlug, ihn erinnerte, daß es hohe Zeit sey, zu Tische zu gehn. Er ging, um der Gesellschaft willen, bey seiner Schwester, der Frau Försterin Hirschhorn, an die Kost. Da er so spät kam, so drang man in ihn, zu erzählen, was die Veranlassung zu seinem langen Ausbleiben gegeben hätte, und er nahm keinen Anstand seinem Schwager

ger

ger und seiner Schwester den Brief des Herrn Kopfstück zum Durchlesen mitzutheilen.

Beide wurden gleichfalls durch den Inhalt desselben gerührt, und Herr Blaufohl mußte ihnen nun die ganze Geschichte mit Herrn Leuchter und Herrn Kopfstück, die er bis dahin verschwiegen hatte, umständlich erzählen.

Es ist doch eine herrliche Sache um die Dankbarkeit, sagte der Herr Förster Hirschhorn, als die Erzählung geendigt war; und der Apostel Paulus hatte wohl Recht, wenn er die christliche Gemeinde zu Thessalonich in dem einen seiner Briefe recht nachdrücklich das zu ermahnte. „Send dankbar in allen Dingen,“ rief er ihnen zu: „denn das ist der Wille Gottes in Jesu Christo an euch!“ Wer gegen empfangene Wohlthaten gefühllos bleibt, wer nicht ein inniges Verlangen bey sich fühlt, das Gute, was ihm Andre erwiesen, von Herzen zu erkennen und nach besten Kräften wies derzuvergelten: — wahrlich der steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung! Ist er undankbar gegen die Menschen, die ihm wohlthun, und die er als seine Wohlthäter mit Augen vor sich sieht: wie kann man glauben daß er dankbar seyn werde gegen Gott,
 seis

seinen unsichtbaren Wohlthäter? Und beseelt ihn keine Dankbarkeit gegen Gott: so wird er auch nicht geneigt seyn, die göttlichen Gebote zu erfüllen: so wird er lieber seinen thierischen Begierden als der Stimme Gottes folgen, und sich ins Unglück stürzen.

Ich arbeite daher bey meinen Kindern, so jung sie auch noch sind, schon jetzt daran, daß ich sie zur Dankbarkeit gewöhne. Da ist es aber freylich nicht hinlänglich, wenn man, so oft sie von Jemand Etwas geschenkt bekommen, sie dazu anhält, die Worte „Ich danke schön,“ nachzuplaudern, und allenfalls auch noch ein schön Patschhändchen zu geben: sondern man muß sie oft, in einem liebreichen, wohlwollenden Tone (ja nicht so, als ob man es ihnen vorwürfe, wieviel Gutes sie genossen) auf die vielen Dienste aufmerksam machen, die Andre ihnen erweisen auf die Güte mit welcher für alle ihre Bedürfnisse gesorgt würde, für die sie selbst zu sorgen, noch nicht im Stande wären: damit sie früh es erkennen, was sie ihren Aeltern und den andern Personen schuldig sind, die für sie leben. Ist nur einmahl diese Erkenntniß in ihnen da, so wird gewiß die Neigung, das empfangene Gute nach Vermögen,

gen zu erwiedern auch nicht fehlen: sie werden dankbare Menschen werden.

So sprach Herr Hirschhorn. Herr Blaufohl mußte ihm in Allem Recht geben, und nahm sich vor, wenn Gott ihm auch einmahl Kinder schenken würde, die Anwendung von Dem zu machen, was sein Schwager eben gesagt hatte.

Der folgende achte Tag seines sehnlichen Hoffens war unter mancherley Arbeiten auch schon bennah verfllossen, ohne daß er aus der Ungewißheit wäre gerissen worden, in welcher er wegen der Antwort schwebte, die er von Herrn Kunfnagel erhalten würde. Eben wollte Herr Blaufohl seine Wohnung verlassen, um zu seiner Schwester zum Abendessen zu gehn; als der Rathsdienner hereintrat und ihm — nicht eine Citation vor den hochedeln Stadtrath, sondern — ein Briefchen vom Herrn Stadtschreiber Kunfnagel, nebst einer Empfehlung von demselben überbrachte. Er las es durch, und entließ dann den Rathsdienner mit der Versicherung, daß er Alles gehörig besorgen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote

aus

Thüringen.

Ein und funfzigstes Stück.

1811.

~~~~~  
Bote. Wirth.

**B.** Herr Blaufohl wollte also Alles aufs Beste besorgen, was der Herr Stadtschreiber ihm in dem durch den Rathsdienner übersandten Briefchen aufgetragen hatte? — Große Ueberwindung wird's ihm wohl nicht gekostet haben.

**B.** Ich glaube es selbst. Statt nämlich zum Herrn Förster Hirschhorn zu Tische zu gehen, eilte Herr Blaufohl — dem Hause des Herrn Stadtschreibers zu: denn dieser hatte ihn in dem Briefchen gar freundlich auf einen Löffel voll Suppe für diesen Abend eingeladen. Bey der Schwester ließ er sich entschuldigen, daß er dießmahl nicht ihr Tischgenosse seyn könne: da er dringende Abhaltung hätte.

December 1811.

E e e

Wie

Wie freudig klopfte ihm das Herz, als er um die letzte Straßenecke herumging, und das Nunknagelsche Haus in der Ferne vor sich liegen sah! Jetzt schellte er an der Hausthür; der Herr Stadtschreiber öffnete sie ihm selbst, begrüßte ihn freundlich, und führte ihn in seine Schreibstube. Sobald Herr Blaufohl abgelegt hatte, faßte ihn der Herr Stadtschreiber bey beyden Händen, und sagte:

Sie bleiben also, lieber Freund, noch fest bey Ihrem mir mitgetheilten Entschlusse, meine Friederike zu ihrer künftigen Lebensgefährtinn zu machen?

Bl. Seyn Sie versichert, lieber Herr Stadtschreiber, daß ich diesen Entschluß nicht leichtfertig hin, sondern daß ich ihn mit Bedacht gefaßt habe. Ihre liebe Tochter machte, gleich als ich das erste Mal sie sah und sprach, einen so angenehmen Eindruck auf mich, daß der Wunsch in meiner Seele entstand, an ihrer Seite leben zu können. Ich schritt aber zur Ausführung meines Plans nicht eher, als bis ich Gelegenheit gefunden hatte, das gute Mädchen theils selbst genauer kennen zu lernen, theils das Urtheil anderer redlichen Menschen über dasselbe zu vernehmen. Nun aber, da  
ich

ich von ihrer Rechtschaffenheit, ihrer Thätigkeit, ihrem zum vorurtheilsfreyen Denken und Urtheilen gewöhnten Verstande mich hinlänglich überzeugt habe, nun kann ich mit gutem Gewissen Ihnen die Versicherung geben, daß meine Liebe für Ihre Tochter unveränderlich bleiben, ja daß sie, wie ich überzeugt bin, vielmehr von Jahr zu Jahr an Stärke und Zusinnigkeit zunehmen werde: wenn es Gott gefällt, uns beyde am Leben zu erhalten.

St. (Herrn Blaukohl umarmend.) So empfangen Sie von mir die Versicherung, daß ich stets als ein redlicher Schwiegervater an Ihnen handeln werde! Meine Friederike wird Ihnen ihr Jawort sogleich selbst geben.

Ben diesen Worten entfernte sich der Herr Stadtschreiber; trat aber bald darauf, mit Friederiken an der Hand, wieder in das Zimmer. Herr Blaukohl ging ihm entgegen, faßte Friederikens Hand, und stammelte bewegt die Worte:

Sie sind, liebstes Friederikchen, wie Ihr Herr Vater mir die Hoffnung macht, entschlossen meinen sehnlichen Wunsch zu erfüllen, meine herzliche Liebe zu Ihnen mit Gegenliebe zu erwidern?

Friederike drückte sanft Herrn Blankohls Hand, und versicherte mit wenig Worten, daß sie sich glücklich schätze, an der Hand eines so braven Mannes durch das Leben gehen zu können. Beyden, und selbst dem guten Alten traten Freudenthränen in die Augen, und eine gegenseitige Umarmung drückte die Liebe, die sie für einander empfanden noch überzeugender aus, als sie durch Worte sich dieselbe zuzusichern würden im Stande gewesen seyn.

Nun, meine lieben Kinder, sagte der Herr Stadtschreiber nach einigen Minuten, möge Gott Euch stärken, daß Ihr den guten Vorsätzen immer treu bleibt, mit denen ihr den für Euer künftiges Glück so wichtigen Schritt gethan habt. Von Euch, das wißt Ihr ja beyde, von Euch hängt es allein ab, ob Ihr in Euerm neuen Stande zufrieden leben werdet, oder nicht. Was die Zukunft auch für Schicksale Euch enthüllen wird, wie viel heitre und wie viel trübe Tage Eurer warten mögen: thut Ihr nur unter allen Umständen redlich das, was Eure Pflicht erfordert, und setzt Euer Vertrauen auf Gott: so wird jede von Ihm Euch zgedachte Freude doppelte Süßigkeit für Euch haben; jedes Leiden, das er  
Euch



Euch zuschickt, zu Eurer Beredelung beitragen; und Ihr werdet, wenn einst graues Haar Eure Scheitel deckt, auf die Leiden wie auf die Freuden die Gott Euch zusandte, mit dankbarer Rührung zurückblicken können.

Herr Runknagel faßte hierauf die Neuverslobten bey der Hand, und führte sie in das Familienzimmer, wo er Herrn Blaukohl seinen jüngern Kindern als Friederikens künftigen Mann vorstellte. Sie waren nicht wenig über diese Nachricht verwundert, und Herr Blaukohl küßte sie alle der Reihe nach, und sagte: sie möchten ihn nun auch so lieb haben, wie sie ihre älteste Schwester bisher schon gehabt hätten. Friederike richtete indeß an, und die kleine Gesellschaft brachte den übrigen Abend bey einer einfachen Mahlzeit noch recht vergnügt zu.

Beym Weggehen wurde Herr Blaukohl vom Herrn Stadtschreiber freundschaftlich eingeladen, daß er doch ihn und seine Braut so oft besuchen möchte, als seine Geschäfte es ihm erlaubten. Er versprach es; und soll auch recht treulich Wort gehalten haben.

Da es noch nicht gar spät war: so wandelte Herr Blaukohl die Lust an, seine Schwester

ster

ster und seinen Schwager denselben Abend noch mit der Nachricht zu überraschen, daß er ein Bräutigam wäre. Er nahm daher seinen Weg durch die Straße in der sie wohnten, und da er noch Licht in der Wohnstube sah, klopfte er an und bat, daß man ihn einlassen möchte.

Wo in aller Welt kömmst denn Du so spät noch her, Simon? rief ihm die Schwester beim Eintritt entgegen; und siehst obendrein so freundlich aus, als hättest Du einen Besuch bey deiner Braut gemacht!

Bl. Schwester! Schwester! ist das Spaß oder Ernst?

Frau Hirschhorn. Je nun, das wollen wir gleich hören. Jetzt beichte: wo kömmst Du her?

Bl. (lächelnd) Eigentlich sollte ich Dir's nun nicht entdecken, da Du so ungestüm fragst! Aus Mitleid indeß — da ich besorgen muß, die Neugierde werde Dich um die nächtliche Ruhe bringen, so wisse es nur: ich komme vom Herrn Stadtschreiber Kunknagel, dessen —

Fr.

Fr. H. (ihm ins Wort fallend) — älteste Jungfer Tochter deine liebe Braut ist, nicht wahr?

Bl. Du hast's errathen, liebe Schwester; und da Du selbst ihr leztthin ein so gutes Zeugniß gegeben hast: so zweifele ich keinen Augenblick, daß ihr beyde, Du und dein lieber Mann, mit meiner getroffenen Wahl zufrieden seyn werdet.

Hr. H. Von ganzem Herzen, lieber Schwaiger! Gott gebe Ihnen seinen Segen zu ieder Verbindung, und beglücke Sie durch Ihre künftige lieb Frau so, wie er mich durch Ihre brave Schwester beglückt hat.

Fr. H. Ja, auch ich, lieber Bruder, wünsche Dir alles Gute! Ein tugendhaftes, verständigtes Weib bekommst Du, das weiß ich sicher; und — ich muß mich schämen, daß ich damahls, als wir von der Jungfer Kunkviagelein sprachen, die unüberlegten Worte fallen ließ: was denn ein armer Mann mit einem armen Mädchen solle! O, Ihr werdet gewiß recht glücklich mit einander leben!

Bl. Das hoffe ich auch. Wir lieben einander aufrichtig, und keines von uns beyden ist mit groben Fehlern, Vorurtheilen oder bösen  
sen

fen Gewohnheiten behaftet, die unser Glück zu untergraben im Stande wären. Ist das nicht weit mehr werth, als wenn wir einander große Reichthümer zubrachten? Wie unsicher dessen Besitz ist, davon weiß ich ja selbst ein Liedchen zu singen. Gesezt aber auch, wir wären reich geblieben; ist es nicht gleichwohl sehr wahr, was ein Berschen, das ich einmahl auswendig gelernt habe, recht artig ausdrückt:

„Und all' das Geld und all' das Gut  
Gewährt zwar viele Sachen;  
Gesundheit, Schlaf und guten Muth  
Kann's aber doch nicht machen.“

Und ist es also nicht Thorheit, wenn man den Besitz eines ansehnlichen Vermögens für die nothwendigste Bedingung zu einem zufriedenen Leben hält?

Nun mußte Herr Blaufohl noch umständlich erzählen, wie er zu dem Besitz seines Friederichens gelangt wäre. Dann erst wurde er entlassen, und begab sich mit heiterem Gemüth zur Ruhe: heiterer gewiß, als wenn ihm an dem Tage die Nachricht überbracht worden wäre, daß er in der Lotterie das große Loos gewonnen hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote  
aus  
Thüringen.

---

Zwey und funfzigstes Stück.

---

1811.

---

Bote. Wirth.

W. Heute erzählt Er mir also zum letzten Mahl von Herrn Blaufohl, Herr Gevatter?

B. Da ich Ihm künftiges Jahr die Geschichte des Herrn Pappel zu erzählen versprochen habe: so werde ich mich wohl kurz fassen, und Herrn Blaufohls Geschichte heute beendigen müssen.

W. Nun, wie ging es denn bey der Hochzeit her; ließ er den Schmaus wieder in der Blaumeise besorgen?

B. Davor wird er sich wohl gehüthet haben, nachdem er des Herrn Wirths genauere Bekanntschaft auf eine so unangenehme Weise gemacht hatte. — Ehe ich aber von der Hochzeit weiter spreche, muß ich Ihm doch von einem Entschlusse des Herrn Blaufohl Nachs

December 1811.

F f richt

richt geben, der noch vor der Hochzeit gefaßt wurde, und mir gar sehr von ihm gefallen hat.

Als er nämlich einmahl des Morgens sein Frühstück so allein genoß, und dabey mit den Gedanken ein Wenig in der Zukunft herumspazierte, fiel es ihm auch ein, wie angenehm es seyn würde, wenn er nun bald an der Seite seines Friederichens frühstücken, und sich dabey mit ihr freundlich unterhalten könnte. Ja, er ging noch weiter, und sah schon in Gedanken ein kleines liebes Wesen aus Friederichens Schooße sich munter herumtummeln, das der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Freude war. Aber in demselben Augenblicke fuhr ihm auch ein anderer Gedanke durch den Kopf, der ganz entgegengesetzte Empfindungen in ihm rege machte, als der vorige. Du, dachte er, wirst nun durch Friederichen zum glücklichen Ehemanne; aber der gute alte Stadtschreiber — wieviel verliert er nicht dadurch von seinem bisherigen Lebensglücke! Die Tochter, die du ihm nimmst, ersetzt sie ihm nicht bisher in seinem Hauswesen ganz den Verlust seiner seligen Frau? — Keine von den jüngern Töchtern ist noch im Stande, ihre Stelle

zu vertreten; unter 5 Jahren ist nicht daran zu denken, daß die zweene Tochter die Wirthschaft wird übernehmen können. Wie leicht kann der gute Mann bis dahin sterben; und dann müßtest du dir es vorwerfen, daß ihm in seinen letzten Tagen noch die Stütze durch dich entzogen worden wäre, deren er da gerade am nöthigsten bedurft hätte.

Den ganzen Tag ging ihm der Gedanke im Kopfe herum; doch endlich war sein Entschluß gefaßt, und er hoffte nur auf Gelegenheit, die Sache mit seiner lieben Braut weiter überlegen zu können.

Sie fand sich nach einigen Tagen, wo er nach Tische mit Friederichen allein einen Spaziergang machte. Hat denn, so fragte er sie, als sie vor das Thor gekommen waren, dein guter Vater wohl schon wegen seiner Wirthschaft einen Entschluß für die Zukunft gefaßt?

Fr. Gesagt hat er mir noch nichts darüber; und ihn zu fragen wäre ich nicht im Stande gewesen. So oft ich nur daran denke, daß mein Vater nun fremden Händen das Seine wird anvertrauen müssen, treten mir die Thränen in die Augen.

Bl. Da haben wir diese Tage her einerley Kummer getheilt, liebes Friederikchen. Mir ist aber Etwas eingefallen, wodurch demselben, wie ich glaube, mit Einem Mahle abgeholfen werden könnte. Wie wäre es, wenn wir deinem lieben Vater den Vorschlag machten, zu uns zu ziehen, und sich mit seinen Kindern bey uns in die Kost zu begeben? Da bliebe Alles in der bisherigen Ordnung. Er brauchte keine fremde Person anzunehmen, die ihm die Wirthschaft führte, und hätte doch in seinen Erholungsstunden auch immer jemand um sich, mit dem er eine freundschaftliche, vertraute Unterhaltung führen könnte. Nicht wahr, Du bist mit mir darin einverstanden?

Fr. Ach, wenn Du das zufrieden bist: so kann ich dem Tage, an dem wir uns mit einander verbinden wollen, dann erst mit recht frohem Herzen entgegen sehen: da mir der Gedanke an die künftige Lage meines guten Vaters nun die frohen Aussichten in die Zukunft nicht mehr trübt, die mir jener Tag eröffnet.

Bl. Wird aber auch dein lieber Vater gern in den Vorschlag einwilligen? Wird er genug Zutrauen zu mir haben, um nicht wegen meines

nes



nes künftigen Benehmens gegen ihn und die  
 Co:inen in Sorgen zu seyn?

Fr. Ich will ihm die Sache erst allein vorz  
 tragen; ich will ihm sagen, daß dein eigener  
 Gedanke, dein freyer Entschluß es gewesen wäre;  
 und — o ich weiß ja wie herzlich er Dich liebt,  
 wie sehr er deine redliche Gesinnung schätzt.

Sobald der Spaziergang geendigt war, und  
 Herr Blaufohl sich wieder entfernt hatte, machte  
 Friederike ihrem Vater den Antrag ihres Bräutis  
 gamis bekannt. Dieser fand dabey allerdings einige  
 Bedenklichkeiten, und willigte nicht sogleich ein:  
 sondern sagte, daß er die Sache erst ruhig überles  
 gen wolle. Als er aber sich völlig überzeugt hats  
 te, daß Herr Blaufohl wirklich, nicht etwa bloß  
 aus Artigkeit gegen seine Braut, sondern aus  
 Pflichtgefühl den Entschluß gefaßt hätte, ihn mit  
 den Kindern in sein Haus aufzunehmen: so nahm  
 er den Vorschlag an, und äußerte dabey gegen die  
 beyden Liebenden gerührt seine Freude, daß ihm  
 Gott so dankbare, für sein Wohl auch mit eigener  
 Aufopferung sorgende Kinder geschenkt habe.

Der Tag rückte nun immer näher heran, den  
 der Herr Stadtschreiber zur Hochzeitsfeyer anbes  
 raumt hatte. Die nöthigen Vorbereitungen zu  
 der neuen Wirthschaft wurden unter der Hand  
 ges

gemacht. Herr Blaukohl ließ einige Veränderungen in seinem Hause vornehmen, um seinem guten Schwiegervater so viel Bequemlichkeit als möglich darin zu verschaffen. Dieser hatte seine bisherige Miethe aufgekündigt, und wies das Küchengeräth, das in seiner Wirthschaft zeither war gebraucht worden, Friederiken als einen Theil ihrer Ausstattung an. Die Frau Hirschs Horn ließ es sich nicht ausreden, daß sie die Besorgung des Hochzeitmahls übernehmen wollte, und schaffte nach und nach an, was dazu etwa nöthig war. Ausdrücklich hatte Herr Blaukohl auch eine gute Mahlzeit für alle seine Arbeitsleute bey ihr bestellt, so wie er schon bey seiner Hochzeit in Surinam darauf bedacht gewesen war, denjenigen einen frohen Tag zu bereiten, die für ihn arbeiteten, und denen er also einen guten Theil seines Wohlstandes verdankte.

An dem Hochzeittage ging Alles so einfach zu, als es irgend für einen solchen Ehrentag passend war; eben deshalb waren aber auch alle, die an dem Feste Theil nahmen, recht herzlich vergnügt, und kein wildriger Auftritt störte die gesellschaftliche Freude. Sehr zahlreich war die Versammlung nicht; außer den nächsten Ans

Anverwandten, wurden nur noch einige Herzensfreunde des alten Herrn Kunknagel dazu gebeten.

Als das Brautpaar vom Trau-Altare zurückkehrte, führte der Herr Stadtschreiber es erst in ein Nebenzimmer, um ihm da ganz ungestört seinen väterlichen Segen ertheilen zu können. „Gott segne Euch, ihr guten, lieben Kinder!“ sagte er mit inniger Rührung, „und erhalte Euch immer den innern Frieden, der aus der Ueberzeugung entspringt, daß wir Gottes Kinder und seiner Vaterliebe nicht unwürdig sind!“ — Friederike und ihr Bräutigam umarmten lautschluchzend den frommen Greis, und drückten ihm, so gut es der Drang ihrer Empfindungen verstattete, den innigsten Dank aus für die Vätertreue, die er an Friederiken stets bewiesen, für das Zutrauen, von dem er ihrem Bräutigam so vielfältige Proben gegeben habe, und für den ertheilten väterlichen Segen. — Dann traten sie zusammen in das Zimmer, in welchem die übrige Gesellschaft sich versammelt hatte, und empfingen auch da viele aufrichtige Beweise von der Theilnahme guter Menschen an ihrem Glücke.

Nach

Nachdem das Mittagsmahl eingenommen war, machte die Gesellschaft einen angenehmen Spaziergang; und da der Rückweg sie am Gottesacker vorüber führte, schlichen sich Herr Blaufohl und seine Braut unvermerkt von der Gesellschaft weg, um an den Gräbern ihrer guten Mütter und an dem Grabe des seligen Herrn Blaufohl, den Verklärten, deren Leiber in diesen Gräbern ruheten eine Thräne des gerührtesten Danks zu weihen. —

Acht Jahre genoß der Herr Stadtschreiber noch die Freude, seine älteste Tochter an der Seite ihres guten Mannes glücklich zu sehn. Drey Enkelchen, die ihm geboren wurden, waren die Wonne seines Alters. Auch seine übrigen Kinder wuchsen zu guten Jünglingen und Jungfrauen empor, und er konnte, als Gott ihn von der Erde abrief, sie mit dem beruhigenden Bewußtseyn verlassen, daß seine Nachkommen ihm Ehre machen, und, so wie er gethan hatte, auf Gottes Wegen gehen würden.

Herr Blaufohl hatte sich die Liebe und das Zutrauen seiner Mitbürger in dem Grade erworben, daß sie ihn, bald nach dem Ableben seines guten Schwiegervaters zum Bürgermeister ernannten; und diesen Posten bekleidete er bis ans Ende seiner Tage, zur allgemeinen Zufriedenheit der Krebsleber Bürgerschaft.

Ende der Geschichte Simon  
Blaufohls.





H. Sax E 372

